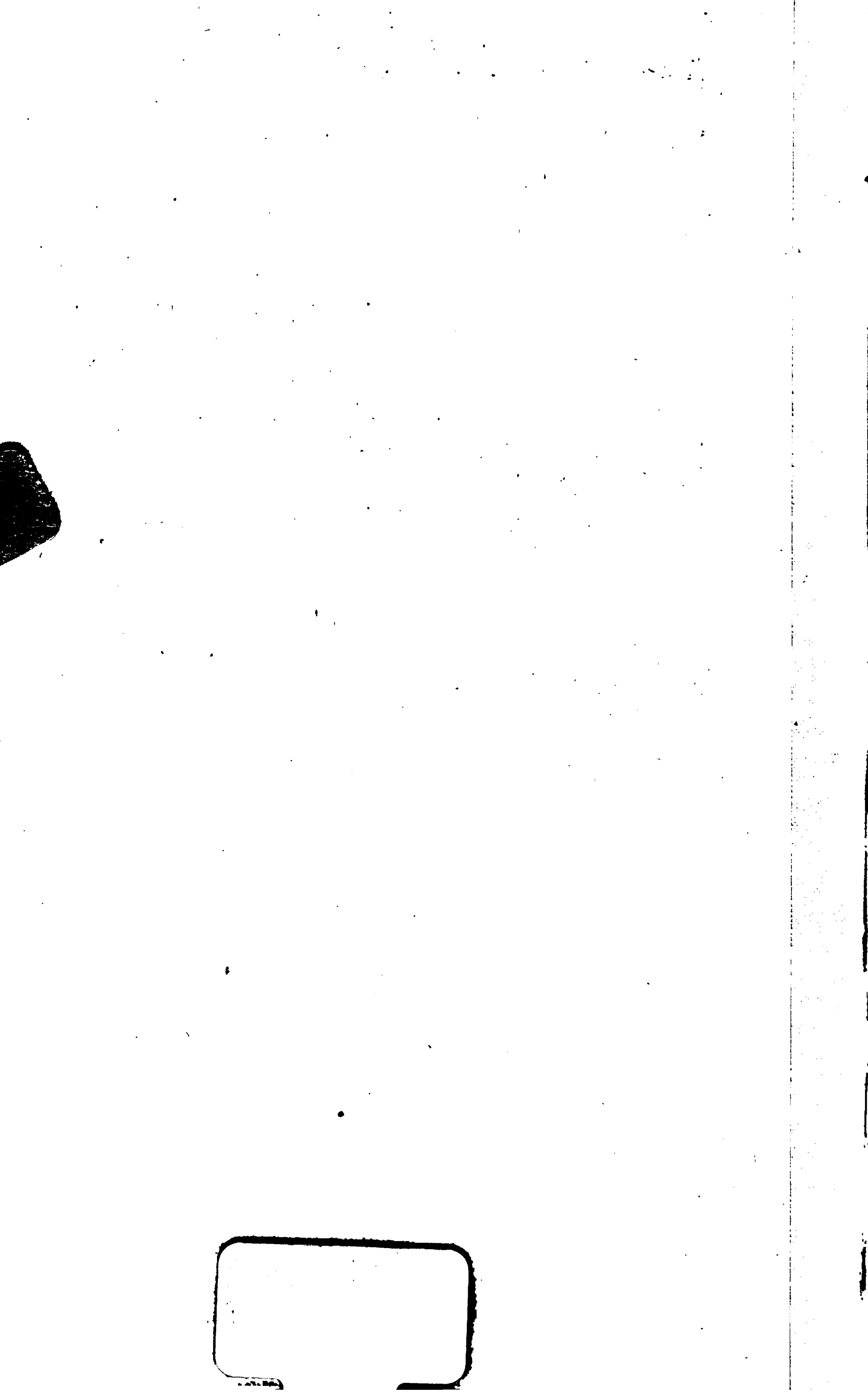
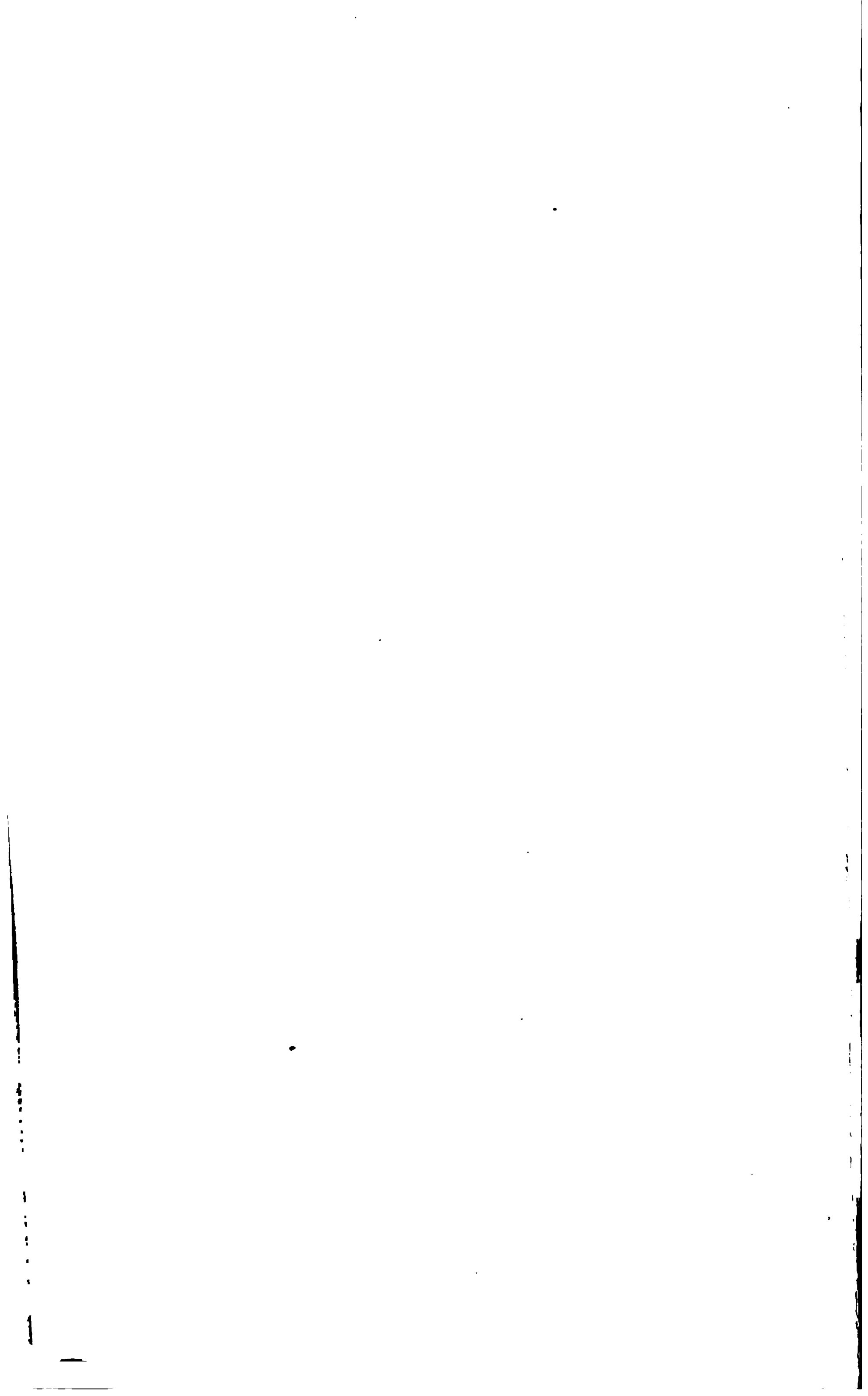




Gesammelte Schriften

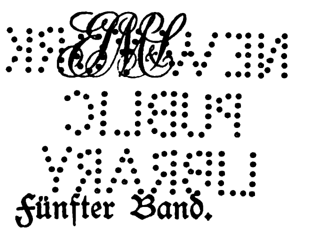
und

Denkwürdigkeiten

des

General-Feldmarschalls

Grafen Helmuth von Moltke.



Fünfter Band.

Briefe, zweite Sammlung, und Erinnerungen.

Berlin 1892.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—70.

Briefe

des

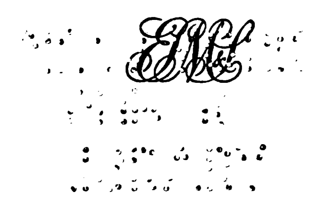
General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke

— zweite Sammlung —

und

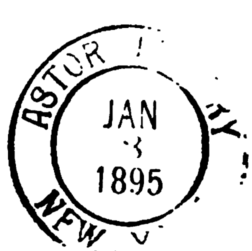
Erinnerungen

an ihn.



Mit zwei Bildniß-Zeichnungen des Feldmarschalls.

Berlin 1892.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—70.


ASTOR
JAN
3
1895
NEW



Vorrede zum fünften Bande.

Der vorliegende fünfte Band der gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen Moltke bringt in unmittelbarem Anschluß an den vierten Band den zweiten Theil der Briefsammlung; zunächst die wenigen erhalten gebliebenen Briefe an den Vater, ferner eine Auslese derjenigen an die übrigen Geschwister.*) Der Inhalt dieser Briefe schließt sich an das dem Leser bereits durch den ersten Briefband bekannt Gewordene an, indem er zugleich das Charakterbild des Feldmarschalls und die Kenntniß von dem Verhältniß zu den Seinigen bedeutend vertieft.

---

*) Von diesen gehören die Briefe an den Vater, die Briefe an die Schwester Auguste, sowie mehrere an den Bruder Fritz (diejenigen vom 8. November 1866, 12. Dezember 1870, 13. Juni und 11. Dezember 1871 und vom 24. Juni 1874) der v. Burtschen Sammlung von Briefen des Feldmarschalls an und sind Eigenthum der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, die in dankenswerthem Entgegenkommen zu Gunsten der Einheitlichkeit des Gesammtwerkes die Briefe hierher zum Abdruck überwiesen hat.

Die demnächst folgende Gruppe der Briefe an das jüngere Geschlecht, an den Neffen Wilhelm und dessen Kinder, die ihrem Beginne nach bereits in das höhere Lebensalter des Briefschreibers fällt, zeigt uns dessen ehrwürdige Gestalt von einer neuen Seite. Wir sehen ihn als Pädagogen bei der Arbeit, mit sorgsamer Hand und wachsamem Auge, vor Allem mit warmem Herzen und in treuer Geduld, die Erziehung der Neffen fördern, ihnen klugen Rath ertheilen aus der Fülle seiner Erfahrungen und seiner Menschenkenntniß, und in Vorsorge, wo es nöthig ist sie warnen. Wir sehen, wie er als Familienhaupt, ein wahrhafter Patriarch, das Blühen seines ganzen Geschlechts, das Gedeihen jedes einzelnen Mitgliedes liebend umfaßt, mit den Kleinen als der „Opapa“ scherzt, den Großen aber in allen Lebenslagen ein Vater im edelsten Sinne des Wortes ist.

Als letzte Abtheilung gliedert sich der Briefwechsel mit Gönnern, Freunden und Kameraden und der durch besondere Gelegenheiten hervorgerufene an. Hier findet sich in gedrängter Kürze noch einmal Alles vereinigt, was den Feldmarschall als Menschen in unseren, den Augen seiner Zeitgenossen so erhaben erscheinen läßt, Alles, was kommende Geschlechter an ihm bewundern und, will Gott unserem Vaterlande wohl, sich als Richtschnur dienen lassen werden. Auch diese Briefe sagen uns, daß ihm nichts Menschliches fremd war, daß er von der hohen Warte seines Geistes alles menschliche Thun und Denken übersah und in sich und aus sich heraus die richtige Lösung jeder an ihn herantretenden Frage fand.

Somit schließt die für die Veröffentlichung in den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten“ ausgewählte Briefsammlung. Der Herausgeber hat bei ihrer Zusammenstellung lediglich nach dem Gesichtspunkte gearbeitet, der ihm durch ein Schreiben des Feldmarschalls an seinen Bruder Ludwig gegeben war.

Graf Moltke schrieb:

Berlin, den 13. Juli 1874.

Lieber Ludwig!

Im Begriff nach Creisau abzureisen, erhalte ich Dein Schreiben vom 11. d. M. Ich bitte Dich, das Ansinnen des pp. F.... abzulehnen. Nach meinem Tode mag veröffentlicht werden, wenn wirklich etwas von Interesse in meinen Briefen noch enthalten ist, woran ich zweifle; jedenfalls aber nicht ohne eine sorgfältige Musterung und Redaktion. Jetzt aber ist mir diese Oeffentlichkeit zuwider.

Mit herzlichen Grüßen

Helmuth.

Die zweite Hälfte des Bandes bilden Erinnerungen an den Heimgegangenen. Manches freilich, was erhofft und eifrig umworben und erstrebt wurde, ist ausgeblieben, Anderes, dessen Vorhandensein vermuthet werden durfte, ist im Wechsel der Zeiten, und wohl für immer, verloren gegangen, Vieles aber wurde über Erwarten bereitwillig zur Verfügung gestellt. Alle diejenigen, die durch ihre Mittheilungen das Bild unseres nationalen Helden vervollständigten, mögen an dieser Stelle noch einmal den Dank der Familie freundlich entgegennehmen. Die Erinnerungen selbst stellen sich dar als ein Blüthenkranz von Liebe, Verehrung und Dankbarkeit und wollen, mögen sie Bedeutendes oder Unscheinbares bringen, so beurtheilt sein. Denn auch im Unscheinbaren birgt sich oft ein tiefer Sinn und ein hoher Werth, und wahrlich, der Mann, von dem die Erinnerungen reden, verdient es, daß auch das Kleinste, was ihm gilt, nicht der Vergessenheit anheimfalle.

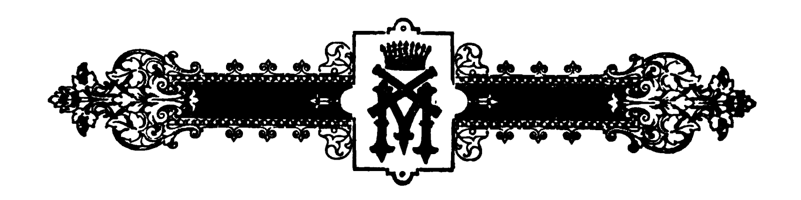
Als Abschluß des Bandes folgen endlich die Rede des Herrn Feldpropstes D. Richter am Sarge des Verewigten und die in der Königlichen Akademie der Wissenschaften von Herrn Geheim-

rath Dr. Curtius gehaltene Gedächtnißrede. Beide sprechen eine beredte Sprache: dort kommt in weihevoller, ernster und tiefer Begründung das Verhältniß des Todten zu Zeit und Ewigkeit, zu seinem Schöpfer zum Ausdruck, hier das in klassischer Form dargelegte Wirken des Akademikers im Kleide des Kriegers auf den lichten Höhen der Wissenschaft.

Ein chronologisches Verzeichniß aller in den fünf Bänden veröffentlichten Briefe des Feldmarschalls, wie es in der Vorrede zum vierten Bande zugesagt war, beschließt den Band und ermöglicht, sämmtliche Briefe auch nach ihrer zeitlichen Reihenfolge lesen zu können, während deren Anordnung in Gruppen, an die Empfänger, erkennen ließ, wie eigen der Feldmarschall in seinem Verkehr mit jedem Einzelnen seinen Standpunkt wählte und einhielt.

Berlin, den 3. Juli 1892.

v. Leszczynski,
Oberstlieutenant.



Inhalts-Verzeichniß.

Briefe, zweite Sammlung.

Erinnerungen an den Feldmarschall.

Abbildungen:



Briefe, zweite Sammlung.



I.

Briefe an die Familie.



Aus Briefen an den Vater.

—•●•—

Ueber den Lebensgang des Vaters geben dessen in Band I Seite 8 u. flgde. mitgetheilte Erinnerungen Auskunft.

Magadino am Lago Maggiore, den 2. November 1840.

Am 22. Oktober hatte ich in Ilmenau vier Wochen zugebracht und nahm mein letztes Bad im Schnee, der durch das offene Dach in die Douche hineinfiel. Die schönen Tannen des Thüringer Waldes beugten ihre Zweige unter der weißen Bürde, und als ich das Gebirge überschritten, vertauschten wir den Schnee gegen Regen und Sturm. Leider passirte die Post Koburg und Bamberg bei finsterer Nacht, und ich bekam nichts von dieser schönen Gegend zu sehen.

Nicht wenig überrascht war ich, auf dem Wege von Nürnberg im dunklen Postwagen eine türkische Unterhaltung anfangen zu hören, aber noch mehr waren es die beiden von der Leipziger Messe zurückkehrenden Armenier, als sich ein Dritter in ihr Gespräch mischte. Der Aeltere war in der Nähe von Egin am Euphrat gebürtig, und als ich ihm die Dörfer und Berge jener Gegend hernannte, die ich mehrfach durchkreuzt, als ich ihm

erzählte, daß die Kurden, welche so oft sein Dorf verwüstet, bezwungen seien, und daß man angefangen habe, die Kirche wiederherzustellen, da ging ihm das Herz über. Er war 46 Jahre aus seiner Heimat fort, aber er wußte noch genau, wie viele Maulbeerbäume auf seinem Weinberge stehen müßten, und was für Obstsorten am Hause wüchsen. Haus und Garten hatte er als zehnjähriger Knabe seinen türkischen Drängern preisgegeben, war nach Konstantinopel ausgewandert und hatte sich durch Sparsamkeit und Handel ein Vermögen erworben.

Ostern vorm Jahr reist Jann Karabetha zur Leipziger Messe, ein Jude schwatzt ihm ein Loos zur Berliner Lotterie auf, und der Mann gewinnt — 50000 Thaler. Seine Eltern sind längst gestorben, zwei Schwestern wohlhabend in der Walachei verheiratet, Brüder, Frau und Kinder hat der schon betagte Mann nicht. So hegt er nur einen Wunsch, vor seinem Tode noch einmal nach Merkeß am Euphrat zurückzukehren, um sein Vermögen für sein Dorf anwenden zu können. Es war rührend anzuhören, wie er sich die Scene ausmalte, wenn er sich die Echtzar oder Aeltesten versammelte (die wahrscheinlich alle schon begraben), wie er die Kirche ausbauen, Bäume pflanzen, die Erfindung der Schubkarren in einem Lande einführen wollte, wo alle Lasten noch auf der Schulter geschleppt werden, wie er Kartoffeln mitnehmen wollte, die man dort noch nicht kennt, einen Pflug mit Rädern bauen wollte u. s. w. In der That, ein solcher Mann wäre der wahre Wohlthäter seiner Heimath. Nicht die fränkischen Instrukteure und europäische Taktik und nicht der Hattisherif von Gülhane sind dem Lande noth, sondern der Schubkarren und die Kartoffel. Aber alle diese schönen Pläne lassen sich nur verwirklichen, wenn Sicherheit des Eigenthums und der Person da ist, und gerade das darf der wackere Mann nicht am Euphrat erwarten, am wenigsten, seit nach der Niederlage des türkischen Heeres die Kurden frei geworden und ihr altes Raubwesen wieder begonnen. So mußte ich dem

Armenier rathen, noch zu warten, und ihn auf eine Zukunft vertrösten, die er kaum erleben wird.

Doch ich kehre aus Armenien nach Schwaben zurück, ein köstliches Land, mit Waldgruppen und Wiesen, Dörfern und Mühlen, alten Ritterburgen und freundlichen Städtchen bedeckt. Gleich Ellwangen ist eins der niedlichsten, die man sehen kann, mit einem schönen Schloß, einem großen Kloster mit Thürmen und Wallfahrtsörtern. Die Straßen in Württemberg sind wohl unterhalten aber unbegreiflich geführt. Es scheint, daß man noch genau die Richtung beibehalten habe, die sie zur Zeit hatten, als die Ritter noch oben auf den Gipfeln der spitzen Basaltkegel, auf dem Rechberg, Staufen und Hohentwiel, horsteten. Später hat man die Saumpfade in Fahrwege und diese in Chausseen umgewandelt. Sie scheinen die Höhen absichtlich aufzusuchen, und selbst im schönen Remsthal, in dem man zehn Meilen weit hinfährt, erklimmt man mühsam Anhöhen, um jenseits mit zwei Hemmschuhen wieder hinabzufahren. Wer zu seinem Vergnügen reist, verliert dabei nichts, aber es ist ein schreckliches Loos, Postpferd in Württemberg zu sein.

Wo die Rems sich in den Neckar ergießt, senkt man sich in ein weites, wunderbar schönes Thal. Das liebliche Städtchen Cannstatt mit einer prachtvollen Brücke über den Strom, der hier über ein langes Wehr braust, reiche Felder und Dörfer mit stattlichen Kirchen und Thürmen füllen den Grund aus. Das im antiken Stil erbaute Lustschloß Rosenstein erhebt sich über dem Städtchen, und hohe Berge schließen den Kessel ein, an dem Weinberge mit zahllosen weißen Winzerhütten viele Hundert Fuß emporsteigen, und deren Gipfel Burgtrümmer krönen.

Eine schöne Straße zwischen hohen Pappeln und durch Gartenanlagen führt in einer halben Stunde nach Stuttgart. Ich ziehe in mancher Hinsicht die württembergische der gefeierten bayerischen Hauptstadt vor. Hier hat der König Alles, dort die Einwohner mehr gethan, und die Lage von Stuttgart ist eben=

so schön, als die von München trostlos ist. Stuttgart füllt den ganzen Boden eines tiefen Bergkessels aus; unmittelbar hinter den Häusern steigen die Anhöhen schon empor, welche bis zu ihren Gipfeln mit Weingärten bekleidet sind. Felder und Aecker sieht man nirgends, es ist, als ob die Stadt nur von Trauben lebt. Es war eben Weinlese, und Raketen und Schüsse leuchteten rings umher aus der Abenddämmerung hervor. Ein Vorzug von Stuttgart ist endlich das Marquardtsche Hotel, der beste Gasthof, den ich irgend gefunden, und in dem ich mich nach drei auf dem Postwagen zugebrachten Nächten köstlich erquickte.

Mein erster Gang war auf den hohen Thurm der Stiftskirche, und es lohnt wohl, die zweihundertundfünfzig Stufen zu ersteigen. Man überblickt hier Alles und kann sich nachher leicht orientiren. Dann besuchte ich das alte Schloß, eine schöne Burg mitten in der Stadt mit großen runden Thürmen und prachtvollen Arkaden im Schloßhof. Die Vorfahren liebten nicht nur, ihre Wohnungen auf die höchsten Gipfel zu legen, sondern bewohnten auch in denselben gern die obersten Geschosse. Ein alter Graf von Württemberg hat sich daher hier eine Stiege anlegen lassen, auf welcher man bequem bis zum vierten Stockwerk hinaufreiten kann. Ein Stein an der Thürschwelle diente zum Auf- und Absitzen. Im Erdgeschoß befindet sich eine schöne Reitbahn, in der die Turniere gehalten wurden. Das neue Schloß ist ein recht schönes Gebäude und steht im besseren Verhältniß zur Größe des Landes als das Christiansborger, wo die Kräfte des Staates nicht ausreichen, die Zimmer zu heizen.

Vormittags fuhr ich nach Cannstatt, wo ich ein köstliches Bad in einem Sauerbrunnen nahm. Dieser sprudelt mannsstark und zwei Fuß hoch in einer großen Marmorschale empor. Er hat einen höchst angenehmen Geschmack. Nach der Parade besah ich noch die Königlichen Ställe mit zweihundertundfünfzig Landbeschälern. Im Leibstall bewunderte ich einige echte Araber, kleine Schimmel, die kaum vier Fuß zehn Zoll maßen, und von

denen man aus englischen Stuten die größten Pferde gezogen hatte. Der König kam darüber zu. Er geht öfters in seine Ställe, der Zutritt ist auch eigentlich untersagt, indeß grüßte er freundlich.

Ueber Tübingen, das ebenfalls sehr hübsch liegt, richtete ich nun meinen Weg nach Basel, wo ich Morgens früh eintraf und mich sogleich aufmachte, den „Laufen" zu sehen. Ich erlasse Dir die Schilderung dieses Naturwunders; man könnte auch ebenso gut eine Musik wie einen Wasserfall beschreiben. Ohnehin hat schon Jedermann so viel über den Rheinfall gelesen, ehe er einmal selbst hinkommt, daß dies Schauspiel wohl sehr schön sein muß, um dennoch allen Erwartungen zu entsprechen. Alles ist hier im großen Maßstabe, die Breite des Stromes 200 bis 300 Fuß, die Höhe des Falles 80 Fuß und die Wassermasse ungeheuer. Zwei schöne Burgen erheben sich neben dem Sturz, und die schneebedeckten Alpen bilden den duftigen Hintergrund.

Ganz besonders imposant ist der Anblick auf dem linken Ufer vom Schlosse Laufen. Die Bildung der Felswand drängt den herabstürzenden Wasserstrahl etwas nach der Mitte des Stromes zu, so daß ein schmaler Raum zwischen dem Gestein und dem unteren Theil der Kaskade blieb. In diese Spalte hinein hat man von starken Balken und eisernen Klammern ein Gerüst gebaut, auf dem man dem gewaltigen Rheinfall ganz nahe treten kann. Von der Burg steigt man viele Stufen zu jener Brücke herab, und indem man um die letzte Felsecke tritt, sieht man nicht ohne Entsetzen die furchtbare Wassermasse gerade auf sich zustürzen. Kein Menschenwerk könnte diesem Andrange auch nur eine Minute widerstehn, wenn der Strom nicht schon von oben her in seiner Richtung bestimmt wäre. Die Felsen selbst erzittern fühlbar unter dem Fall einer Masse von mehreren Millionen Pfund, der sich in jeder Sekunde erneuert. Die smaragdgrüne, klare Fluth hat sich in schneeweißen, siedenden Schaum verwandelt, donnernd wüthet sie in weißgelockten Wogen

herab, thürmt sich hochauf an den Felsblöcken, die ihr widerstehen, wühlt sich tief ein unter dem Spiegel des unteren Stromes und kommt zischend und wirbelnd weithin wieder zu Tage. Dichte Dampfwolken steigen aus dieser Wasserhölle empor, und lichte Regenbogen schweben in ruhiger Klarheit auf dem rastlos bewegten Gewühl „like love that watches madness“.

Sollte man glauben, daß Jemand, der diesen Anblick in der Wirklichkeit genießen kann, sich in ein Zimmer einschließen wird, um das Bild desselben zu beschauen? Und doch hat man nicht so Unrecht, es zu thun. Freilich ist es die Natur selbst, welche dieses Bild zeichnet. Unterhalb des Falles erhebt sich im Strom das alte thurmartige Schloß Wörth, jetzt eine Restauration. In einem der oberen Gemächer siehst Du eine mit weißer Leinewand überzogene Scheibe hängen. Die Fenster werden geschlossen, und flugs malt Dir eine Camera obscura den ganzen prächtigen Rheinfall mit unnachahmlicher Treue, alle Details in reizender Ausführung, auf die weiße Leinwand — eine kostbare Studie für die Landschaftsmaler, aber auch so noch in seiner steten Beweglichkeit schwer aufzufassen und schwerer wiederzugeben.

Der erste Lichtstrahl durch das wiedergeöffnete Fenster zerstört den ganzen Zauber. Ich hatte das Glück, den Rheinfall bei reichlichem Wasser und an einem sonnenhellen Mittag zu sehen, und nehme davon ein bleibendes Bild im Gedächtniß mit.

Am Abend kam ich in Zürich an, einer der reizendsten Städte, die man sehen kann. Sie liegt in einem tiefen Thal, wo die klare Limmat mit reißender Schnelle aus dem prachtvollen Gebirgssee abfließt. Die lange Brücke, die unmittelbar über die Ausmündung führt und von dem Stadthause, der Halle und dem schönen Dom umstanden ist, bildet eine der köstlichsten Promenaden, die man irgendwo findet. Am Ende des Sees erheben die schneebedeckten Alpen von Glarus, der Gotthard, die Gletscher des Berner Oberlandes ihre Riesenhäupter in

weitem Halbkreise und wurden von der sinkenden Sonne noch erleuchtet, während ein zauberisches Halbdunkel schon auf der spiegelglatten Fluth ruhte, die ein Dampfschiff in leise Wellenbewegung versetzte.

Zürich war bisher befestigt, und man hat Mühe zu glauben, daß nicht die Natur, sondern Menschenhände diese Berge von Erdwällen mit schöner Mauerbekleidung aufthürmten, welche die Stadt gegen die sie umgebenden Höhen defiliren sollten. Gegenwärtig hat man vollauf zu thun, jene Wälle wieder abzutragen. Die Baustellen waren in Zürich zu enormen Preisen angewachsen und die Straßen überaus enge gebaut; erst jetzt, nachdem die Stadt ihr Eisenkleid auszieht, dehnt sie sich freier aus. Prachtvolle Gebäude, wie die Kornhalle und das Krankenhaus, steigen empor. Der Besitzer des trefflichen Gasthofes, in dem ich wohnte, hat ein Stück See für 12000 Gulden gekauft. Seit drei Jahren schon führt er unablässig ein Stück Wall hinein, schon hat man ihm vierzigtausend Gulden für diesen Bauplatz wieder geboten.

In Zürich hatte ich die Freude, in einem Schweizer Blatte die Nachricht von der Einnahme von Sayda in Syrien mit dem Nachsatze zu lesen: „Die Vordersten bei Erstürmung des Platzes waren Se. Königliche Hoheit der Erzherzog Albrecht und der preußische Hauptmann Laue.“ Wäre mein armer Freund ein Franzmann, die ganze große Nation würde die Backen voll davon nehmen, da er aber nur ein Preuße ist, so wird wohl Keiner weiter Kenntniß davon nehmen.

Zur Feier meines Geburtstages veranstaltete der Himmel ausnahmsweise einmal einen Sonnenschein, und ich machte eine unvergeßlich schöne Tour von Zürich über den Albis längs des Zuger Sees nach Schwyz und Brunnen am Vierwaldstätter See. Seit den letzten Jahren hatte ich diesen Tag in recht verschiedenen Umgebungen zugebracht. 1833 in Genua, darauf in Kopenhagen, dann am Bosporus und am Euphrat, voriges

Jahr krank, aber unter der treuen Pflege meines Freundes Vincke und seiner Frau zu Pest, dies Jahr wohl und munter am Fuße der Alpen. Aber was ich am 28.*) Oktober noch nie unternommen, war, im Freien zu baden. Wie gut die Kur in Ilmenau mich schon abgehärtet, kannst Du daraus schließen, daß ich, nachdem ich die Nacht auf dem Postwagen zugebracht, im Schneewasser des Rheins bei Schaffhausen, im klaren Spiegel des Züricher Sees und heut im Vierwaldstätter See gebadet habe, den der Föhn, ein heftiger Südwind, so aufgeregt, daß die Wellen wie Wogen des Meeres an die Ufer schlugen. Alle wollenen sowie baumwollenen Jacken und Unterkleider habe ich abgelegt, und trotz des kalten Regenwetters diesen Herbst befinde ich mich (unberufen) vortrefflich.

Brunnen liegt nun schon unmittelbar am Fuße der höchsten Alpen. Jenseits erhebt sich der Pilatus mit zackigem Haupt und der Rigi, den zu besteigen der dies Jahr ungewöhnlich früh und stark gefallene Schnee leider verbietet. Bei seinem Anblick dachte ich an Dich, lieber Vater, wie das Pferd vor Deinem Wagen beim Herabfahren durchgegangen ist. Bei diesen schrecklich hohen, schroffen Felswänden ist das ein entsetzlicher Gedanke. Hier in Brunnen wurde der erste eidgenössische Bund geschlossen, drüben auf der kleinen Wiese am Grütli war die zweite wirkliche Zusammenkunft, und bei jener einfachen Kapelle an der steilen Bergwand war es, wo Tell ans Land sprang und das Schiff des Landvogts in den stürmischen See zurückstieß. Gerade so ein Sturm mochte es gewesen sein, wie wir am 29. hatten, aber Geßler hatte kein eisernes Dampfschiff wie wir, um dagegen anzukämpfen. Indessen mußten wir doch auch, ehe wir das Schiff erreichten, in einem Nachen quer über den See bis zum Grütli rudern, wobei wir arg geschaukelt wurden. Der

*) Auch hier zeigt es sich wieder, daß Moltke häufig das richtige Datum, 26. Oktober, seines Geburtstages vergaß. Vergl. Bd. I, Seite 124, Anm.

Föhn stürzt so gewaltig und so unregelmäßig aus den Felsthälern hervor, daß der Steamer nur mit Mühe Flüelen erreichen konnte. Oft rissen die Windstöße Staubwolken wie Wasserhosen im Kleinen auf der Oberfläche des Wassers empor, und wir kämpften so langsam dagegen an, daß ich volle Muße hatte, die wunderbare Schichtung des Gebirges zu studiren.

Von Altdorf aus ging es nunmehr auf den Gotthard zu, aber jetzt wird die Geschichte schrecklich, und es ist schade, daß schon der Umstand, daß ich diesen Brief aus Italien schreibe, Euch verräth, daß ich wirklich hinüber gekommen bin. Es ereignete sich nämlich allerdings das Schlimmste, was einem Reisenden auf dieser Tour begegnen kann: plötzliches Thauwetter und heftiger Regen, nachdem kurz zuvor viel Schnee gefallen ist. Die Lawinen, denen bekanntlich diese Straße vorzugsweise ausgesetzt ist, sind nur im Winter und Frühjahr in ihrer ganzen furchtbaren Größe, indessen haben wir doch auch eine kleine Probe davon zu sehen bekommen. Als wir von Altdorf ausfuhren, war der Sturm so heftig, daß die armen Pferde fast nicht dagegen ankonnten. Trotz des herabströmenden Regens erhielt ich mich auf dem Bock der Diligence, um die erhabene Schönheit der Straße zu genießen. Solche Thalränder, solche wohl tausend Fuß hohen senkrechten Steinwände und solchen tollen Strom, wie die Reuß, habe ich noch nicht gesehen. Bald windet sich die Chaussee noch höher an der Berglehne empor, und der Strom braust tief unter uns in schauerlichen Schluchten. Dann treten die Felsen enger zusammen, die Straße wendet sich plötzlich und setzt über einem kühnen Bogen auf die andere Thalwand hinüber. Unfern des Dorfes Wasen erschallt durch das laute Brausen des Flusses hindurch plötzlich ein donnerartiges Getöse. Uns gerade gegenüber löste sich hoch oben an der Schneegrenze eine dunkle Masse ab und bewegte sich mit stets zunehmender Schnelligkeit durch eine Felsschlucht abwärts. Eine Dampfwolke bezeichnete ihre Bahn, jetzt kam sie weiter

unten zum Vorschein, große Steine und Felsstücke setzten in tollen Sprüngen vor ihr her, und mit furchtbarem Krachen wälzte sich diese „Steinschurre“ bis ganz hinab in den Strom. Wir standen gerade gegenüber, aber wohl zweihundert Fuß über der Thalsohle, so daß wir dem Schauspiel unbesorgt zuschauen konnten. Im Nu war das ganze Bett der Reuß zugedämmt, der Strom staute sich an, brauste und schäumte, aber im nächsten Augenblick hatte er das Hinderniß schon bewältigt und stürzte dunkelgefärbt über Steintrümmer und Baumstämme fort. Eine solche Steinschurre ist nur eine Kleinigkeit, außer wenn man ihr gerade in die Quere kommt; was aber ein förmlicher Erdfall sagen will, das hatte ich Tags zuvor in Goldau gesehen. Dort hatte sich, ich glaube 1806, eines Nachmittags eine ganze Bergwand abgelöst und in wenig Augenblicken das ganze reiche Dorf mit Menschen und Vieh, mit Feldern und Häusern begraben. Goldau liegt mindestens eine Viertel-, vielleicht eine halbe Meile vom Gipfel jenes Berges entfernt, und wenn ich es nicht gesehen, würde ich es nimmer glauben, daß Steinblöcke von der Größe eines Hauses auf solche Entfernung fortrollen könnten. Einmal in Bewegung gesetzt, kann ihnen freilich nichts widerstehn. Noch heute ist der Anblick dieser Stätte schrecklich. Stein über Stein bedeckt eine Fläche von weit über eine Meile im Umfang, kaum daß eine Tanne hin und wieder aus dieser Zerstörung aufkommt, die blühende Saaten und reiche Wohnungen zehn bis zwanzig Ellen hoch überdeckt, ein Herculanum für spätere Jahrtausende, die unter diesen Steinmassen die Zustände dieser Zeit erspähen können, wie wir die der Römer unter der Asche des Vesuvs.

Noch ehe wir das Dorf Göschenen erreichten, war eine Steinschurre hinter, eine andere vor uns auf die Straße selbst herabgefallen, so daß wir zu Wagen weder vor- noch rückwärts konnten. Es blieb also nichts übrig, als zu Fuße weiterzugehen. Das war aber auch nicht so leicht, denn die Zwischen-

räume der lose liegenden Trümmer waren mit Schlamm angefüllt, in den wir in der Dunkelheit bis über die Kniee einsanken. Dabei war es gar nicht gut, lange zu verweilen, weil immer noch einige supplementarische Nachträge herunter kamen. Bei finsterer Nacht und im Gußregen kamen wir zu Göschenen an, es wurden Leute abgeschickt, um unser Gepäck zu holen, und auch die Pferde wurden durchgeschafft; der Wagen wird aber wohl noch eine Weile stehen bleiben.

Am folgenden Tage hatte sich der Sturm etwas gelegt, aber der Regen floß um so beharrlicher. Das hinderte aber nicht, unsere Wanderung fortzusetzen und uns über die schauerliche Größe dieses Alpenthales zu freuen. Am Schöllenen ist eine so mißliche Stelle, daß neben der Straße von Entfernung zu Entfernung sogenannte Refuges angebracht sind, Nischen in der Felswand, in welche die Reisenden sich flüchten können, wenn sie die Lawinen, die hier sehr häufig fallen, ankommen sehen. Bei Tage ist dies wohl auch ganz möglich. Bei einer Höhe von tausend Fuß würde ein Stein im freien Fall über acht Sekunden gebrauchen, an der Felswand kann man das Drei- und Vierfache annehmen. Bei Tage also, wenn man aufmerksam ist, kann man mittlerweile 100 Schritte fortlaufen, nur muß man nicht etwa gerade in die Richtung hineinrennen. Während der Nacht war hier eine Schurre herabgekommen, die wegen des hindurchströmenden Baches recht unangenehm zu passiren war. Das Thal erreicht nun die Spitze des Grausigen an der Teufelsbrücke. Die hohen senkrechten Granitwände zu beiden Seiten, der hundert Fuß hohe Sturz der Reuß unter den Brückenbogen fort sind oft genug beschrieben und abgebildet. Jenseits kommt man in das Urner Loch, eine in den Fels gesprengte Galerie, und aus dem Dunkel derselben tritt man plötzlich in eine weite Wiesenfläche, auf der sich der Thurm der Kirche von Andermatt, der im Jahre 600 erbauten ältesten der Schweiz, und der Zwingthurm am Dorfhospital erheben.

Hier war Alles mit Schnee bedeckt, und wir bekamen Schlitten, um unsere Fahrt fortzusetzen, leichte Gerüste, auf die leere Tonnen als Sitze gelegt werden und vor die ein Pferd gespannt wird. Jeder Reisende hatte einen besonderen Schlitten. Wir waren unser drei. Ein Schweizer Ober-Alter aus Unterwalden, ein Franzose und ich; zu Fuße gingen drei deutsche Handwerksburschen, welche, fürs päpstliche Militär angeworben, nach Rom pilgerten. Aber schon eine Stunde vor Hospenthal war die Straße dergestalt durch Lawinen verschüttet, daß die Pferde nicht weiter konnten. Wir hatten zur Sicherheit drei stämmige Schweizer Buben mitgenommen, die unser Gepäck aufluden, und gingen oder kletterten zu Fuß weiter. „Una valanga" eine Lawine, schrie der Führer, und an der gegenüber liegenden Wand, etwa zweihundert Schritte hinter uns, rollte jetzt von hoch oben eine Schneemasse herab. Man sollte gar nicht glauben, daß bloßer Schnee solchen Lärm machen könnte, und doch verursachte diese Lawine, die nur klein war und kaum den Bach erreichte, ein Getöse wie der stärkste anhaltende Donner.

Von jetzt an erst begann die Partie unangenehm zu werden. Je höher wir hinauf kamen, desto loser wurde der Schnee, desto weicher war er durch den Regen und Südwind geworden. Man sank bis zu den Knieen, endlich bis zum Gürtel ein. Es bedurfte einer starken Anstrengung, das eine Bein herauszuziehen, während man mit dem andern ebenso tief einsank. Eine Weile ging das wohl, als dies aber eine Stunde lang gedauert, der Sturm stets heftiger, Regen und Nebel stets dichter wurden, fing man an, sich sehr ernsthaft nach den Mauern des Hospizes umzusehen, die noch immer nicht erscheinen wollten. Ich erreichte es endlich, da ich den Mantel abgegeben und leichter ging, zuerst, der Franzmann war aber wohl eine halbe Stunde zurück, und die Träger, selbst schon schwer beladen, mußten ihn stützen. Endlich traf die ganze Karawane ein.

Aber ein elenderes Wirthshaus als das auf dem Gotthard kann man sich nicht denken. Die Regierung des Kantons Tessin hat da ein großes massives Haus mit vielen Zimmern gebaut, aber das erste Bedürfniß, Oefen, vergessen. Im ganzen Hause ist nur ein Ofen, und dieser wurde so mit nassen Mänteln und Beinkleidern drapirt, daß seine Anwesenheit in dem großen Saale gar nicht verspürt werden konnte. Alles Gepäck war durchnäßt, und es blieb nichts übrig, als um fünf Uhr Nachmittags, nachdem warmer Wein und etwas Makkaroni und Käse genossen, sich zu Bette zu legen. Im eigentlichen Hospiz sind nur zwei Kapuzinermönche und ein Laienbruder, die aus ihren geringen Mitteln die armen und hülfsbedürftigen Reisenden verpflegen. Von den großen Hunden, die sonst die Reisenden zwei Stunden weit aufsuchten, ist keiner mehr da.

Am folgenden Tage ging es nun an der Südseite des Passes hinab, allein da lag noch viel mehr Schnee als an der Nordseite. Die Straße windet sich in endlosem Zickzack an dem hier äußerst steil abfallenden Gebirge hinunter, wir aber gingen geraden Weges hinab, einen Weg, den ohne den Schnee keine Gemse klettern könnte. Wäre man nicht fortwährend bis an die Hüften eingesunken, so hätte man den Hals brechen müssen; man fiel unzählige Mal, aber der Schnee fing den Fallenden auf, und so ging es, freilich mit unsäglicher Anstrengung, drei Stunden bei fortwährendem Gußregen fort. Erst nahe an Airolo, also fast tausend Fuß tiefer als an der nördlichen Seite, hörte der Schnee auf. Nun wurde es aber sehr gefährlich, auf der glatten, stark geneigten Grasmatte hinunter zu klettern. Der Wind setzte sich in meinen Mantel, und nebst einem Rekruten Seiner Heiligkeit segelte ich sitzlings, vent en poupe, eine Wiesenfläche viel schneller, als mir lieb war, hinab. Wir strandeten indeß glücklich auf einem Schneefeld. Der Franzose folgte unwillkürlich unserem Beispiel, er kam aber mit dem Kopf voran und wäre rettungslos in einen Abgrund gestürzt, hätte nicht

einer der Träger, der voraus war, eine Schneeschaufel in seinen Kurs gepflanzt und ihn zum Halten gebracht. Der arme Teufel hatte sich aber das Knie so beschädigt, daß er in Airolo zurückbleiben mußte.

Diesen Ort erreichten wir, nachdem wir drei Tage nicht aus den nassen Kleidern gekommen waren. Ich hatte daher nicht nöthig, meine Bäder besonders fortzusetzen.

Wir hatten geglaubt, in Airolo endlich unsere Reise in einem bequemen Wagen fortsetzen zu können, aber damit war es nichts. Der Ticino ist ein sehr gefährlicher Gebirgsstrom. Der ganz ungewöhnliche starke und anhaltende Regen, den wir so lange genossen, hatte ihn so angeschwellt, daß er mehrere Brücken zerstört und die schöne Kunststraße an vielen Orten stark beschädigt, ja oft ganz spurlos fortgespült hatte. Bis Faido mußten wir daher noch zu Fuße gehen.

Die Reise das Leventiner Thal hinab war aber höchst angenehm und interessant. Man möchte es die Heimath der Wasserfälle nennen, und wer ein besonderer Freund gerade dieser Art Naturschönheit ist, kann keinen besseren Weg einschlagen, als dem Lauf des Tessin folgen. Zwar hingen noch schwere Wolken hoch an den mit schwarzen Tannen bestandenen Thalrändern, aber die schneebedeckten Häupter der höchsten Gebirge schauten über die Wolken hervor, und dann und wann zeigte sich auch wohl ein Stückchen blauen Himmels, als ob er sagen wollte, daß es ja so schlimm nicht gemeint gewesen sei. Ueberdies hatte der vorhergehende Regen den Vortheil für uns, die Wasserfälle in ihrer vollsten Schönheit zu sehen. Hundert ja viele Hundert Kaskaden stürzten die Felswände herab, um derentwillen man, um eine anzustaunen, bei uns eine Reise machen würde. Die größere Zahl derselben fließt auch nur bei so ungewöhnlichem Thauwetter. Bald sieht man sie wie Silberfäden hoch aus den Wolken herab sich über das schwarze Gestein schlängeln, bald wie ein leuchtender Flor von Fels zu Fels herabrollen, bald

springen sie fontainenartig empor über die Blöcke, die ihnen den Weg vertreten, oder schäumen frei mit wilder Gewalt sechzig bis hundert Fuß hohe Abstürze hinab. Je länger desto langsamer wird dann die Bewegung des fallenden Wassers, weil es sich wie Staub auflöst, der in den graziösesten Flocken herabsinkt.

Imposant ist aber vor Allem der Dazo grande. Der Tessin, der überhaupt ein sehr starkes Gefälle hat, bildet oberhalb Faido eine Stromschnelle, die auf etwa fünfhundert Fuß Länge gewiß dreihundert Fuß Gefälle hat. Dabei fließt er in einer so engen Schlucht und zwischen so hohen, senkrechten, oft überhängenden Steinwänden, daß die Straße an den mehrsten Stellen in den Fels gehauen, an anderen dreißig bis vierzig Fuß hoch aus den sorgfältigst gefügten Quadersteinen aufgemauert werden mußte. Man möchte sagen, daß der Fluß selbst keinen Platz in seinem Bette hat; an zwei Stellen ist der oberhalb schon fünfzig bis hundert Fuß breite Strom nur zwei Fuß breit; man könnte bequem hinüberschreiten, wenn es möglich wäre, an die Stelle hinab zu gelangen. Das Flußbett muß sich daher unterhalb des Wasserspiegels sehr erweitern oder ungemein tief sein. Mit furchtbarer Wuth stürzt das eingepreßte Wasser aus diesen Spalten in die weiteren Kessel hervor, braust wie kochender Schaum über die Felsblöcke hin und stürzt laut donnernd von Fall zu Fall fort, während die Straße, wie eine Wendeltreppe gewunden, sich Mühe giebt, ihm nachzukommen. Allmählich steigt man denn auch aus der Region der Tannen in die der Kastanien und Nußbäume, des Weinstocks, der Cypresse und Olive hinab.

Bellinzona bietet einen sehr eigenthümlichen Anblick. Drei Forts in einer langen Mauer sperren das ganze zweitausend Fuß breite Thal von den hohen Bergen links bis zur zweihundertundfünfzig Fuß langen steinernen Brücke über den Tessin. Die Mauer ist zur Vertheidigung nach beiden Seiten eingerichtet und das Städtchen selbst befestigt. Da das Dampfschiff des

schlimmen Wetters wegen heute nicht über den See geht, so habe ich Muße, diesen langen Brief zu schreiben. Um solch ein Wetter zu haben, braucht man nicht nach Italien zu reisen. Das kann man auf dem Weihnachtsmarkt in Berlin auch haben. Es regnet unaufhörlich, der Lago Maggiore ist um vierzehn Fuß gestiegen. Unser Gasthof liegt auf einer Insel, und man kann mit keinem Schritt hinaus. In dem Hof, durch den wir gestern noch gegangen sind, wird heute mit Kähnen herumgefahren.

Neapel, den 17. November 1840.

Hier habe ich nun die rauhen Berge des Thüringer Waldes gegen die Ufer des neapolitanischen Golfs vertauscht, die dunklen Tannen, die ihre Zweige unter der Last des Schnees senkten, gegen lichtgrüne Citronenbäume mit goldenen Früchten, gegen Palmen und Oliven. Gerade vor meiner weit geöffneten Balkonthür erhebt sich jenseits der Bucht der Vesuv, aus dessen Krater dichte weiße Wolken emporwirbeln. Weinberge und Gärten bedecken seinen Fuß, und längs des Ufers zieht sich eine ununterbrochene Reihe von Häusern und Palästen — die Ortschaften Portici, Torre del Annunciata, Torre del Greco und Castellamare bildend — hin. Weiter rechts ragt das Vorgebirge Sorrento ins Meer, und die Insel Capri hebt ihr zackiges Haupt aus der Fluth. Unmittelbar unter den Fenstern das rege Treiben dieser volkreichen Stadt. Alles ist hier lärmend, selbst die Brandung des Meeres gegen die felsigen Ufer und hohen Quais scheint mir lauter als anderswo. Die Austern- und Fischverkäufer mit ihren Frutti di Mare, die Eseltreiber, die ungeheure Lasten von Gemüsen herbeiführen, die wir seit dem Frühjahr nicht gesehen, die Blumen- und Weintraubenver-

käufer, die Kutscher, die Bettler und selbst die Faulenzer, die sonst nichts thun, schreien wenigstens. Wenn ein Lazzarone Langeweile hat, so stößt er einen Schrei aus, und flugs sammelt sich eine Gesellschaft um ihn, die ebenfalls schreit, und Alle sind zufrieden. Dort spielen zwei a la mora, wobei es darauf ankommt, zu wissen, wie viel Finger der Mitspieler aufheben wird; man glaubt, es komme zu Messerstichen, aber es ist nur eine freundschaftliche Unterhaltung. Weiterhin spielt man mit Sandkugeln il bigliardo del povero, alles unter lautem Geschrei. Die Pferde vor den Wagen tragen Schellen, und da Alle ihre Lungen gleich sehr anstrengen, kann Keiner sich verständlicher machen, als wenn Alle leiser sprächen. Wirklich geht man mit einer Art von Betäubung durch die Straßen, plötzlich fährt dir ein Miethswagen quer vor die Füße. „Volete carrozza?“ ruft der Führer aus allen Kräften und nöthigt dich, einen Umweg zu machen, wenn du weitergehen willst. „Eccellenza!“ ruft ein Anderer und zeigt mit vorwurfsvollem Blick auf deine Stiefel. Allerdings sind sie in der höchst unreinlichen Straße sehr beschmutzt, und während du den Blick darauf richtest, hat der Mann dich schon beim Fuße gepackt. Er stellt einen kleinen, kastenartigen Schemel unter, und mitten im Gewühl von Menschen und Pferden stellt er für 2 grani den völligen Glanz der Chaussure mit der Bürste wieder her. „Andiamo alla barca!“ schreit ein kleiner Matrose und verrennt dir den Weg. „Per carità, Signore!“ ruft ein Bettler und streckt die Krücke aus, so daß du hinübersteigen mußt. Wo du dich hinwendest, beeinträchtigt Jemand deine Freiheit, um dich zu veranlassen, ihm einen Gewinn zu gönnen. Ein deutscher Bettler öffnet dir die Thür, ein italienischer macht sie zu, damit du das Aufmachen erkaufen sollst.

Doch ich wollte noch nicht von Neapel schreiben, sondern erzählen, wie ich dahin gekommen bin, nämlich zu Wasser und im Wasser. Furchtbare Regengüsse hatten die Seen und Flüsse

Oberitaliens so angeschwellt, daß fast alle Verbindung unterbrochen war. Die große Schiffbrücke über den Po war gerissen, und wir mußten uns und unsere durchnäßten Effekten auf kleinen Kähnen einschiffen, die nur mit Noth den reißenden Strom passirten. Das Wetter war abscheulich, und ich eilte, um die mir schon bekannten Gegenden gegen neue zu vertauschen. Der trübe Himmel entstellte Alles. Die Borromeischen Inseln im Lago Maggiore sahen nicht besser aus als die Möweninsel in der Schlei, und selbst Genova la superba war lange nicht so superb wie sonst.

Aber man sieht es der meerbeherrschenden Stadt doch zu allen Zeiten an, daß einst Königreiche ihr unterthan waren Denn Paläste wie der Durazzo, Balbi, Doria, Caretto, Lavagna und viele andere sind von fürstlicher Pracht. Man verschwendet an ihnen, was in Genua am kostbarsten ist, den Raum. Wenn man wissen will, was eine schöne Treppe ist, so muß man hierher kommen. Die oft fünfzig Fuß breiten Stufen steigen sanft an, sind meist aus weiß und schwarzem Marmor und mit kostbaren Statuen zu beiden Seiten geschmückt. Sie führen durch zwei, drei Stockwerke, in denen eigentlich nichts ist, bis man an die Wohnzimmer kommt, denn hoch muß man steigen, um aus dem Dunkel der engen Straßen bis zu einer prachtvollen Aussicht sich zu erheben. Die Straßen Balbi, nuova und nuovissima sind zwar breit und prachtvoll mit großen Quadern gepflastert, aber je näher dem Hafen, desto enger werden die Straßen, und bequem kann man dort beide Seiten einer Gasse zugleich berühren. Ich wohnte im Croce di Malta, hundertundzwanzig Stufen hoch. Der Speisesaal reichte in dieser Höhe durch zwei Etagen und sah einer Kirche ähnlicher als einem Salon. Man erstaunt, wenn man über dieser Thurmhöhe auf das flache Dach des Hauses tritt und dort einen lieblichen Orangenhain mit sprudelndem Springbrunnen antrifft. Das Wasser kommt in Röhren von den Bergen herab, die un-

mittelbar hinter Genua an dreitausend Fuß aufsteigen, mit Landhäusern, Gärten, Olivenwäldern bekleidet und von den Forts gekrönt sind, welche diese Stadt zu einem Reduit für die ganze Armee des Königreichs machen.

Der prachtvolle Anblick der Stadt vom Palast Lavagna aus erinnert mich lebhaft an Schillers Fiesco, an den Rausch des Ehrgeizes, der ihn ergreift, als er die Flügelthüren seines Gemaches öffnet, und Genua im Glanz der Morgensonne vor ihm liegt. Ganz am entgegengesetzten Ende der Bucht erhebt sich der Palast Doria; dort wohnte der alte Andreas, dessen Geschlecht noch fortblüht, während das Haus Lavagna „mit dem Löwen“ erlosch.

So schön die Wellen des Mittelländischen Meeres aussahen, als sie gegen das schroffe Felsufer schäumten, so unerfreulich wurden sie, sobald unser Dampfschiff, der „Sully“, um die Spitze des Molo hinausruderte. Die Nacht war finster und stürmisch, und alle Passagiere waren seekrank. Einem derselben, welcher sich aufs Verdeck gelegt, wurde von einer herabstürzenden Raa der Schädel gespalten, so daß der unglückliche Mensch, ein Russe, kaum mit dem Leben davonkommen wird. Die Fahrt dauerte lange; im Angesichte Livornos nahm das Unwetter so zu, daß wir fast wieder umkehren mußten. Indessen erreichten wir gegen Abend die Rhede (wir hätten schon Morgens da sein sollen) und liefen hinter dem schützenden Molo ein. Der Kapitän beschloß, vierundzwanzig Stunden liegen zu bleiben, um den Sturm austoben zu lassen.

Jeder Reisende, der zur See geht, erlebt einen Orkan, a matter of course, und ich überlasse Dir daher, von dem meinigen so viel abzuziehen, wie Dir gut scheint. So viel bleibt immer wahr, daß ich abscheulich seekrank war und mir fest vornahm, nie wieder ein Schiff zu besteigen. Am folgenden Tage sah der Himmel so blau aus, die Luft war mild, die See lächelte, das Schiff dampfte, die Anker waren gelichtet, und

hinaus ging es abermals in die See. Aber während der Nacht nahm der Sirocco wieder zu, und das alte Elend erneuerte sich, bis wir hinter den Molo von Civita vecchia einliefen. Nun hatte ich genug. Ich ließ mich ausschiffen, um nach Rom und von da zu Land nach Neapel zu gehen, aber dazu waren die Pässe nicht visirt. Man schickte mich von der Polizei nach der Duana, vom preußischen Konsul zur päpstlichen Legation, von der Post auf den Zoll, überall mußte bezahlt werden, und nirgends war man zufrieden. Keine Stadt hat auf mich einen so widrigen Eindruck gemacht als diese. Ganze Schwärme zerlumpter Bettler drängten sich um uns; jeder ergreift mit Gewalt ein Stück Gepäck, einen Nachtsack, einen Regenschirm oder einen Mantel, und läuft davon. Endlich, nachdem alle Schwierigkeiten beseitigt schienen, forderte man das Postgeld für zwei Plätze, weil sonst die Diligence erst morgen früh abgehen könnte. Die Leute mochten mir ansehen, daß ich das stürmische Meer nicht liebte, und glaubten mich sicher zu haben; ich entschloß mich aber kurz, ließ meine Sachen aufpacken, nahm ein Boot und verfügte mich abermals an Bord des armen „Sully“, welcher sich mühsam in der Richtung nach Kap Circello fortschaukelte. Wären die Gefährten des Ulysses so seekrank gewesen wie ich und meine Leidensgenossen, sie hätten wahrlich nicht nöthig gehabt, sich hier die Ohren mit Wachs zu verkleben. Ich hätte die Sirenen sehen mögen, deren Gesang mich hätte verlocken können.

In Civita vecchia, das von der See einen sehr schönen Anblick gewährt, hatte ich den Vorzug, die Bekanntschaft des berüchtigtsten Räuberhauptmanns unserer Zeit zu machen. Derselbe hatte eine Menge Raubzüge vollführt und, wie er selbst wohlgefällig bemerkte, dabei dreißig Menschen ermordet, als endlich ein Vergleich mit seiner Heiligkeit einer- und Signor Gasparino andererseits zu Stande kam, demzufolge letzterer nach Ancona abgeführt wurde. Bald aber überzeugte sich der Bravo, daß er übervortheilt sei und den Kontrakt unmöglich halten

könne. Er kündigte ihn demnach auf, stellte sich abermals an die Spitze seiner Bande und hauste ärger als zuvor. Die päpstliche Regierung ging nun wieder einen neuen Vergleich ein. Es wurde dem Räuberhauptmann eine komfortable Wohnung zu Civita vecchia angewiesen; er erhält vier Schüsseln und vier Paoli täglich, geht in Begleitung umher und führt seitdem ein gottseliges und erbauliches Leben. Jedenfalls war er die liebenswürdigste Persönlichkeit, die ich in Civita vecchia kennen lernte.

Ich bin überzeugt, daß lange in Italien reisen den Charakter verschlechtert. Man sieht eine ganze Nation von Facchinos, Cameriereſ, Vetturinos, Hospites und Cicerones, die sich vereint haben, die Reisenden zu plündern. Sie betrügen ihn allerdings nur um eine Kleinigkeit, aber es ist immer verdrießlich, geprellt zu werden. So setzt man überall die schlimmsten Absichten voraus, oft auch da, wo sie nicht vorhanden sind. Man traut Niemand, handelt und feilscht bei jeder Forderung und ist jedesmal doch überlistet. In Deutschland sucht ein Armer durch irgend eine Hülfsleistung Anrecht auf eine Unterstützung zu gewinnen, der italienische Bettler will dich zwingen, ihm etwas zu schenken, und macht sich so lästig und unleidlich wie möglich, damit du dich seiner durch ein Almosen entledigen sollst. Er hält dich an den Kleidern fest, zeigt die ekelhaftesten Wunden und Verstümmelungen, schimpft, wenn du ihm nichts giebst, und lacht dich aus, wenn du ihm gegeben. Du darfst nur nach dem Namen einer Straße fragen, so streckt, der dir die Antwort gab, die Hand nach einer Belohnung aus. Ein ganz wohlgekleideter Mensch verfolgte mich durch Livorno, um mir das Haus des preußischen Konsuls zu zeigen, das ich mir schon hatte bezeichnen lassen. Ich sagte ihm, daß er sich nicht bemühen möge, weil ich ihm nichts geben würde. „Ecco la casa al terzo piano,“ im dritten Stock, sagte der Mann und zog sich zurück. Erstaunt über die Bescheidenheit, kletterte ich die hohen Stiegen hinan und fand, daß der Konsul parterre wohnt.

Eine Hauptregel ist, daß man dem Italiener nie auf einmal giebt, was man ihm zugedacht. Gieb ihm fünf Franken für die kleinste Dienstleistung, so wird er sagen: „e poco, Signor“, es ist wenig. Gieb ihm aber erst einen Franken und dann einen halben, so ist er zufrieden. Dies ist ein niedriger Charakterzug. Mit Allem zufrieden, wenn es sein muß, sucht er stets noch etwas zu accrochiren, sobald eine Möglichkeit da ist.

Am 10. November Mittags kamen wir unter den Schutz der Insel Ischia. Wir eilten an dem hohen Kastell von Procida und dem schön geformten Kap Miseno vorüber, durchschifften die Bucht von Bajä und Puzzuoli, und als wir um den Posilippo bogen, breitete das prachtvolle Neapel sich vor uns aus. Aber Wolken hingen um den Vesuv und verdunkelten das Vorgebirge von Sorrento, so daß der Anblick nicht so reich und schön war, wie wir erwartet. Ich sah Konstantinopel zum ersten Male Ende November und muß doch gestehen, daß dieser Anblick den von Neapel noch übertrifft.

Mit dem Kammerherrn von Oertzen, dessen Bekanntschaft ich unterwegs gemacht, bezog ich ein sehr hübsches, billiges Quartier, an der Strada Lucia gelegen, von der aus ich immer meine Ausflüge mache.

Einer der interessantesten Gegenstände, die man in Italien besehen kann, ist die ausgegrabene Stadt Pompeji. Wie durch Zauber wird man aus der Gegenwart in die ferne Vorzeit, aus dem neunzehnten in das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung versetzt. Die Zeit, die Völkerwanderungen und die Kunstliebhaber zerstörten die prachtvollsten und solidesten Bauten der Römer und Griechen. Von den gewaltigsten Tempeln und Theatern sieht man heute meist nur noch einzelne Säulenschäfte und halbversunkene Gewölbe. Aber Pompeji wurde durch ein plötzliches Naturereigniß an einem Tage mitten im dermaligen Leben seiner Bewohner en flagrant délit überrascht und für fast zwei Jahrtausende eingesargt. Die Erde selbst war das

Museum, in dem nicht nur seine Kunstschätze, sondern die ganzen häuslichen Einrichtungen der Bevölkerung sicher aufgehoben waren. Eine zehn bis zwanzig Fuß hohe Decke von Asche und Bimssteinen sicherte alles Dies vor Zerstörung, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wußte man zwar, daß ein Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 nach Christi Geburt Pompeji zerstört, nicht aber, wo diese Stadt gelegen hatte. Einige beim Brunnengraben aufgefundene Inschriften bezeichneten zuerst den Ort. Gegenwärtig ist etwa der vierte und jedenfalls der interessanteste Theil der alten Stadt, auf dem Weinberge und Landhäuser sich ausbreiteten, ans Tageslicht gezogen. Denn ausgegraben sind: das Forum, zwei Theater, die Straße der Handwerker und Kaufleute, der Cirkus vor dem Thor, die Straße der Gräber und die Häuser bekannter Männer wie Cicero, Diomedes, Sallust und so weiter.

Die Einwohner Pompejis waren im Augenblicke der Eruption gerade im Amphitheater versammelt, das mit seinen Marmorstufen und Löwenzwingern vor unserem Blicke aufgedeckt steht. Wahrscheinlich hatte der größere Theil Zeit, sich zu flüchten. Jedoch findet man auch einen großen Theil Verunglückter. An der Thür des großen, schönen Hauses des Freigelassenen Diomedes fand man das Skelett eines Mannes mit einem Schlüssel in der einen, einem Beutel Geld in der andern Knochenhand. Im Tempel der Isis lag in den unteren Gewölben ein Skelett mit einer Brechstange. Der Mann hatte sich durch zwei dicke Mauern durchgearbeitet. Ein weibliches Skelett hielt in seinen Armen die Skelette zweier Kinder, die es gegen den Aschenregen hatte schützen wollen, und noch zeigt man ein versteinertes Stück Asche mit dem Abdruck eines schönen Busens.

Nichts überrascht beim Besuche dieses Epimenides der Städte so sehr, als die Frische der Farben, die zweitausend Jahre lang an diesen Kalkwänden kleben. Fast alle Fußböden

der größeren Häuser sind mit den zierlichsten Mosaiken bedeckt, und die Fontänen mit dem zerbrechlichen Schmuck von Konchylien und Seemuscheln sehen aus, als ob sie eben fertig geworden. Man staunt über die Korrektheit der Zeichnung und den Glanz der Farben bei den schwebenden Figuren auf rothem oder schwarzem Grund, welche die Wände schmückten und jedesmal Bezug auf die Bestimmung des Ortes hatten. Ein Pfeiler im Hause eines Tuchfabrikanten zeigt die ganze Prozedur dieses Geschäftes, den Webestuhl, das Krumpen, das Waschen, endlich eine Schraubenpresse, genau so, wie sie noch jetzt angewandt wird. In den Speisezimmern findet man Obst-, Blumen- und Jagdstücke. Die Namen der Handwerker, sowie die der Straßen sind mit schöner Schrift, meist roth, an den Häusern angeschrieben, an einigen Stellen findet man scherzhafte Ausrufungen und gewisse Figuren angemalt, wie man sie an unseren Mauern auch findet. Die Räder der Wagen haben Geleise in das harte Lavapflaster gegraben, an einigen Stellen liegen noch die Steine, um bei Regenwetter trockenen Fußes von einem Trottoir aufs andere über die Straße gelangen zu können. Man hat Brot, Mehl, Oliven, Feigen, Bohnen, freilich verkohlt, Weinkrüge (spitze Amphoren, wie sie heute noch im Orient gebräuchlich), zahllose Töpfergeschirre von der zierlichsten Form und mit den bekannten Figuren auf schwarzem Grund, Kochöfen, Backherde, allerlei Handwerksgeräthe, chirurgische Werkzeuge, Würfel, Schachspiele, musikalische Instrumente, Küchengeschirre und Wagschalen gefunden, und Alles unterscheidet sich von eben diesen jetzt gebräuchlichen Gegenständen nur darin, daß es zierlicher und geschmackvoller gearbeitet ist.

Wenn man bedenkt, wie Pompeji doch nur eine Landstadt zweiter Ordnung war, so erstaunt man über die Menge von Bronze- und Marmorstatuen, von Gemälden und Mosaiken, von Vasen und Geschmeide, die man aus derselben ausgegraben hat. Ganz besonders schön muß das Forum civile gewesen sein, ein

viereckiger Platz, ganz nach Vitruvs Verhältnissen geordnet. Es ist genau auf den Gipfel des Berges von Castellamare und auf den Krater des Vesuvs orientirt, der das Verderben über die Stadt ausgoß. Auf drei Seiten stehen noch mehr als zweihundert Säulen dorischer Ordnung aufrecht. Sie sind aus Tuffstein, mit Stuck überkleidet und roth oder gelb angemalt. Diese Säulen bildeten einen fortlaufenden Portikus oder bedeckten Gang, aber die schön geschnitzten Karniese sind eingestürzt. An der vierten Seite erhob sich ein Tempel, in dem das kolossale Haupt eines Jupiter aufgefunden wurde. Noch stehen zwölf prachtvolle kannelirte Marmorsäulen des Peristyls aufrecht. Die Curie, die Basilika, die Tempel Merkurs und der Concordia, das Pantheon stehen zunächst. Die vielen Standbilder, welche diesen Platz schmückten, sind ins Museum nach Neapel abgeführt, sowie der größte Theil der Kunstschätze, Gemälde und Mosaiken. Allerdings würden diese Gegenstände jetzt nur um so schneller zerstört werden, ließe man sie stehen. Aber man bedauert, nicht wenigstens ein Haus auf römischem Fuß dort hergestellt zu finden, wozu man das vollständigste Material hat.

Die Alten verwendeten weit mehr als wir auf ihre öffentlichen Gebäude und verlangten weniger für ihre Häuslichkeit, Alles ist da klein aber zierlich bis ins letzte Detail. Die Zimmer, die den viereckigen Hof umgeben, haben selten mehr als acht bis zehn Fuß im Gevierte und stehen unter sich in keiner Verbindung.

Es scheint, daß die Pompejaner viel Verkehr mit den Aegyptern gehabt haben. Dies beweisen ihre Skulpturen, ihre Papyrusrollen, der Isistempel und die aufgefundenen Mumien. Könnte man doch einige derselben erwecken, nicht weniger, wie wir ihre Stadt, würden sie uns anstaunen, die wir in Fracks und runden Hüten auf der Eisenbahn von Portici herbeikommen.

In dem Hause eines Apothekers hatte man gläserne

Flaschen mit Medizin und Marmorkrüge mit Balsam zum Einbalsamiren der Mumien gefunden. Ich bin so glücklich gewesen, ein kleines Stück dieser verhärteten Masse zu erobern, welches trotz seiner zweitausend Jahre einen starken Geruch bewahrt hat.





Lebensbild der Schwester Auguste.

Auguste v. Moltke, die jüngste Schwester des Feldmarschalls, wurde am 16. September 1809 zu Augustenhof in Holstein geboren. Von Kindheit an war sie der Liebling der Brüder, denn die reichen Gaben ihres Charakters und Gemüths, Demuth, Herzensgüte, selbstlose Bereitwilligkeit zum Helfen, traten schon früh hervor. Am 21. Mai 1834 vermählte sie sich mit John Heyliger Burt, dem Besitzer des Gutes Colton bei Lichfield in England und der Plantage St. Johns auf der Insel St. Croix in Westindien. Der Gatte, der bereits längere Zeit in Deutschland gelebt hatte, besaß aus seiner ersten Ehe mit Ernestine v. Staffeldt drei Kinder, deren jüngstes, Marie, die spätere Gattin des Feldmarschalls war. Mit welcher Hingebung Auguste v. Moltke der Erziehung ihrer Stiefkinder sich widmete, und mit welcher dankbaren Anhänglichkeit diese die Mutter liebten, darüber ist in dem Lebensbilde „Marie Moltke" berichtet worden.

Das Burtsche Ehepaar lebte zuerst in Schleswig, dann in Itzehoe in glücklicher Ehe, während der Auguste ihrem Gatten zwei Kinder schenkte: einen Sohn Henry, den späteren Adjutanten des Feldmarschalls, und eine Tochter Ernestine. Im Jahre 1855 entschloß sich Burt, seine Besitzung in Westindien zu besuchen, aber während der Rückreise erkrankte er und starb auf dem Schiffe am 25. Juli 1856; seine Leiche wurde ins Meer versenkt. Die Trauer um den Verlust des geliebten Gatten hielt Auguste nicht ab, helfend ihrem Bruder Fritz zur Seite zu treten, als diesem 1864 der Tod die Gemahlin entriß. Sie zog zu ihm, um ihm die Sorge für die Häuslichkeit abzunehmen und sein einsam gewordenes Leben freundlicher zu gestalten. Als im Dezember 1868 Marie, des Feldmarschalls Gemahlin, schwer erkrankte, eilte sie an das Krankenlager der geliebten Tochter, doch ihrer treuen, aufopfernden Pflege gelang es nicht, das Schlimmste abzuwenden: Marie verschied am Weihnachtsabend. Nun entschloß sich Auguste, dem durch den Verlust der heißgeliebten Lebensgefährtin innerlich tief erschütterten Bruder Helmuth ihre selbstlosen Dienste zu weihen. In ihrer Absicht wurde sie durch den gnädigen Zuspruch der Königin Augusta bestärkt; die hohe Frau befahl sie zu einer Audienz und sagte ihr, es sei ihre Pflicht, sich mit dem Bruder, der dem Könige und Vaterlande erhalten bleiben müßte, zu vereinigen. Sie und ihr Bruder Fritz siedelten zum Feldmarschall über, dessen Hausstand in Berlin und Creisau sie fortan vorstand. Am 27. März 1883 endete der Tod ihr reich gesegnetes, selbstloser Liebe geweihtes Leben, dessen Leitstern das Wort gewesen war: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Wie ihr Bruder Helmuth sie geliebt hatte, geht daraus hervor, daß er ihre sterbliche Hülle in der Grabkapelle von Creisau beisetzen ließ, wo er jetzt selbst zwischen der Gattin und der Lieblingsschwester ruht.



Aus Briefen an die Schwester Auguste.

Charput, den 4. Juli 1838.*)

Mein liebes Schwesterchen Gustchen!

Dein freundlicher Brief vom 12. April hat seinen Weg richtig nach Armenien gefunden. Ich erhielt ihn auf dem Marsch hierher, und da wir jetzt seit drei Tagen ausruhen, so säume ich trotz meiner planmäßigen Faulheit nicht länger, ihn zu beantworten. Seit zwei Monaten unaufhörlich in Bewegung, im Zelt oder unter freiem Himmel schlafend, kann ich mit Falstaff sagen, „wenn ich weiß, wie das Innere eines ‚Zimmers‘ aussieht, bin ich ein Brauerpferd, ein Bündel Radies.“ Jetzt in einem guten, hohen Gemach, auf breiten Polstern, faulenze ich à dessein, rühre keinen Finger, wenn ich nicht muß, und esse nach einem wohlüberlegten Plan mit Umgehung der türkischen Lieblingsschüsseln, als da sind Pillaw mit Honig und Sahne, saure Milch mit dreingeschnittenen Gurken und Knoblauch ꝛc. Glücklicherweise trifft eben eine Kiste mit Champagner für mich ein, und ich hoffe, daß ich und meine armen, erschöpften Pferde nach wenig Tagen wieder in einem erträglichen Futterstand sein werden.

Meinen diesmaligen Bericht richte ich an Dich, mein liebes Gustchen, sowohl in Beantwortung Deines freundlichen Briefes, als auch, weil Vater bei Ankunft dieses wohl noch nicht von seiner Reise zurück sein wird. Den 12. dieses Monats werde ich aber nicht unterlassen, eine Flasche von dem französischen Scherbet auf seine Gesundheit zu leeren.

*) Dieser Brief ist als Ergänzung zu Nr. 48 (S. 284 der fünften Auflage) der Briefe „über Zustände und Begebenheiten in der Türkei“ beachtenswerth.

Im Grunde habe ich nicht mehr viel zu berichten, als daß wir auf einem halsbrechenden Fußsteig den Anti-Taurus überschritten und dann gemächlich den Euphrat herab geschwommen sind, welcher unserem jetzigen Hauptquartier auf vier Stunden nahekommt.

Nachdem die Widersetzlichkeit der Kurden in den Bergen von Karsan (den schroffsten, die man sich denken kann) beseitigt, begab ich mich mit dem Kommandirenden in das Lager am Fuße des Gebirges, wo die Zelte und das Gepäck zurückgeblieben waren. Die Temperatur war hier wohl um zehn Grad höher als oben zwischen den steilen Schneekuppen. Die schönen, schattigen Nußbäume, der rauschende Gebirgsbach fehlten, und der Aufenthalt in den Zelten, die man Tags über der Hitze wegen kaum verlassen konnte, wurde sehr unangenehm gemacht durch eine Menge von Skorpionen, Taranteln und Schlangen, die man täglich erschlug, und von denen dann stets neue wieder kamen. Sie gehörten jedoch sämmtlich nicht zur bösartigsten Sorte; gestochen zu werden, war ein bloß möglicher Fall. Dagegen waren Millionen unerträglicher Fliegen Einem äußerst gewiß, die, so lange es hell war, keinen Augenblick Ruhe vergönnten. Ich hätte Dich gar zu gern um einen Schleier gebeten. Nur eins kann ich in dieser Beziehung zum Lobe des Landes sagen: es giebt keine Wanzen, und dieser Umstand wiegt in meinen Augen alle übrigen Insektenleiden auf.

Wir waren herzlich froh, als Hafisz Pascha den 25. Juni beim Abendessen seinen Entschluß erklärte, nach einer Stunde aufzubrechen. Er wollte im Taurus ein neu anzulegendes Eisenwerk besuchen und den Truppen vorauseilen. Obwohl ganz ohne Militärbegleitung, einige Kavassen mit langen Lanzen abgerechnet, bestand unser Zug doch nahe aus zweihundert Pferden. Jeder Reiter trug seine Waffen, die meisten ein Gewehr über der Schulter.

Bei köstlichem Mondschein durchzogen wir eine weite Ebene

des fruchtbarsten Bodens, aber ohne allen Anbau, ohne Wohnungen, eine völlige Wüste, denn wo hohe Berge den Fleiß der Kurden nicht schützten, da wagte Niemand sich niederzulassen.

Nach zweistündigem Ritt hörten wir das Rauschen des Battman-Stromes und standen vor einem erstaunlichen Bauwerk, einer Brücke von formidabler Höhe, welche mit einem einzigen Bogen von einhundert Fuß Spannung den wilden Gebirgsfluß übersetzt, der keinem Pfeiler seinen Lauf zu hindern gestattet. Wahrscheinlich ist dies noch ein Werk der Genuesen, die, ihren ostindischen Handel zu schützen, Bauten errichtet haben, welche völlig zu zerstören der gesammten Betriebsamkeit und dem Fleiß der Türken während zweihundert Jahren noch nicht gelungen ist. Solche Denkmäler der fernen, kleinen, mächtigen Handelsstadt sind das feste Schloß und zwei Brücken über den Tigris zu Djesireh, erst vor zwei Jahren durch Reschid Pascha glücklich zerstört, eine Brücke über denselben Strom zu Hösn-Keifa ganz von derselben kühnen Bauart wie die Battman-Brücke, aber eingestürzt. Dann zog sich, wie es scheint, ihr Handelsweg nördlich längs des Battman über den Taurus, den Murad nach Palu hinab, wo auf einem wohl zweitausend Fuß hohen Felskegel die Trümmer einer ihrer Burgen in einer fast unangreifbaren Stellung ragen. Tokat, Turchal und Amasia tragen feste Schlösser auf ihren Berggipfeln, welche aus Trümmern ungleich älteren Ursprungs von den Genuesen erbaut zu sein scheinen und den Anschluß an ihre befestigten Seeplätze Samsun nud Sinope bildeten.

Wir zogen nun immer den Fuß des Gebirges entlang, bis wir gegen Morgen nach der Stadt Farkin oder vielmehr nach einer ausgedehnten Ruine kamen, zwischen deren Pfeilern und Bogen sich einzelne Lehmhütten eingeschoben haben. Meja-Farkin muß einst eine bedeutende Stadt gewesen sein. Die Mauern aus großen, sorgsam behauenen Steinen stehen größtentheils noch. Die Bauart derselben ist genau die von Diarbekir, nur

daß in Farkin Sandstein, dort harter Basalt verwendet wurde. Im Innern ragen schöne Ruinen von Kirchen und Häusern, aber nichts als Ruinen, denn seit Jahrhunderten reißt man in diesem Lande nur ein und baut nichts wieder auf. So hatten wir denn auch kein anderes Unterkommen als eine nasse Wiese, auf der wir ein paar Stunden schliefen und unsere Pferde grasten.

Wir hatten zehn Stunden Weges gemacht, nichtsdestoweniger setzten wir die Reise Morgens noch andere sechs Stunden fort mit denselben Pferden — mit unseren eigenen guten Pferden — und zwar zu einer Zeit, wo die Thiere keinen Hafer sondern nur Grünfutter erhalten. Mittags wendeten wir uns rechts, in einer Thalschlucht aufsteigend, nach dem schönen Städtchen Hasru. Das Gebirge ist der Beschützer alles Anbaus gewesen. Ein schöner klarer Gebirgsbach, Pappelpflanzungen, in denen die schlanken Stämme wie die Halme des Getreides nebeneinander emportreiben, große Nuß- und Maulbeerbäume und ausgedehnte Weingärten geben dem Ort eine überaus freundliche Physiognomie. Man hatte für den Pascha ein Zelt auf dem flachen Dach des Hauses des Musselims aufgeschlagen, von wo man eine prächtige Aussicht in das Gebirge und über die nahe Ebene hatte, und wo wir ein sehr nöthiges Diner einnahmen. Hier wie überall nahm der Pascha die Gesuche und Beschwerden der Bewohner auf und steuerte manchem Unfug. Aber leider sind das nur partielle Hülfen, und die Wurzel des Uebels dauert fort.

Am folgenden Morgen erstiegen wir eine Höhe und kletterten jenseits auf einem treppenartigen Fußwege hinab, auf dem, glaube ich wohl, nur hiesige Pferde mit hiesigem ringförmigem Beschlag hinunterkommen können, ohne lahm zu sein. Gegen Abend erreichten wir Illidscha, ein anderes freundliches Gebirgsstädtchen. Wir traten mit dem Pascha in einer recht schönen gewölbten Halle ab, in der ein Springbrunnen in einem klaren Bassin

plätscherte, und ließen uns ganz gern gefallen, daß man uns mit Scherbet und Pfeife tränkte, mit Aloe beräucherte und mit Rosenwasser bespritzte.

Ein neuer mühsamer Marsch führte uns gegen Abend nach Sivan=Maaden, einem öden Gebirgsthal, in welchem ein Hoch=ofen erbaut werden soll. Ein Theil der Pferde hatte nicht mehr folgen können, die Thiere waren 14 Stunden außer Futter gewesen. Es wurde einen Tag Halt gemacht.

Die Thäler und Abhänge der Berge in diesem Theile des Gebirges sind auf ihrer Oberfläche mit großen und kleinen schwarzen Steinen oder, wenn man will, Eisenklumpen über=schüttet, denn der Reichthum dieser zu Tage liegenden Mine ist so groß, daß das Erz über 50 Prozent reinen Eisens enthält. Während man es bei uns mühsam oft tausend Fuß aus dem Innern der Erde herausholt, braucht man es hier nur zu=sammenzulesen, und Vorrath ist für hundert Jahre da. Ebenso reich ist der Sand eines nahen Gebirgsbaches, welcher dem Tigris zufließt und durch einige Steinsprengungen flößbar gemacht werden kann. — Man hatte einen Franzosen, Chatillon, hierher geschickt, um einen Hochofen zu erbauen, und wir kamen eben zur rechten Zeit, um ihn vor den Chikanen der türkischen Behörden zu retten. Die Arbeit, die seit Monaten nicht aus der Stelle rückte, wird jetzt auf die nachträglichen Verfügungen des Paschas mit Eifer betrieben.

Auch einem deutschen Landsmann, einem ehrlichen und ge=schickten Schmied, kamen wir zum Trost. Er machte aus dem Eisen, das er selbst geschmolzen, in Gegenwart des Paschas einen sehr guten Stahl, der ihn dafür großmüthig belohnte. Dem Chatillon gab der Pascha ein schönes Pferd, versprach ihm im Fall des Gelingens den Nischan und gewährte ihm, was mehr als Alles, seinen Schutz gegen die unwissenden und übel=wollenden Behörden.

Am folgenden Morgen führte uns ein zweistündiger Ritt

an die Ufer des Murad oder südlichen Euphrat-Zuflusses, der hier zwischen hohen, selbst im Juli noch beschneiten Bergen strömt, welche, wie ich glaube, wohl 12000 bis 13000 Fuß über dem Meeresspiegel liegen. Da Du, mein liebes Gustchen, nicht mein einziger Leser bist, so kann ich Dich hier mit einer geographischen Bemerkung nicht verschonen. Es ist sehr merkwürdig, wie die Zuflüsse des Tigris fast unmittelbar an den Ufern des Murad entspringen, der hier selbst im Sommer schon ein Strom wie die Mosel ist. Die Quellen zweier Bäche sind nur um wenige Tausend Schritte und durch eine nicht sehr bedeutende Anhöhe vom Murad getrennt, durchbrechen dann die schneegekrönten hohen Gebirge und vereinen sich erst nach dreihundertstündigem Lauf wieder mit den Wassern, welchen sie an ihrem Ursprunge so nahe waren.

Der Pascha, ein aus Daghestan vertriebener Khan, der Zeni unseres Feldlagers, Mühlbach und ich und einige Dienerschaft setzten uns nun auf ein Floß von Hammelfellen. Mit Baumzweigen hatten wir uns ein Dach gegen die glühenden Strahlen der Sonne gemacht, und so glitten wir nach langen Fatiguen gemächlich den schnellen Strom hinab. Mächtige Höhen thürmten sich zu beiden Seiten auf, in deren Thälern freundliche Dörfer unter hohen, breiten Bäumen sichtbar wurden. Die Einwohner stürzten sich in die meergrünen Strudel des Stromes, um uns Aprikosen und Maulbeeren zu bringen, die hier ein sehr schönes, zuckersüßes Obst sind. Besonders prächtig war eine Felswand zur Linken, die wohl siebenhundert oder achthundert Fuß senkrecht abstürzen mochte. An einigen Stellen waren die Strudel sehr heftig, das Kelek oder Floß schoß pfeilschnell dahin, und die Wogen, welche sich an den Klippen im Thalbette erzeugen, schlugen schäumend auf unser Verdeck. Ein Kahn oder selbst ein hölzernes Floß könnten diese Stellen niemals passiren, aber die Hammelfelle, durch dünnes Flechtwerk verbunden, sind gelenkig wie ein Fisch, krümmen sich nach der

Form der Wogen und erhalten sich oben wie eine Feder; es sei denn, daß sie ganz überschüttet würden, wie es uns bei Djesireh ging, wo die Brückenpfeiler einen Trichter von vielleicht sechs oder acht Fuß Tiefe bildeten. Diesmal erreichten wir ohne allen Unfall Palu, von dessen hoher Warte ich Dir oben gesprochen.

Mühsam kletterten wir die steilen, schmutzigen Gassen der Stadt hinauf, wurden aber belohnt durch ein treffliches Quartier bei einem reichen armenischen Bankier, der uns aufs Beste bewirthete. Die Pferde kamen Abends spät an. Endlich am folgenden Tage erreichten wir Charput, wo wir uns auf alle mögliche Weise zu restauriren bemühen. — Wir werden aber wohl in wenig Tagen wieder aufbrechen und nach Malatia gehen.

H. M.

Trouville sur Mer, Departement Calvados,
den 30. September 1850.

Liebe Guste!

Damit Ihr uns nicht für ganz verschollen erklärt, will ich Dir von hier aus nur melden, daß es uns gut geht und daß wir schon ein halbes Dutzend Seebäder mit gutem Erfolg genommen haben.

Die letzten Nachrichten hat Marie Dir von Rehme aus gegeben. Es war dort schon recht winterlich geworden, als wir am 7. d. M. abreisten. Wir blieben ein paar Tage in dem lieben Koblenz, wo wir so viele gute Freunde fanden, und empfanden recht den Unterschied zwischen diesem Aufenthalt und Magdeburg. Die schöne Rheinfahrt brachte uns nach Frankfurt am Main, von wo wir auf der landschaftlich sehr schönen Eisenbahn durch die Pfalz nach Metz gingen, einer wundervollen

alten deutschen Stadt mit einem prachtvollen gothischen Dom und französischen Festungswerken. Von hier fängt das einförmige französische Kalkplateau an mit der langweiligen Champagne. Erst bei Soissons wird die Gegend angenehm, und man fährt auf der Eisenbahn immer längs der Marne in wenig Stunden nach Paris.

Wir blieben dort, vom schönsten Wetter begünstigt, acht Tage, um diese gewaltige Hauptstadt nur einigermaßen besichtigen zu können. Unser Hotel lag am Boulevard, in der interessantesten Gegend der Stadt. Nach eingenommenem Kaffee ging es fort, und erst spät Abends kam man müde vom Vergnügen nach Hause. Der Vormittag war der Besichtigung der Stadt gewidmet, den Tuilerien, Champs Elisées, Notre Dame, dem Jardin des Plantes, vor Allem den Butiken, die, eine prachtvoller als die andere, durch alle Straßen das Erdgeschoß einnehmen. Man muß wirklich staunen, was hier Alles ausgeboten wird, und wie geschmackvoll nicht nur Seidenstoffe und Hauben und Hüte, sondern auch Eßwaaren, Fische, Wild, Käse und Obst ausgestellt werden. Man wundert sich nur, wo die Käufer für alle diese Herrlichkeiten herkommen, um so mehr, da Alles recht theuer ist.

Bei den großen Entfernungen kann man sich nicht darauf einlassen, zu Hause zu essen. Aber der Tisch ist auch überall gedeckt. Man speist fast nur à la carte und ganz vortrefflich; aber die Preise sind auch danach. Deinen Geburtstag haben wir bei dem berühmten Very im Palais Royal (jetzt National) mit einem Dejeuner und gutem Champagner gefeiert.

Nachmittags ging es meist bei schönstem Wetter in die Umgegend, mit der Eisenbahn nach Versailles, St. Cloud, Meudon, St. Dénis u. s. w. Abends 6 Uhr wird dinirt, und um 8 Uhr geht man ins Theater. Wir besuchten die Variétés, wo man fünf Stücke nacheinander gab, Théâtre français und die große Oper.

Bei der vorgerückten Jahreszeit war es nun nöthig, ernstlich an die Seebäder zu denken. Von Paris führt eine ganz prachtvolle Eisenbahn immer das schöne Seinethal entlang über Rouen nach Havre. Die großen Krümmen des Flusses werden auf vielen Brücken überschritten, die Thäler auf Viadukten von hundert Fuß Höhe übersetzt. Gleich hinter einem solchen Riesenwerk stürzt der Zug mit Pfeilesschnelle auf eine steile Kalkgebirgswand los. Man denkt, Alles muß zerschellen, aber ein oft zweitausend Schritt langer Tunnel durchsetzt den Berg, und wenn das Tageslicht wieder dämmert, so sieht man sich plötzlich in eine ganz neue Gegend versetzt. Eine der schönsten Städte, die man sehen kann, ist Rouen, die alte Hauptstadt der Normannen, dieser kühnen norwegischen Seeräuber, die von hier aus England, Sizilien und Neapel eroberten und ihre Banner bis vor Jerusalem trugen. Die Kathedrale und der Justizpalast sind die schönsten Bauwerke, die man sich denken kann, und lassen Notre Dame und St. Dénis weit hinter sich.

In Havre fanden wir die Seebäder sehr wenig einladend und fuhren mit dem Dampfer über die etwa zwei Meilen breite Seinemündung hierher nach Trouville, einem kleinen, allerliebsten Städtchen, wo ein trefflicher Badestrand ist. Zu beiden Seiten erheben sich die Kalkufer, die überall die Küste der Normandie bilden, von schönen Waldungen bedeckt und mit herrlichen Schlössern gekrönt. Ein kleiner Fluß mit breiten grünen Wiesen bildet den Hafen, aus dem täglich die Austernfischer auslaufen und die trefflichsten Schollen, Steinbutten, große Plattfische mit langen Schwänzen und allerlei wohlschmeckende Seeungeheuer heimbringen, deren deutsche Namen ich nicht weiß.

Unser Zimmer gewährt den Anblick des unbegrenzten Meeres, nur rechts erhebt sich das Vorgebirge von Havre mit seinen Leuchtthürmen. Große Dampfschiffe ziehen am Horizont entlang, und die Fischerkähne durchschneiden in allen Richtungen die Fluth, die eben jetzt mit gewaltigem Brausen ihre Wogen,

welche ein frischer Nordwestwind vor sich hertreibt, an das Ufer rollt. Schnellziehende Wolken entladen sich dann und wann in heftigen Güssen, und es gehört ein kleiner Entschluß dazu, sein Bad zu nehmen, besonders nach den warmen Wannen von Rehme. Aber man fühlt sich auch ganz anders gestärkt. So lange die Fluth es erlaubt, wird um 10 Uhr gebadet, um 10½ Uhr dejeunirt, d. h. eine komplete, ganz vortreffliche Mahlzeit, der nur die Suppe fehlt, eingenommen. Wir haben Pferde gefunden, um Ausflüge ins Land zu machen. Um 5½ Uhr ist die Stunde des Diners; eine ganze Reihe von Schüsseln in verschiedenen Gängen, eine schöner als die andere, dazu ein musterhafter Appetit, um sie zu würdigen. Dabei ist das Leben hier durchaus nicht theuer. Wir haben unter diesen Umständen beschlossen, so lange es die Witterung irgend erlaubt, die Seebäder hier abzumachen und dann über Dieppe, Boulogne, wo man immer noch badet, einen kurzen Ausflug nach England zu machen.

Möchte es Euch Allen gut gehen.

Helmuth.

Wildbad, den 4. Oktober 1868.

Liebe Guste!

Es ist wohl Zeit, daß wir einmal etwas von uns hören lassen, nachdem ungefähr die halbe Kur hier beendet ist. Die diesjährige Badereise fiel etwas spät, und alle Welt ist schon auf der Abreise. Die Gesellschaft ist sehr klein, meist Gelähmte und ernstlich Kranke. Es regnet fast alle Tage hier in den Bergen, oft aber bricht doch auch die Sonne durch, und dann ist es sehr schön in dem engen Waldthal der Enz. Wie den ganzen Schwarzwald, so bedecken auch hier dichte Tannenwälder

alle Höhen, während die Thalsohlen mit frischgrünenden Wiesen bedeckt sind. Schön geebnete Fußpfade führen auf bedeutende Höhen hinauf.

Das Bad selbst ist einzig schön. Den Boden der Porzellanwannen bildet der gewachsene Granitfels, welcher zur Bequemlichkeit mit einer Schicht feinen Sandes bedeckt ist. Aus dem Fels quillt unmittelbar die Quelle, 27 ½ Grad warm, so daß im Bade fortwährend Zufluß und gleiche Temperatur erhalten bleibt. Das Wasser ist dasselbe wie in Gastein und Ragaz, die chemische Analyse hat keine anderen Bestandtheile als die des destillirten Wassers entdecken können, und die Wirkung scheint auf der natürlichen Erdwärme, auf magnetischer oder elektrischer Kraft, zu beruhen, Agentien, die unserer Kenntniß noch lange nicht klargelegt sind. Mir verursachten die Bäder große Ermattung und das Intermittiren des Herzschlages, woran ich vor 30 Jahren gelitten. Jetzt aber bekommen sie mir gut. Die Aerzte sagen, daß die Bäder alle alten Uebel aufregen, aber auch heilen. Aufrichtig gesagt, glaube ich, daß sechs Wochen in Creisau mir besser sind, als alle Badekuren.

Marie hat auch schon zehn Bäder genommen und befindet sich vortrefflich dabei.

Die Küche ist hier ausgezeichnet, überhaupt ist für allen Komfort aufs Beste gesorgt.

Es ist doch hübsch, daß infolge des Norddeutschen Postvereins man hier aus dem Schwarzwald nach Lübeck für einen Silbergroschen schreiben kann, auf 150 Meilen Entfernung.

Marie ist von ihrem Buch über Pferdezucht nicht fortzubringen, und so schicke ich für heute nur ihre Grüße an Dich und Fritz. Herzlichst

Helmuth.

Berlin, den 10. Dezember 1868.

Liebe Guste!

Marie ist recht ernstlich erkrankt; es scheint eine rheumatische Gelenkentzündung zu sein. Es fing an mit sehr heftigen Schmerzen im rechten Fuß, ging dann auch in den linken über und hat jetzt die ganze linke Seite erfaßt, so daß sie nur noch den rechten Arm bewegen kann. Die überaus großen Schmerzen haben nachgelassen, aber sie ist ohne Hülfe nicht im Stande, sich irgend zu rühren.

Die Sache ist nicht unbedenklich, und Pesch stellt ein sechswöchentliches Krankenlager in Aussicht. Gebe Gott, daß nur die nächsten schlimmen Tage vorübergehen. Schlaf hat Marie mit Hülfe von Morphiumpulvern.

Die Besuche zu Weihnacht habe ich abgeschrieben, eine Wärterin angenommen, und es wird alles geschehen, was zur Erleichterung der armen Marie dienen kann.

Es wäre ein großer Trost, Dich hier zu sehen, liebe Guste, aber ich kann es Dir kaum zumuthen.

Sobald eine Aenderung zum Guten oder Schlimmen eintritt, schreibe ich wieder.

Helmuth.

Nachschrift. Mir kommt Marie heute Mittag besser vor. Ein Senfpflaster scheint Erleichterung zu geben. Appetit ist vorhanden, das Fieber nicht stark. 3 Uhr Nachmittags.

Berlin, den 4. Januar 1869, $7^1/_2$ Uhr.

Liebe Guste!

Ich bin recht ärgerlich auf meinen zweiten Adjutanten, daß er mich nicht geweckt hat. Ich war schon früh auf, sah aber, als ich Licht angesteckt hatte, daß es erst $3^1/_2$ Uhr sei, und legte mich halb angezogen wieder hin; erst als der Wagen durch den Thorweg fuhr, wachte ich auf. Ich hätte Dir doch so gern noch gesagt, wie dankbar ich Dir für Deine aufopfernde Hingebung und bewundernswerthe Stärke in der Pflege der armen Marie bin, und welchen Trost Deine Anwesenheit mir gewährt hat während der ersten schweren Tage nach ihrem Hinscheiden. So etwas läßt sich nicht vergelten, sondern nur durch Dankbarkeit und Liebe lohnen, aber das Unglück muß erst die harte Rinde der Menschenherzen ablösen, um sie zusammenzuführen. Welche freundliche Theilnahme habe ich auch bei den übrigen Verwandten gefunden; Gott lohne es Euch Allen.

Daß Henry zu mir kommt, ist mir ein großer Trost, nichts konnte mir willkommener sein, und ich will dem guten König noch heute meinen Dank für diese zartfühlende Aufmerksamkeit aussprechen. Die liebe Jeannette möchte ich nicht länger als noch einige Tage hier zurückhalten. Sie wird in Segeberg doch sehr entbehrt werden, und mit Henry helfe ich mir schon weiter.

Gern halte ich an der Hoffnung fest, daß wir Alle einen Sommer ruhig miteinander wohnen, wo wir ja unsere theure Hingeschiedene noch zur letzten Ruhestätte zu führen haben. Ich hoffe heute die Bauzeichnung für die Kapelle zu erhalten und werde dann sogleich die Ausführung anordnen.

Mit besten Grüßen und herzlichster Dankbarkeit Dein Bruder

Helmuth.

Meaux, den 16. September 1870.

Liebe Guste!

Einen Gruß und meinen herzlichen Glückwunsch zum heutigen Tage wollte ich Dir doch senden; zum eigentlichen Briefschreiben fehlt Zeit und Sammlung. Alle Gedanken sind immer nur auf das eine Ziel gerichtet, und trotz aller bisherigen Erfolge lasten die Sorgen von einem Tage auf den anderen schwer auf dem Gemüth. Die Verantwortung ist zu groß, und die fortwährende Spannung aufreibend.

Einen wohlthätigen Eindruck machen von Zeit zu Zeit Deine und die Briefe von Fritz aus der stillen Heimat, aber auch Ihr seid doch zu nahe betheiligt, um Ruhe zu genießen. Gott hat bis jetzt Alle die Unseren gnädig beschützt bei so furchtbaren Verlusten und so vielen Trauerfällen. Allerdings fühle ich mich ziemlich erschöpft, aber ich habe das Glück eines festen, gesunden Schlafes, der mich immer wieder erfrischt.

Wir haben jetzt endlich schönes helles Wetter, aber nur 9 bis 10 Grad Wärme, und ohne Kaminfeuer ist es in den hohen, nach Norden liegenden Räumen des bischöflichen Palastes von Meaux nicht auszuhalten. Bei Euch wird es wohl nicht wärmer sein. Wenn wir nur erst hier fertig wären. Ich hoffe doch auf einen baldigen Frieden ohne neues, großes Blutvergießen. Die Prahlereien der Pariser Machthaber zeugen nur von ihrer Ohnmacht. Bald muß sich Vieles entscheiden.

Mit den herzlichsten Grüßen

Helmuth.

Versailles, den 20. Dezember 1870.

Liebe Guste!

In dieser Zeit, wo ich die Leidensperiode unserer geliebten Marie wieder durchlebe, habe ich so oft auch mit wahrhaft dankerfülltem Herzen Deiner und der aufopfernden Pflege gedacht, welche Du ihr gewidmet hast. Gerade heute, glaube ich, war es, wo Du nach durchwachter Nacht mich mit der Freudenbotschaft wecktest, daß Marie ruhig geschlafen hatte. Unsere stets wieder sich belebenden Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Gott hatte es anders beschlossen, und so wird es am besten sein. Er hat sie in der Fülle des Lebens, in Kraft und Schönheit an sich genommen und sie aller Bitterkeiten des Alters überhoben. Es ist mir tröstlich, daß auch in den lieben Briefen, die Du mir zugeschickt und für welche ich herzlich danke, doch stets Zufriedenheit mit ihrem Loose sich ausspricht. Wie manches Unrecht habe ich ihr dennoch abzubitten, aber ich habe die Ueberzeugung, daß sie mir alles verzeiht, und wie sie mich 1866 nach dem Feldzuge auf dem Bahnhofe freudig empfing, so hoffe ich, daß sie mich jenseits empfangen wird, wenn die Qual dieses Erdenlebens endlich abgelaufen sein wird, und danach kann ich mich oftmals herzlich sehnen.

Gern würde ich zuvor das große Werk glücklich zu Ende geführt sehen, bei welchem ich mitzuwirken berufen bin. Wir haben aber noch schwere Kämpfe zu bestehen, und Schwierigkeiten häufen sich von allen Seiten, die überwunden werden müssen. Aber der Herr, der so weit geholfen, wird auch weiter helfen.

Zum Weihnachtsfest, welches für uns freilich eine ernste Bedeutung für den kurzen Lebensrest gewonnen hat, wünsche ich alles Gute. Der Herr hat Marie am Tage zu sich genommen, wo er das Heil der Welt verkündigt.

Ich danke Fritz für das vortreffliche Geschenk eines Fußsackes, der ein ganzes Biwak ist. Von hier weiß ich nichts Besseres zu schicken als eine Sendung Champagner mit der Bitte jedoch, ihn auch auszutrinken.

Helmuth.

Mülhausen, den 17. August 1872.

In München hatten wir Abends eine sehr schöne Vorstellung der Hugenotten, schenkten uns aber den letzten Akt, da ich am anderen Morgen schon um 6 Uhr fort mußte. In Kempten fand ich die ganze Stadt auf dem Bahnhof, der Kronprinz war eben aus Hohenschwangau eingetroffen. Er machte mich mit einem kleinen Herrn in Civil bekannt, der Niemand anders war als — der König von Neapel, ein vertriebener Monarch, vertrieben indirekt durch die Siege deutscher Waffen über Oesterreich und Frankreich, der nun die Ovationen ansehen mußte, die einem deutschen Feldherrn gebracht wurden, was er mit guter Manier that. Auch für mich fielen einige Hurrahs ab. In Lindau ungeheurer Jubel, weiße Mädchen, Blumensträuße u. s. w. Dort empfing den Kronprinzen der Großherzog von Baden, welcher darauf bestand, daß ich mit nach der Mainau kommen müsse. Die Fahrt beim schönsten Wetter nach der zauberhaften Insel am Bodensee war reizend, und der Aufenthalt durch das Familienleben der prächtigen Großherzogin und ihrer Kinder höchst wohlthuend. Ihre Majestät die Kaiserin war dort und besonders gnädig. Am folgenden Morgen nach gemeinschaftlichem Frühstück ließ der Großherzog mich nach Konstanz fahren, dann ging's durch die liebliche Gegend mit der Eisenbahn dicht am Schaffhauser Rheinfall vorüber über Basel nach Mülhausen.

Innsbruck, den 16. Oktober 1875.

Recht befriedigt sage ich mit Paul Groterjahn: „Jetzt sind wir hier," d. h. in einem leidlichen Gasthof in geheiztem Zimmer. Von Berlin bis hierher hat es unaufhörlich geregnet, und dabei war es so kalt, daß ich während der Nacht nicht schlafen konnte. Dabei trat noch der Umstand ein, daß gerade um Mitternacht der Winterfahrplan der Eisenbahn den Kurierzug nach München in einen Bummelzug verwandelte, und wir so statt um 6 Uhr früh um 11 Uhr dies erste Reiseziel erreichten. Ich besuchte zunächst Professor Lenbach, der drei unvollendete Porträts von mir stehen hat; das, welches am besten gelingt, will er zur Ausstellung nach Berlin bringen. Abends ging ich mit de Claer ins Theater. Wir sahen „Die Fledermaus", ein skandalöses französisches Stück, von deutschen Schauspielern plump aufgeführt.

Heute um 9 Uhr setzten wir unsere Reise, der Regen sein Geschäft fort. Auf dem Bahnhof trafen wir vom Gefolge des Kaisers Steinäcker, Winterfeldt und Lindequist, mit denen wir uns in ein Coupé setzten. Außerdem waren der Staatssekretär v. Bülow und Graf Bismarck an Bord. Der Fürst Bismarck kommt nicht. Von der prachtvollen Gegend war wenig zu sehen, nur zuweilen theilten sich die Wolken und enthüllten die mit frischem Schnee überpuderten Berge. Ein besonders reizender Punkt ist Kufstein, die österreichische Grenzfestung gegen Bayern. Zwei Bergforts mit mächtigen Thürmen und zahlreichen Geschützscharten sperrten hier das enge Thal des Inn. Zur Zeit dienen sie hauptsächlich zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen, welche hier die schöne Gegend genießen.

Bei dem schlechten Wetter haben wir uns darauf beschränkt, die Hofkirche hier zu besuchen. Mitten im Schiff steht das Grabdenkmal Kaiser Maximilians I., des letzten Ritters, längs beider Seiten aber achtundzwanzig gewaltige Erzstatuen, meist Ahnherren und Ahnfrauen des Kaisers. Von Peter Vischer ist

gewiß König Arthur. Es ist ein Leben in dieser Figur, daß man sich denken möchte, er könne Nachts zwischen seinen eisernen Nachbarn umherspazieren.

Mailand, den 20. Oktober. Am 17. traf der Kaiser in Innsbruck ein; er wurde mit allen Ehrenbezeugungen empfangen, aber das zahlreich versammelte Publikum beobachtete ein tiefes Schweigen, und so blieb es durch das ganze deutsche Tirol. Das Wetter hellte sich auf, je weiter wir uns dem Süden näherten. Die Tour über den Brenner ist landschaftlich wunderschön. Bei durchgehender Steigung von 40 : 1 macht die Bahn so zahlreiche und scharfe Kurven, daß man wie im Wagen auf einer Chaussee die Gegend von allen Seiten sieht. Meist hat man einen tiefen Abgrund zur Seite. Auf der Paßhöhe erinnerte ich mich des Wirthshauses mit breitem Dach, dessen eine Rinne ins Schwarze, die andere in das Adriatische Meer abfließt. Die Straße steigt nun an einer Bergwand mit solchem Umwege hinab, daß einige der Herren die nächste Station eher zu Fuß erreichten, als der Zug dort ankam. Die Vegetation nimmt nun bald einen südlicheren Charakter an. Zuerst der Nußbaum und der Weinstock, in Botzen der Feigenbaum und die Cypresse. In Trient wurde Abends 7 Uhr dinirt; im Mondschein sahen wir noch die schöngebauten Straßen und den festungsartigen Bischofssitz, wo vor 300 Jahren das Tridentinum abgehalten wurde, dessen Festsetzungen der infallible Papst nicht mehr anerkennen will. Der Gasthof, in dem ich wohnte, muß ein alter Palast gewesen sein. Der hohe weite Saal, in welchem der Ofen zwar roch, aber nicht wärmte, mag damals einem hohen Kirchenfürsten zum Aufenthalt gedient haben.

Bei schönem Sonnenschein wurde die Reise am 18. fortgesetzt. Nachdem wir die merkwürdige Klause von Verona passirt, trat man in die lombardische Ebene ein. Vor Verona war die ganze Garnison zum Empfange ausgerückt und in Parade aufgestellt; die Forts salutirten. War man im Norden

schweigsam gewesen, so war der Empfang schon in Südtirol und vollends in Italien um so lauter und herzlicher. Wir hatten einen schönen Blick auf den von schneebedeckten Bergen umsäumten Garda-See, dann folgten die etwas eintönigen, mit Maulbeerbäumen und Weinrebenfestons überdeckten, von schnellfließenden Kanälen durchzogenen, fruchtbaren Felder.

Wir waren schon seit Morgens en grande tenue mit Orden und Band. In Bergamo wurde ein Dejeuner eingenommen, und in Mailand empfing der König unseren Kaiser auf dem Bahnhofe. In langem Zuge von mehr als zwanzig offenen Wagen ging es langsamen Schrittes durch die schönen Straßen unter endlosem Jubel der dicht gedrängten Menge. Nach den ersten Präsentationen Galadiner, dann Illumination der Kathedrale durch weiße, dann rothe und grüne bengalische Flammen. Der Palazzo reale liegt am Domplatz, auf dem vielleicht 200 000 Menschen Kopf an Kopf standen; dabei durchweg die größte Ordnung und Ruhe. Keine Polizei könnte das je bei uns erreichen. Dabei ist die Bevölkerung von Mailand sehr unabhängig, die sich die Begeisterung nicht vorschreiben läßt, aber unauslöschlich war der Jubel, als zu wiederholten Malen der Kaiser mit dem König dankend auf den Balkon hinaustrat. — Der bekanntlich ganz aus weißem Marmor erbaute und mit mehr als tausend Statuen gezierte Dom mit seinen zahllosen Spitzen und Zacken macht, namentlich in der vollen Beleuchtung, einen feenhaften Eindruck. — Spät ging ich noch mit de Claer und dem zu meiner Begleitung kommandirten General Taverna (aber inkognito in Civil) durch die prachtvolle Galerie, welche von Tausenden von Gasflammen erleuchtet war. Auf den freien Plätzen spielten Musikchöre, und die unermeßliche Menschenmenge zirkulirte ruhig in größter Ordnung, ohne daß die stattlichen Karabinieri einzuschreiten gehabt hätten. Es gehört dazu eine alte Kultur, wie sie vielleicht nur dem Norditaliener beiwohnt. Am 19. war dann die unvermeidliche Parade; die Bataillone

waren in zwei Gliedern, nur dreihundertundfünfzig Mann stark, sahen sehr gut aus, zeigten Ruhe und Disziplin. Seltsamer Weise wurde mit Augen links defilirt, um den Prinzessinnen und Damen den Anblick von einer Loggia freizulassen. Das Ganze machte auf dem gewaltigen Platze an der alten Citadelle einen sehr guten Eindruck.

Ich hatte mich auf der Tour nach München tüchtig erkältet, war fiebrig und legte mich zu Bette. Steinäcker schickte mir homöopathische Tropfen. Ich stand nur auf, um Abends 7 Uhr beim Galadiner zu figuriren. Schon bei dem gestrigen hatte ich nichts angerührt, und nachdem ich zehn Minuten in der Skala gewesen, fuhr ich nach Hause und legte mich nieder. Das enorm große Haus, aufs Prachtvollste erleuchtet, machte einen imposanten Eindruck. Die Logen sind bis zu 800 Franken verkauft, und bis in die sechste Reihe sah man nur Gesellschaftsanzug und weiße Kravatte. Selbstverständlich war der Empfang des Kaisers überaus herzlich und enthusiastisch. Durch Hunger und Schlaf habe ich mich ziemlich wieder restaurirt. Aber leider ist der Sirocco eingetreten, und es regnet fortwährend. Wir waren nach Monza gefahren, aber aus der Jagd wurde nichts. Selbst den wunderschönen Park haben wir nur vom Schlosse aus gesehen. Dagegen fuhr ich nach der merkwürdigen alten Kathedrale, wo man uns die Schätze, vor Allem die eiserne Krone, zeigte, mit der fünfundvierzig Kaiser gekrönt worden sind, zuletzt Kaiser Franz. Im Innern unter Gold und Juwelen zieht sich ein eiserner Reifen aus den Nägeln, mit denen Christus an das Kreuz geheftet war.

Den 21. Oktober. Wenn man um 8 Uhr Kaffee getrunken hat, so ist es schwer, um 10 Uhr ein Frühstück einzunehmen, das ein kompletes Diner ist. Nachdem indessen dies überstanden und die Majestäten nach Monza abgereist waren, blieb uns Zeit, die Stadt Mailand anzusehen, zuerst den nahe gegenüber liegenden Dom. Im Innern herrscht ein Halbdunkel, und durch

dasselbe leuchtet im Hintergrunde nur ein mächtiges goldenes Kreuz hervor. Der Dom erscheint nicht so groß wie von außen, erst wenn man dem Hochaltar zuschreitet, unter dem der heilige Karl Borromeo ruht, bemerkt man die starke Entfernung. Das zweihundert Fuß hohe Gewölbe erscheint durch geschickte Malerei als durchbrochene Arbeit. Auf endlosen Stufen ersteigt man das ebenfalls aus Marmorplatten bestehende Dach und übersieht nun den ganzen Wald von mächtigen, reich geschnitzten Bogen und Thürmchen. Auf jedem der letzteren befindet sich ein Dutzend Heiliger; es sollen siebentausend Figuren sein. Gezählt habe ich sie freilich nicht; aber jede ist ein Kunstwerk. Nun aber geht es noch ein paar Hundert Stufen auf den zierlichen Thurm, von wo man in der Höhe von vierhundert Fuß ganz Mailand übersieht; leider verbargen trotz Sonnenschein die Nebel die sonst sichtbare Alpenkette.

Nachdem wir glücklich wieder zur Erde gelangt waren, fuhren wir zunächst nach S. Ambrogio, der ältesten Kirche der Stadt, unverändert in rein romanischem Stil erhalten seit dem vierten Jahrhundert. Der Graf T a v e r n a zeigte uns das wohlerhaltene Freskobild seines Ahnherrn mit Inschrift seines Namens. Hier befindet sich auch die Schlange aus dem Paradiese (aber aus Erz), die an allem Unheil Schuld ist. Man zeigte uns Meßbücher aus dem dritten Jahrhundert, die Krypta, welche die Zuflucht der ersten Christen gewesen ist, und zahlreiche Gegenstände kunstvoller Arbeit mit Edelsteinen. Die vergoldeten Mosaiken der Apsis erinnern an die der Markuskirche in Venedig.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, mitten in der volksbelebten Straße zwischen Kaufläden und Trattorien an einer langen Reihe von Säulen vorbeizufahren, die der Ueberrest eines Minervatempels sind. In der Brera hielten wir uns nur bei den vorzüglichsten Meisterwerken auf, besonders bei dem Sposalizio von Raffael. Interessant waren unter den neueren Sachen die Porträts von Manzoni und Cavour. Nachmittags hatte ich

interessante Besuche von General Cialdini und Ministerpräsident Minghetti.

Hier in meinem Zimmer hat der Konsul Napoleon Bonaparte gewohnt. Das vergoldete Bett ist noch mit den französischen Adlern verziert; in der Kammer nebenan, wo Heinrich schläft, mag wohl damals der Leibmameluk gehaust haben.

Den 22. Oktober. Gestern Abend war Monstre-Ball; der von ein paar Tausend Kerzen erleuchtete, enorm große Saal war dicht angefüllt, als der Hof mit dem Kortege eintrat. Für sämmtliche Damen waren Stühle in weitem Umkreis gesetzt, hinter denen die Herren standen, um so den Raum für die Tanzenden frei zu lassen. Der ganze Fußboden war mit einem leinenen Tuche bedeckt, da man hier kein Parkett hat. Dies und die Schleppen der Damen müssen das Tanzen sehr erschweren; die preußischen Herren waren die besten Tänzer. Cirkuliren konnte man gar nicht, und um Mitternacht konnte ich verschwinden.

Heute früh schickte König Viktor Emanuel seinen Kabinetschef mit dem Auftrage, mir eine Marmorbüste übernatürlicher Größe Seiner Majestät in karrarischem Marmor zu überreichen. Er nahm darauf gleich meinen Besuch ohne Umstände im Civilüberrock an. Nach längerer und sehr freundlicher Unterhaltung sagte er: „Embrassez-moi“ und küßte mich mit seinem langen Schnurrbart auf beide Backen.

Die Rückreise ist auf morgen angesetzt; in Bozen ein Nachtquartier, dann aber ohne Unterbrechung nach Berlin, wo wir Montag den 25. Nachmittags eintreffen. Dein Bruder

Helmuth.

Rom, den 6. April 1876.

Liebe Guste!

Während Henry heute Morgen die Kuppel von St. Peter besteigt, kann ich an seiner Statt Dir Einiges über unseren Aufenthalt hier berichten. Es ist unmöglich, freundlicher und liebenswürdiger aufgenommen zu sein. Wir bewohnen eine Reihe von Zimmern im Palast Caffarelli, ausgestattet mit Allem, was Luxus und Komfort gewährt. Auf dem Schreibtisch vor mir steht Mariens Photographie zwischen frischen Rosen und Azalien. Links durch die offene Balkonthür, in welche die Sonne köstlich warm hinein scheint, blickt man hinab in einen Garten mit Lorbeer, Pinien, Palmen und Blumen, darüber hinaus auf den Palatin mit den riesigen Trümmern des Augustus-Palastes, so groß wie das ganze ursprüngliche Rom. Dahinter erhebt sich das Albaner-Gebirge, das an seinen bewaldeten Abhängen die Paläste und Villen von Frascati und Grotta Ferrata trägt.

Der Palast Caffarelli liegt bekanntlich auf dem kapitolinischen Berge, da wo früher die Arx oder Citadelle stand, deren Erstürmung einst das Geschrei der Gänse verhinderte. Aus den Fenstern der nördlichen Front übersieht man das moderne Rom mit allen seinen zahllosen Kirchen und Kuppeln, Palästen und Thürmen, bis zum gewaltigen Bau des Vatikans, der Engelsburg und St. Peter. Die südliche Front hingegen beherrscht das Forum Romanum, das Colosseum, die Triumphbogen des Constantin, Trajan und Titus, die Bäder des Nero und Caracalla, die Campagna mit den meilenweiten Bogen der Wasserleitungen, kurz die ganze Vergangenheit der ewigen Stadt. Ihre Zukunft scheint sich jetzt vom Grabe des Apostelfürsten dem Quirinalischen Palast zuzuwenden. Dort lebt in freiwilliger Gefangenschaft das alternde Papstthum sein zähes Leben aus, hier entsteht aus dem geeinigten Italien der Herrschersitz eines

reichbegabten Volkes und eine neue Stadt mit geraden Straßen, riesigen Ministerialgebäuden und Kasernen, diesen modernen Klöstern mit strenger Ordensregel, Ordenstracht, Cölibat und Gelübde, aber Alles nur auf Zeit und ohne Klausur. Und alle diese Gegensätze, wie sie aus der Weltherrschaft der Imperatoren, der Standhaftigkeit der Märtyrer, dem Siege und der Verweltlichung der Päpste und endlich der sittlichen Idee des Staates hervorgegangen sind, umfaßt noch heute die anderthalbtausend Jahre alte Aurelianische Mauer. In anderen Städten hat die Gegenwart die Vergangenheit verwischt, hier sind beide nebeneinander stehen geblieben.

König Viktor Emanuel befindet sich zur Zeit auf einer Villa unweit Florenz, dagegen will der Kronprinz mich heute im Quirinal empfangen. Der Prinzeß begegneten wir gleich am Nachmittage unserer Ankunft auf einer Spazierfahrt nach der Milvischen Brücke. Sie ging zu Fuß und hatte uns richtig erkannt, so daß ein weiteres Inkognito nicht möglich war; auch hat der Kriegsminister mir meinen früheren Begleiter in Mailand, den Grafen Taverna, wieder beigegeben. Wir hoffen, daß Herr von Keudell am nächsten Sonntag von Berlin hierher zurückkehrt. Inzwischen sorgt seine Frau für alles Nöthige und Angenehme, sie ist voll Liebe und Freundlichkeit für uns.

Mit dem Wunsche, daß Dir Marienbad wohlthun möge,

Dein Bruder

Helmuth.

Rom, den 19. April 1876.

Liebe Guste!

Dein Brief vom 12. war uns eine sehr erfreuliche Nachricht aus der Heimath, und ich sage Dir besten Dank dafür. Ich denke Freitag oder spätestens Sonnabend nach Neapel abzureisen, wo es wärmer sein wird. Wir möchten auch nicht die große Freundlichkeit der guten Keudells allzusehr mißbrauchen. Man kann nicht besser aufgehoben sein, als wir nun seit fünfzehn Tagen sind. Morgen haben wir zugesagt, bei einem Fest der deutschen Künstler zu erscheinen. Dann ist der Moment, den Aufenthalt hier abzubrechen.

Bulwers „Last days of Pompeji“ wird mich sehr interessiren, wenn wir bald die neuen Ausgrabungen an Ort und Stelle gesehen haben werden und den Uebelthäter Vesuv. Das große Museum, die Mutter Erde, hat in ihrem Schoße eine ganze Stadt, wie sie vor achtzehn Jahrhunderten mitten aus dem regen Leben an einem Tage lebendig begraben wurde, sorglich aufbewahrt. Die Vergangenheit ist hier in flagranti ertappt und wieder ans Licht gezogen.

Von Mailändischen Bekannten habe ich hier Menabrea, Cialdini und Bertole Viale wiedergesehen, auch die Bekanntschaft der neuen Minister Depretis und Mezzacapo gemacht, die alle zum Dejeuner bei Keudells eingeladen waren.

Da scheint die liebe Sonne schön und warm in die Fenster, das frischeste Grün bedeckt in weiter Aussicht die Campagna, aus der die Trümmer einer vergangenen Welt hervorschauen, die hohen Bogen der endlosen Aquädukte, die zahllosen Grabmonumente, die dem Mittelalter als Kastelle dienten und in die jetzt das kleinliche Leben der Gegenwart sich seine Stätten hineingenistet hat, kleine Hütten, die wie Schwalbennester an den gewaltigen Trümmern kleben. Unter unserem Balkon blüht ein ganzer

Wald von Azalien, um den Springbrunnen „die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht“; auch eine Palme, von Friedrich Wilhelm IV. gepflanzt, schwenkt ihre Zweige etwas verdrießlich im Winde, und die weiße und gelbe Rose bedeckt Alles, was sie erklettert hat, mit Tausenden von Blüthen. Es treibt einen ins Freie, und ich schließe mit herzlichem Gruße.

Helmuth.

Neapel, den 2. Mai 1876.

Liebe Guste!

Ich will versuchen, ob ich mit einer dieser abscheulichen Stahlfedern*) Dir vor unserer auf morgen festgesetzten Abreise noch ein paar Worte schreiben kann. Henry ist nach dem Kloster S. Martino hinaufgeklettert, was ich mir wegen meiner Engbrüstigkeit versagen mußte. Am behaglichsten für mich sind Fahrten zu Dampfschiff auf dem schönen Golf gewesen. Nach Capri war leicht bewegte See, so daß mehrere Damen dem Neptun ihr Opfer brachten und unter der senkrecht abfallenden Felsküste das tiefblaue Meer eine schneeweiße Brandung emporwarf. Das Schiff legte bei, und eine Anzahl ganz kleiner Nachen schaukelte um uns her, um uns in die Azurgrotte zu bringen. Mir schien das ganz unmöglich, denn man sah deutlich, daß jede größere Woge bis an den obersten Rand des nur etwa drei bis vier Fuß über Ruhigwasser hohen Einganges reichte. Der Versuch war jedoch zu machen. Man legte sich flach auf den Boden der Nußschale nieder, und die darauf geübten Führer paßten genau den Moment zwischen einer aus der Höhle zurückfließenden und einer von außen heranstürmenden Woge ab.

*) Moltke schrieb stets mit Gänsefedern.

„Coraggio per voi, Maccaroni per noi!“ riefen sie, und — wupps — waren wir unter der niedrigen Höhlung fort, jedoch nicht ohne daß mein Hut sich in einen Chapeau claque verwandelte.

Der so sehr enge Eingang bringt wenig Licht in die hohe geräumige Halle, welche wohl hundert Schritt tief ist; die Beleuchtung der Felswölbung ist ein Reflex der Sonnenstrahlen aus der krystallhellen blauen Meeresfluth und von zauberhaftem Effekt. Aber man konnte sich des Anblicks doch nicht recht mit Ruhe erfreuen in dem Gedanken, daß man doch auch wieder hinaus sollte. Die Wellen schäumten, den ganzen Eingang ausfüllend, beständig herein, und es ist vorgekommen, daß Reisende hier zwei Tage auf ruhige See haben warten müssen. Bei der Gewandtheit der Bootsleute, den rechten Augenblick abzupassen, befanden wir uns denn auch bald wieder draußen und konnten das Wasser von den Kleidern schütteln. Die wenigsten von den Passagieren hatten den Versuch gemacht.

Es ist für mich sehr unbequem, wenn ich nach der schönen Promenade der Villa reale am Meeresufer hinabgestiegen bin, einhundertundsechzig Stufen bis zu meiner Wohnung erklettern zu müssen. Aber dafür ist dann auch der Blick hinunter ganz wundervoll. Jedes Fenster hat seinen Marmorbalkon. Zur Linken droht auf der Höhe das Kastell S. Elmo mit seinen starren Mauern und Zinnen, gerade vor uns haben wir den Vesuv, der sich hoch über den zahllosen flachen Dächern und Kuppeln der Stadt erhebt, aber nur eine weiße Dampfwolke, sonst nichts Außergewöhnliches zum Besten giebt, und rechts schweift das Auge über den Golf bis Castellamare und Sorrent, wo man trotz der Entfernung von drei Meilen bei klarer Luft die einzelnen Häuser unterscheidet. Der Vesuv verhält sich so passiv, als ob er nie ganze Städte und Länderstrecken verwüstet hätte; wir haben ihn deshalb auch keines Besuches gewürdigt, sondern nur von unten seinen schwarzen Aschenkegel von allen Seiten angesehen.

Das Schönste ist für mich der Weg, der von Castellamare an hohen Felsabhängen nach dem zauberhaften Sorrent hinführt, tiefe Schluchten, die senkrecht in den weißen Tuff eingeschnitten sind, werden auf hohen Viadukten überschritten, tief unten das blaue Meer, umsäumt von dem Silberstreifen der Brandung, die gegen die wunderbarsten Felsblöcke anschäumt. Die Berge sind bis hoch hinauf mit Olivenbäumen bewachsen, aus denen Klöster und Villen hervorleuchten, während die Wohnungen an der Straße unter Orangenbäumen begraben liegen, die in voller Blüthe stehend, noch eine unglaubliche Menge ihrer goldenen Früchte tragen. Aus ihrem Schatten tritt man plötzlich auf den Perron eines der vielen guten Gasthöfe heraus und hat einen über hundert Fuß hohen, senkrechten Absturz zum leuchtenden Meer vor sich, zu dem man dann auf unterirdischen Gängen gelangt.

Ich denke, auf der Rückreise werden wir jedenfalls Luzern berühren und daselbst ein paar Tage ausruhen. Dort möchten wir Nachrichten von Euch erwarten, auch über Wetter und Vegetation. Es wäre schade, die Baumblüthe in Creisau zu versäumen. Freundliche Grüße auch an meinen treuen de Claer.

Dein Bruder

Helmuth.

Stettin, den 23. September 1879.

Liebe Guste!

Eben kommen wir von der großen Parade des II. Armee-Korps zurück. Alles ist aufs Beste abgelaufen. Das Wetter, das gestern kalt und regnerisch war, hat sich in den schönsten Sonnenschein verkehrt, gar kein Staub und angenehme Kühle.

Ich war in Noth mit meinem großen Braunen, der so verritten ist, daß ich ihn in solchem Getümmel nicht reiten kann. Ich hatte mir daher Henrys Fuchs geborgt, der seine Kunststücke vortrefflich machte. Es kommt nämlich darauf an,*) unter all den Trommeln, Musik und flatternden Fahnen im ruhigen Schritt an Seiner Majestät vorüber, dann aber in einem flotten Rechtsgalopp ihm zur Seite zu reiten, was auf einem darauf nicht abgerichteten Pferde nicht so leicht ist, als es aussieht. — Die Truppen sahen prächtig aus, der Kaiser war sehr zufrieden. Einquartiert sind wir, wie in Königsberg und Danzig, so auch hier aufs Allerbeste; schöne, große Zimmer in einem alten Patrizierhause am Roßmarkt, treffliche Betten, und zu essen und zu trinken mehr als gut ist. Jedes Diner täglich beim König ist für mich eine Probe der Enthaltsamkeit, denn ein Diner kann man wohl vertragen, aber einundzwanzig hintereinander, da muß man sich in Acht nehmen, besonders mit den vielen Weinsorten. Anstrengender als die Manöver sind die Festlichkeiten, die sich eine der anderen folgen. Sonntag lassen wir hier ein Kriegsschiff vom Stapel und haben sodann ein Monstrediner zu bestehen. Herzliche Grüße. Dein Bruder

Helmuth.

Schlettstadt, den 3. Oktober 1879.

Liebe Guste!

Die letzte Nachricht von Dir erhielt ich in Stettin. Seitdem sind in Straßburg die Manöver und die ganze Kaiserreise beendet. Zu Anfang habe ich sehr gezweifelt, ob ich Alles bis

*) Moltke hatte sein Regiment, das Colbergsche Grenadier-Regiment, bei Seiner Majestät vorbeizuführen.

zu Ende mit durchmachen würde. Es ist ja Gottlob gegangen, aber nur mit äußerster Anstrengung, und es ist das letzte Mal. Jetzt kann ich mich mehr schonen, aber ich wünsche sehnlichst, die kurze Zeit, die ich noch vor mir habe, in Ruhe zubringen zu können und mich in ein bescheidenes Dunkel zurückziehen zu dürfen. Die Zukunft, vielleicht eine sehr nahe, kann Verhältnisse herbeiführen, denen ich mich nicht mehr gewachsen fühle.

Henry wird Dir wohl von unseren Ausflügen in das Vogesengebirge berichtet haben. Wir hatten einen dunklen, aber gegen Abend klaren Tag, so daß man von der obersten Waldhöhe die Thäler mit ihren Ortschaften und die vielen alten Burgen auf den Berggipfeln überschauen konnte. Die Straßen sind mit vielen Windungen an den Berglehnen so kunstgerecht geführt, daß man, ohne zu hemmen, in scharfem Trabe hinabfährt. Wenn die Sonne nur lächeln wollte, so werden wir noch mehr solcher schönen Touren machen, die sich mit den Dienstgeschäften vereinen. Herzliche Grüße. Dein Bruder

Helmuth.

Gastein, den 15. August 1880.

Liebe Guste!

Die vielen Unglücksposten in den Zeitungen von Ueberschwemmungen und Zerstörungen haben Euch vielleicht besorgt gemacht, auch sind wir nicht ohne einige Beschwernisse, aber doch wohlbehalten diesen Mittag hier eingetroffen. Gut, daß wir nicht ins Tatragebirge gereist sind, denn gerade in dieser Richtung ist das Unheil am größten gewesen.

Der erste Tag unserer Reise verlief ohne sonderliche Störung. Auf besondere Empfehlung stiegen wir in Wien im Hotel Wunsch ab, und da traf ich es seltsam, daß ich nicht nur in demselben Gasthof, sondern auch in demselben Zimmer wohnte, wo ich vor vierzig Jahren bei der Rückkehr aus der Türkei sechs Wochen am Donaufieber krank gelegen hatte. Am folgenden Tage sind wir den ganzen Tag in Wien herum flankirt und haben Unglaubliches geleistet. Bei strömendem Regen fuhren wir am Donnerstag durch die prachtvolle Gegend nach dem köstlichen Traun-See. In der Hoffnung, die zauberhaft schöne Fahrt über den See am folgenden Tage vielleicht bei gutem Wetter machen zu können, wurde in Gmunden in einem neuen eleganten Hotel Austria genächtigt, aber auch der nächste Morgen brachte Regen, und der hohe Traunstein war in Wolken gehüllt. Dennoch war die Fahrt sehr schön. In Ebensee gelandet, wurden wir aber mit der unangenehmen Nachricht empfangen, daß die Traun alle weiteren Kommunikationen unterbrochen habe; die Eisenbahn sei zerstört, die Chausseen fußhoch überschwemmt. Für reichliches Geld wurde jedoch ein Wagen aufgetrieben, der es unternehmen wollte, zu fahren. Der Bürgermeister des Orts setzte sich auf den Bock und — Gott weiß, was für ein Interesse er daran hatte — watete an der schlimmsten Stelle bis an die Hüften im Wasser vor uns her. Ein armer Bursche wurde mitgenommen und mußte, wo die Straße bedenklich erschien, vor den Pferden einhergehen. So kamen wir nach Ischl, aber auch von dort ging kein Eisenbahnzug ab, und wir mußten die Nacht dableiben. Der ganze Perron stand unter Wasser, und der Strom gewährte einen interessanten Anblick. Trümmer von Brücken schwammen mit reißender Schnelligkeit vorüber. Abends Konzert im Kasino und die tröstliche Nachricht, daß am folgenden Mittwoch der Eilzug versuchen werde, abzugehen. Glücklicherweise geschah das. Höchlich erfreut waren wir, Vormittags die Sonne einmal wiederzusehen;

wir machten eine herrliche Promenade in der schönen Umgegend. Mittags ging es ab. Wir hatten einen Salonwagen, der ganz offen und der letzte im Zuge war, so daß man die ganze Gegend überblickte. Es war die schönste Eisenbahntour, die man machen kann, am Hallstätter See vorüber, dann längs der schäumenden Traun zwischen himmelhohen Bergen aufwärts, endlich steil hinab in das Ennsthal; dort wieder Ueberschwemmung und Regen; dann über tausend Fuß hinab in das Salzachthal. Nachtquartier in Lend, ebenso schlecht wie theuer. Heute früh gingen wir zu Fuß durch die Klamm und warteten die Schnellpost ab, die uns um 1½ Uhr wohlbehalten hier ablieferte. Aber nur aus alter Bekanntschaft habe ich in Straubingers Hotel ein kleines Stübchen erhalten. Uebermorgen bekomme ich eine gute Wohnung parterre. Wir haben uns schon überall umgesehen, Thee getrunken, drei Patiencen gelegt auf gut Wetter, die alle aufgingen, nichts desto weniger regnet es auch jetzt noch.

Mit besten Grüßen an Alle, Dein Bruder

Helmuth.

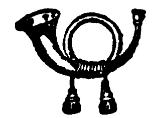
Creisau, den 30. Juli 1881.

Liebe Guste!

Gestern bei meiner Rückkehr habe ich keine Nachrichten von Euch vorgefunden. Ich hoffe indessen, daß es Euch in Helgoland wohlgeht. Das Tatra-Gebirge ist sehr interessant, aber es fehlt an jeglichem Komfort der Wohnungen und der Verpflegung. Wir mußten uns mit einem einzigen Kämmerchen begnügen und froh sein, daß wir überhaupt unterkamen. Der

kleine Prinz Leopold, der mit Oberst Geißler und seinem Arzt eintraf, würde auch in einem Dachkämmerchen untergebracht. Ich bin natürlich nicht auf die hohen Bergspitzen geklettert, sondern habe mich mit einigen schönen Partien in den Thälern begnügt. Sehr schön war die Eisenbahnfahrt durch die herrliche Gegend. Hier ist Alles in guter Ordnung.

Helmuth.





Lebensbild der Schwester Magdalene.

(Frau Pröpstin Bröker.)

Magdalene v. Moltke, in der Familie stets Lene genannt, das sechste Kind und die erste Tochter ihrer Eltern, wurde am 29. September 1807 zu Augustenhof in Holstein geboren. Sie verlebte ihre Jugend im innigsten Zusammensein und Wirken mit der geliebten Mutter bis zu deren Tode. Nach Auflösung des mütterlichen Hausstandes ging sie zum Vater, der damals Kommandant von Kiel war, als dessen treue Pflegerin, bis sie 1838 dem Haupt- und Klosterprediger Bröker zu Uetersen ihre Hand reichte. Der glückliche, reich gesegnete Ehebund wurde erst am 12. Juni 1890 durch den Tod des Gatten gelöst. Lene ist nur von den ihr ganz nahe Stehenden gekannt worden; diese aber liebten und verehrten sie wegen ihrer reichen, geistigen Begabung, ihres frischen Humors, ihrer Opferwilligkeit, ebeln Wahrhaftigkeit und tiefen christlichen Demuth. Ihr Bruder Helmuth war ihr Stolz und ihre Freude, doch trug sie das niemals zur Schau. Seine unermüdliche Liebe und Fürsorge schmückte ihr und der Ihrigen Leben über seinen Tod hinaus. Frau Bröker starb am 3. Januar 1892.

Aus Briefen an die Schwester Magdalene.

Berlin, den 9. Dezember 1866.

Lieber Bröker!

... Sie haben wohl recht, daß bei den großen Entscheidungen des verflossenen Sommers Gottes Gnade sichtbar mit uns gewesen ist. Vor Allem ist mir selbst so recht klar geworden, wie der Herr in dem Schwachen mächtig ist. Möge denn auch alles das Viele unter seinem gnädigen Schutz gelingen, was noch zu thun bleibt.

Meine Frau grüßt Sie und ihre Tante Lene aufs herzlichste. Hoffentlich kommen wir bald mal wieder nach Holstein und zwar in das annektirte Land. Bis dahin empfehlen wir uns zu freundlichem Andenken. Herzlichst der Ihrige

Helmuth v. Moltke.

Wildbad, den 12. Oktober 1868.

Liebe Lene!

... Ich hoffe, daß die in den nächsten Tagen hier beendete Kur auch mich zu Allem stärken wird, was das nächste Frühjahr bringen kann. Vielleicht hat unser alter König noch eine harte Probe zu bestehen; indeß steht zu hoffen, daß der gesunde Menschenverstand über den Hochmuth unserer Nachbarn siegt. Man muß es Gott anheimstellen.

Es freut mich sehr, daß der König so allgemein in den Herzogthümern gefallen hat. Das Geheimniß seiner Liebenswürdigkeit ist sein redlicher, offener Charakter...

Meine Badekur ist in diesem Jahre sehr verspätet... Die Gegend ist sehr hübsch aber wie der ganze Schwarzwald einförmig. Schöne Wiesenthäler von der rauschenden Enz durchflossen und von den Bergwänden eingefaßt, die mit hohem, dichtem schwarzen Tannenwald bestanden sind. Die Bäder sind köstlich. Zahlreiche Quellen sprudeln siebenundzwanzig Grad warm aus dem Fußboden der Bassins. Ganz vortrefflich ist hier die Küche; man kann in Paris nicht besser diniren, die Forellen aus dem Fluß, Steinbutten aus Marseille, Artischoken aus Algier —, die Eisenbahnen machen alles leicht.

Morgen wollen wir abreisen, zunächst nach der Rheinpfalz...

Marie grüßt mit mir herzlichst.

Helmuth.

Berlin, den 18. Dezember 1875.

Gute Lene!

... Möchte Deine Gesundheit sich wieder festigen und Du ein sorgenfreies und zufriedenes Alter erleben. Wenn man solche Jahre erreicht, wie nun nachgerade alle wir noch übrig gebliebenen Geschwister, so muß man schon manches kleine körperliche Leiden geduldig ertragen, wenn Gott einem nur innern Frieden schenkt.

Wir alle wünschen Dir und Bröker und allen den Deinigen von Herzen ein recht fröhliches Fest. Uebermorgen nehmen die Tage schon wieder zu, und der Herr schenkt uns dann wieder einen Frühling, was ich jedesmal als eine besondere Gnade ansehe. Ich hoffe, daß wir Dich im nächsten Jahr einmal

wieder in Creisau sehen, wo ich am meisten des Lebens froh werde. Wenn der Besitz mir auch nichts einträgt, so freue ich mich doch an dem Wachsthum der Bäume, die ich gepflanzt habe, und unter deren Schatten eine jüngere Generation sich meiner vielleicht erinnern wird, wenn ich friedlich oben in der Kapelle meine Ruhestätte gefunden haben werde, was ja nicht mehr lange dauern kann.

Also mit herzlichen Grüßen Dein Bruder

Helmuth.

Berlin, den 18. September 1876.

Liebe Lene!

Onkel Ludwig und die vier Riesen*) gehen am 2. k. Mts. nach Parchim zur Enthüllungsfeier meines Monuments. Ludwig wird eine Rede zu halten haben, und die vier Riesen, denk' ich, wird man an den vier Ecken des Postaments aufstellen. Ich werde an diesem Tage zur Enthüllungsfeier eines Kriegerdenkmals in Straßburg sein, welcher beizuwohnen der Kaiser zugesagt hat. Dann hoffe ich nach Creisau zurückzugehen und den Oktober dort zu bleiben. Gott behüte Dich.

Dein getreuer Bruder

Helmuth.

Creisau, den 30. Juni 1878.

Liebe Lene!

... Leider werde ich im August oder September meinen Landaufenthalt schon aufgeben und zum Reichstag müssen, wo wir den Demokraten zu Leibe gehen wollen.

---

*) So nannte der Feldmarschall mit Vorliebe die Söhne seines Bruders Adolf.

Mit der Genesung des Kaisers geht es sehr gut aber langsam vorwärts, und es ist doch noch sehr zweifelhaft, ob er die beabsichtigten Manöver am Rhein selbst wird abzuhalten vermögen. Im Alter von einundachtzig Jahren verträgt man einunddreißig Schrotkörner nicht so leicht. An den Kronprinzen tritt schon jetzt der ganze Ernst des Regierens heran. Es waren zwei erschütternde Unglücksfälle, das Attentat und der Untergang des Großen Kurfürsten! ...

Heute die ersten Stoppeln, der Raps ist geschnitten, und dann fängt die Kornernte an. Sie verspricht sehr gut zu werden, aber die beste wirft immer nur eine spärliche Rente ab. Indeß wird das Gut von Jahr zu Jahr verbessert. Ich beabsichtige, diesen Sommer neue Arbeiterwohnungen zu bauen.

An der Kleinkinderschule würdest Du Deine Freude haben, und auch die große Schule ist gut im Gange. Fünfundachtzig kleine Kapitalisten haben ihre Sparbücher und jeder einige Mark in der Provinzial-Sparkasse deponirt; es ist so wichtig, daß man frühzeitig das Sparen lernt, das wissen wir aus eigener Erfahrung. Die neue Generation hat gleich anfangs eine Unterstützung gefunden, die keines von uns Geschwistern gekannt hat.

Und nun Adieu, liebe Lene. Dein

Helmuth.

Berlin, den 24. Dezember 1878.

Liebe Lene!

Möchtest Du Dein Fest in Gesundheit und Zufriedenheit erleben. Für mich haften trübe Erinnerungen an den Tagen. Zehn Jahre sind es her, daß Marie erkrankte und dann in der Blüthe ihrer Jahre dahin gerafft wurde. Es ist merkwürdig,

welche Liebe bei ganz fremden Leuten, kleinen Handwerkern oder Kaufleuten, ihre Erscheinung und ihr einfaches, leutseliges Wesen hinterlassen hat. Noch kürzlich hat mich jemand darauf angesprochen und um ihre Photographie gebeten. Du hast sie ja auch so lieb gehabt.

Mir geht es auch gut; ich habe viel Arbeit, und das hilft über manche Sorgen hinweg; ja, die hat jedermann.

Daß wir unsern Kaiser wieder glücklich zurück haben, und die großartigen Einzugsfeierlichkeiten wirst Du aus den Zeitungen zur Genüge ersehen haben. Dein Bruder

Helmuth.

Schlettstadt, den 3. Oktober 1879.

Liebe Lene!

Eben erhalte ich Deinen freundlichen Brief und freue mich, daß Du Deine zweiundsiebenzig Jahre noch kräftig und thätig trägst. Herzlichen Glückwunsch zu Deinem Geburtstag, möchtest Du ihn im Kreise von Kindern und Enkeln noch oftmals in Gesundheit erleben.

Schlettstadt liegt vielleicht nicht in Deiner Geographie, ich bemerke daher, daß ich mich südlich Straßburg im Elsaß befinde, wo ich nach Beendigung der Kaiserreise mit dreißig Offizieren und fünfzig Pferden herumziehe. Es ist ein wunderschönes Land zwischen Rhein und Vogesen; der prachtvolle Wald zwischen hellgrünen Wiesen, die Berge von alten Burgruinen gekrönt, die Städte und selbst Dörfer von Mauern umschlossen und mit herrlichen Kathedralen versehen.

Aber auffallend, so lange der Kaiser reiste, war es ununterbrochen das schönste Wetter, und von dem Tage an, wo seine Reise endete, regnet es alle Tage.

Meine Reise kann noch zehn bis vierzehn Tage dauern, es ist wohl ohne Zweifel die letzte der Art. Ich trete nun bald das achtzigste Jahr an, und meine Kräfte reichen nicht mehr für solche Leistungen aus. Wie der Kaiser es noch aushält, ist erstaunlich.

Henry begleitet mich auf meinen Reisen, führt meine Kasse und hält mich in Ordnung. Dein Bruder

Helmuth.

Berlin, den 18. März 1881.

Liebe Lene!

Aber was sagst Du zu dem schauderhaften Attentat auf den Kaiser von Rußland, der doch der größte Wohlthäter seines Volkes gewesen ist. Möchte nur sein Nachfolger kräftiger vorgehen gegen diese ruchlose Bande der Nihilisten, nicht wie sein unglücklicher Vater alle Verbrechen vertuschen und verzeihen. Aber er tritt ein schweres Amt an. Die Leute wollen freie Institutionen, zu denen sie nicht reif sind, Volksvertretung, wo die Vertreter nicht lesen und schreiben können ... Unser Kaiser ist tief erschüttert und betrübt über den Verlust seines Neffen, der mit aufrichtiger Liebe und Verehrung an ihm hing.

Mit herzlichem Gruß Dein Bruder

Helmuth.

Berlin, den 30. März 1883.

Liebe Lene!

Durch Ernestine hast Du die betrübende Nachricht von dem Hinscheiden unserer lieben Schwester Guste erhalten. Heute Abend findet in Potsdam die Einsegnung der Leiche statt, und

morgen Abend geht der Sarg nach Creisau, wo sie neben Marie in der kleinen Kapelle beigesetzt wird. Es bleibt dann gerade Raum für mich zwischen beiden. Sie ist vierundsiebenzig Jahre alt geworden und hat nur in ein paar Stunden Krankheit mit dem Tode zu ringen gehabt; das ist eine große Gnade Gottes ...

Herzlichst

Helmuth.

Creisau, den 8. September 1886.

Liebe Lene!

Ich habe eine schöne Zeit, den ganzen Sommer, hier ruhig zugebracht, leider geht er nur zu schnell vorüber.

... Ein ganz prächtiger Junge ist Wilhelms Helmuth, häßlich, mit ebenso großen Ohren wie ich, aber derb und tüchtig und nicht leicht anders als durch seinen Papa zu bändigen. Letzt kam er trotz Tamtam nicht zu Tisch und wurde erst nach langem Suchen am Mühlgraben gefunden, wo er mit seinem Sonntagshut Fische fing. Der zweite, Joachim Peter, ist ein bildschöner Knabe.

Helmuths Aeltester, Willy, ist immer noch ein zartes Kind, aber lebhaft und aufgeweckt. Als die Peile alle Wiesen überschwemmt hatte, fragte er, wohin all das Wasser ginge und erfuhr, daß es ins Meer fließe. „Papa, weiß denn das Wasser, wo das Meer ist?"

Mit herzlichen Grüßen, Dein Bruder

Helmuth.

Berlin, den 19. Dezember 1887.

Liebe Lene!

Der behäbigen Frau Pröpstin auf der trefflichen Photographie kann es nicht ganz schlecht gehen. Das Bild macht mir große Freude, ich finde, daß die Aehnlichkeit mit unserem seligen Vater recht hervortritt, wie das bei Bruder Fritz in seinem Alter auch der Fall war. In weniger befriedigendem Futterstand wirst Du das eine von den beiden anliegenden Bildern finden . . .

Wünsche herzlich ein frohes Weihnachtsfest.

Helmuth.

Berlin, den 22. März 1888.

Liebe Lene!

Die Zeitungen enthalten Alles, was ich Dir über die traurige Zeit schreiben könnte, die wir hier durchlebt haben.

Der Tod Kaiser Wilhelms hat die regste Theilnahme durch die ganze Welt gefunden. Es lag ja im natürlichen Verlauf der Dinge, daß der so hochbetagte Herr scheiden mußte. Er entschlief fast ohne Todeskampf. Die Leiche hatte einen friedlich milden Ausdruck.

Wahrhaft tragisch ist dagegen das Schicksal seines Nachfolgers, der mit einem Fuß auf dem Thron, mit dem andern im Grabe steht. Mit wahrhaft bewundernswerther Mannhaftigkeit trägt er sein schweres Leiden, wie lange oder wie kurze Zeit, weiß Gott allein. In der äußern Erscheinung ist er noch immer der stattliche, kräftige Mann.

Die gute alte Kaiserin Augusta hält sich trotz Schwäche und tiefer Trauer durch ihre Willensstärke noch aufrecht.

Heute haben wir statt des lange Jahre wiederkehrenden Geburtstagsfestes eine Trauerfeier in allen Kirchen. Dabei sitzen wir im tiefen Schnee. Die Bäume beugen die Aeste unter seiner Last, und die Straßen sind bei dem neu eintretenden Thauwetter trotz Hunderter von Schneefuhren in einem unbeschreiblichen Zustande ...

Mit herzlichem Gruß, Dein Bruder

Helmuth.

Creisau, den 3. September 1889.

Liebe Lene!

Wir gedenken wohl beide in stiller aber herzlicher Theilnahme unseres heimgegangenen Bruders Ludwig. Was ich über seine letzten Tage erfahren habe, lautet tröstlich. Er ist unter freundlichen Eindrücken sanft erloschen.

Am tiefsten empfindet gewiß Röschen den Verlust des Vaters, den sie mit der aufopferndsten Treue bis zu Ende gepflegt hat. Sie hat versprochen, sobald die nächsten Anordnungen getroffen, zu uns nach Creisau zu kommen. Später wird sie ruhig in Ratzeburg in der alten Behausung wohnen bleiben, auch Gustchen wohl in ihrer Stellung bei Prinzeß Albrecht.

Ich habe jetzt ein zweites Gut gekauft — Wernersdorf — nahe am Zobten, und dasselbe an Ludwig Moltke verpachtet. Ich glaube, so besser für meine Nachfolger gesorgt zu haben, denn die Konvertirung aller Werthpapiere, welche voraussichtlich in nicht mehr ferner Zukunft stattfinden wird, droht allen

Kapitalisten mit dem Verlust von einem Zehntel oder einem Fünftel ihrer Zinseinnahme. Grundbesitz trägt wenig ein, kann aber weder konvertirt, noch fortgeschleppt oder gestohlen werden.

Bröker bitte ich herzliche Grüße zu bestellen.

Dein Bruder

Helmuth.

— —

Berlin, den 1. Mai 1890.

Liebe Lene!

Nun hat uns der liebe Herrgott beide noch wieder ein neues Frühjahr erleben lassen, ein schönes Geschenk, für welches man ganz besonders zu danken hat. Freilich sind es fürerst nur die Stachelbeer- und andere kleine Büsche, welche sich mit ihren Blättern ans Licht wagen, aber alle Tage kommt etwas Neues und Schönes hinzu, und bald werden auch Deine alten Linden im Garten ihre Pracht entfalten.

Gern würde ich schon jetzt aufs Land gehen, wo das Wiederaufleben der Natur so schön ist, aber erst im Mai wird der Reichstag zusammentreten, und bei seiner neuen unerfreulichen Gestaltung wird die Anwesenheit aller konservativen Elemente dringend gewünscht. Ich muß daher hier aushalten.

Viele Grüße von Deinem Bruder

Helmuth.





Lebensbild des Bruders Fritz.

Friedrich Joachim v. Moltke, der zweitälteste Bruder des Feldmarschalls, war am 22. Mai 1799 auf dem Gute Horst bei Ratzeburg geboren. Er wurde mit dem älteren Bruder Wilhelm und dem jüngeren Bruder Helmuth im Hause des Pastors Knickbein zu Hohenfelde in Holstein erzogen. Von 1811 bis 1817 besuchte er mit seinem Bruder Helmuth die Landkadettenanstalt zu Kopenhagen, die er nach wohlbestandener Prüfung mit achtzehn Jahren als Offizier verließ. Zwanzig Jahre später nahm er als Kapitän den Abschied, um sich in Dänemark dem Postfach zu widmen. Er schloß seine dienstliche Laufbahn als Postmeister zu Flensburg und dänischer Kammerherr ab, nachdem seine treue Lebensgefährtin Elisabeth Boelte nach dreißigjähriger, überaus glücklicher Ehe durch den Tod von ihm geschieden war. In Gemeinschaft mit seiner verwittweten Schwester Auguste Burt gründete er sich 1867 ein Heim in Lübeck. Die letzten Jahre seines Lebens sollten ihn aber wieder mit seinem Bruder Helmuth nahe zusammenführen.

Fritz Moltke war eine ernste, entsagungskräftige Natur, hart gegen sich selbst, opferwillig für Andere. In allen Lebenslagen wußte er sich durch seinen eisernen Fleiß, seine große Rechtschaffenheit, Pflichttreue und Umsicht allgemeine Achtung zu verschaffen. Gemeinsam mit dem Bruder Helmuth aus der strengen Schule der Kopenhagener Kadettenanstalt hervorgegangen, war er im dänischen Dienste seinen stillen, mühevollen Pfad gewandelt, während der jüngere Bruder, seinem Stern in die alte Heimat folgend, in Deutschland unvergänglichen Ruhm an seinen Namen knüpfte. Jeder der beiden Brüder achtete den Standpunkt des anderen. Ihr vielfach entgegengesetztes politisches Interesse konnte sie untereinander niemals entfremden.

Fritz brachte daher auch willig das Opfer, seine eigene Häuslichkeit preiszugeben und zu seinem Bruder nach Berlin zu ziehen, als dessen Haus 1868 durch den Heimgang seiner Gemahlin vereinsamt war. Hier wurde er der Beirath des Feldmarschalls in allen wirthschaftlichen Fragen. Gemeinsam mit jenem sammelte er an den zerstreuten Nachrichten über die Familie, mit ihm erfreute er sich an der Neubegründung eines Stammsitzes derselben. Der Feldmarschall war voll der zartesten Rücksicht für ihn und versäumte nie, auch äußerlich den älteren Bruder in ihm zu ehren. Politik wurde zwischen Beiden nicht besprochen.

Als ein sanfter Tod nach schweren, in großer Geduld getragenen Leiden am 4. August 1874 in Berlin seinem Leben ein Ende gemacht hatte, bettete der Feldmarschall tief betrübt die sterbliche Hülle des Bruders auf dem schön gelegenen Kirchhof der Stadt Flensburg an der Seite der voraufgegangenen Gattin.



Aus Briefen an den Bruder Fritz.

Glion bei Montreux, den 3. November 1866.

Lieber Fritz!

Dein Schreiben vom 18. v. M. hatte ich richtig erhalten und hätte es schon längst beantwortet, aber man hat nie weniger Zeit, als wenn man nichts zu thun hat, wie sich zu amüsiren. Wir haben einen ganz wundervollen Herbst genossen, in jetzt siebenunddreißig Tagen haben wir einmal vom Regen Gebrauch gemacht. So konnte ich zuerst noch sechzehn Bäder in Ragatz nehmen, die mir sehr gut gethan haben. Dann gingen wir über Zürich und Freiburg (mit der unglaublichen Drahtbrücke, dreihundert Fuß über ein breites Thal) nach dem Genfer See. Das Herabfahren auf der Eisenbahn, wohl zweitausend Fuß hinunter, durch Wald und Weingärten ist wunderbar schön. Nach einigem Aufenthalt in Ouchy bei Lausanne sind wir nun bald vierzehn Tage in Glion, einer Pension, die den Namen des waadtländischen Rigi mit Recht führt. Sie liegt sechzehnhundert Fuß über dem See, der selbst zwölfhundert Fuß über dem Meere liegt und daher eine zauberhafte Aussicht auf den blauen Spiegel, die ununterbrochene Reihe von Ortschaften und Villen an seinen Ufern und auf die savoyischen Berge gewährt. Die Luft ist so belebend, daß wir täglich Höhen besteigen, die bis an die Schneegrenze reichen, und immer neue, überraschende Aussichten. Gestern sind wir über den Wolken im hellsten Sonnenschein spaziert. Unter uns schien ein weißes Schneefeld zu liegen, aus welchem nur der Rücken des Jura und die schneebedeckten Zacken der Hochalpen hervorleuchteten.

Du hast jetzt Deine mühevolle Stelle aufgegeben, und ich glaube, Du hast recht daran gethan. Nur wünschte ich, daß Du erst aus Flensburg hinaus wärest, wo die fehlende gewohnte Beschäftigung Dir lästig sein wird. Ich habe auch eine große Vorliebe für Lübeck und hoffe, wir besuchen Euch dort im nächsten Jahre. Wie gern würde ich zu der Zeit mich auch zurückziehen, doch kommt es darauf an, ob die Verhältnisse mir gestatten werden, meinen Abschied zu erbitten. Den nächsten Herbst müssen wir dann zusammen hier in Glion zubringen. Adieu, lieber Fritz, mit herzlichen Grüßen an Guste, Dein

Helmuth.

Freiburg i. Schl., den 24. Juli 1867.

Lieber Fritz!

Dein Schreiben vom 20. d. M. habe ich erhalten, ebenso eines von Guste vom 19. d. M.

Ich habe hier ein paar wunderschöne Güter gesehen, leider ist der Preis enorm. Allerdings wird die halbe Tonne Land hier mit hundert und in einzelnen Parzellen bis zu zweihundert Thalern bezahlt, da bei dem fruchtbaren Boden und hohen Kulturzustand auch die Rente eine sehr hohe ist. Ich bin noch zu keinem Abschluß gekommen. Morgen kommt Baron Richthofen, der mein Rathgeber ist, da ich nichts als Lage und schönes Schloß zu schätzen weiß. So viel habe ich wohl gelernt, daß mit zweihunderttausend Thalern in Grundbesitz nicht viel zu machen ist.

Guste schreibt mir zu meiner Ueberraschung, daß Marie leberkrank ist. Ich habe sie nicht anders als kerngesund und äußerst zufrieden gekannt. Es ist indeß möglich, daß sie von ihrem Vater eine Disposition zu Leberkrankheit geerbt hat. Ich

werde, sobald ich zurückkomme, mit unserem Hausarzt darüber sprechen und bin gern bereit, mit ihr nach Karlsbad zu gehen, ich glaube aber freilich, sie lacht mich aus, wenn ich damit komme.

Ich freue mich, zu hören, daß es Dir in Lübeck gefällt, ich habe auch eine ganz besondere Vorliebe für diese alte Stadt mit ihren schiefen Thürmen und alten Lindenalleen. Hast Du wohl die Bekanntschaft des Senators Dr. Curtius gemacht? Er ist mir sehr zugethan.

Wir haben eine wunderschöne Reise zu Pferde durch das köstliche Gebirgsland gemacht. Es ist nicht zu sagen, wie dankbar die Menschen hier für den Schutz sind, der ihnen im vorigen Jahre zu Theil geworden ist. Alle Städte flaggen, Bürgermeister und Rath ziehen uns vor den Thoren entgegen; ein dicker Schulze spannt ein und kommt meilenweit gefahren, um mir die Hand zu küssen; der Chausseewärter trägt sein kleines Mädchen heran, um einen ärmlichen Strauß zu überreichen u. s. w. Zum 1. August kehren wir nach Berlin zurück.

Von Marie habe ich einen Brief aus Segeberg. Auch ihr hat es in Lübeck sehr gefallen. Für heute Adieu, lieber Fritz, an Guste die herzlichsten Grüße. Dein Bruder

Helmuth.

Creisau bei Schweidnitz, Herbst 1867.

Lieber Fritz!

Es war mir sehr leid, daß ich am 3. d. M. nicht, wie ich gern gewollt, nach Lübeck kommen konnte, ich hatte aber gerade zu jener Zeit die großen Zahlungen für Ankauf des Gutes, Stempel- und Gerichtskosten zu leisten, dann sind wir am 10. d. M. hierher gereist, um die nöthigsten Einrichtungen in der neuen

Wohnung zu treffen und um mich in den Verhältnissen zu orientiren, so daß ich selbst zum Schreiben nicht recht kommen konnte. Es giebt auf dem Lande unglaublich viel zu thun, der Tag ist im Umsehen dahin, und müde legt man sich zur Ruhe.

Bisher kenne ich nur die Ausgaben des Besitzes, und man muß sich erst an die Größe derselben gewöhnen. Da sind siebenhundert Thaler für künstlichen Dünger, sechshundert für Saatkorn, der Leutelohn und die beständigen Reparaturen; nächstens kommt die Dampfdreschmaschine, welche täglich fünfundzwanzig Thaler Miethe kostet, aber freilich auch täglich dreihundert Scheffel Weizen drischt und so gestattet, das Stroh auf dem Felde in Schober zu setzen. Die diesjährige Ernte ist so reich, daß die sehr weiten Wirthschaftsgebäude sie nicht fassen können.

Alle Welt wünscht mir übrigens Glück zu meinem Kauf, bei dem Preise von etwa dreihundert Thalern pro Tonne Land. Der Boden gehört zu dem fruchtbarsten, tiefgründigen und sicher tragenden des Landes, ist aber früher sehr vernachlässigt gewesen, noch nicht im vollen Düngerstande und bedarf daher fürerst noch der künstlichen Aushülfe des chemischen Dunges (Superphosphat). Die Lage zwischen dem Zobten auf der Nord- und der hohen Eule auf der Südseite ist reizend. Ich habe den Wagen und ein Reitpferd mitgenommen, und es ist ein wahres Vergnügen, nach der Tageshitze spazieren zu fahren. Das ganze Land ist wie ein Garten, und wohin man fährt, ist's wunderschön. Die Wege sind im schönsten Stande, und das hügelige Terrain gewährt immer neue Aussichten. Dabei haben wir sehr angenehme Nachbarn, die uns mit der größten Freundlichkeit entgegenkommen. Vorgestern habe ich auch zum ersten Male meinen Sitz als Landstand auf dem Kreistage eingenommen.

Wir möchten nur so gern Dich und Guste hier sehen und so laden wir Euch recht herzlich und dringend ein. Die etwas weiteren Ausflüge in das Gebirge haben wir verschoben, um sie mit Euch zusammen zu machen. Du könntest mir hier eine

große Hülfe sein, denn ich habe vielerlei Projekte, einen Umbau am Schloß, Ueberbrückung des Peileflusses, Anlage eines Parkes durch Führung von Wegen durch Wiese und Busch, Anpflanzung von Baumgruppen u. s. w. u. s. w. Ich habe mir einen kleinen Meßapparat kommen lassen und will demnächst mit einer Spezialaufnahme des dabei in Betracht kommenden Terrains beginnen. Aber es giebt so viel zu thun.

Seit ich hier bin, haben wir das schönste Erntewetter, und den ganzen Tag hindurch ziehen die schwankenden Erntewagen, mit Weizen hoch beladen, über den Hof in die Scheunen. Alles ist massiv gebaut. Der Stall für tausend Schafe trägt auf zwanzig Granitsäulen das Gewölbe. Nur das Schloß hat noch ein Schindeldach und muß demnächst eines von Schiefer bekommen, was freilich zweitausend Thaler kostet. Diese Nacht hatten wir ein Gewitter und den ersten Regen, welcher für den bereits ausgesäeten Raps sehr günstig war. Mit dem Einfahren wird es wohl heute nichts werden, aber dann wird gepflügt, und Arbeit giebt es immer. Meinen Hofleuten habe ich eine bessere Fleischportion gewährt, so daß sie bei Kräften und gutem Willen sind. Es ist ein sehr guter Menschenschlag hier.

Ich glaube, daß dies Landleben Dich sehr interessiren würde, und da Du ja jetzt endlich frei und Dein eigener Herr bist, so hoffe ich, daß Du mir meine Bitte nicht abschlägst.

Wir grüßen herzlich. Dein Bruder

Helmuth.

Berlin, 29. Dezember 1867.

Lieber Fritz!

... Der Anstoß wegen Inkorporation Lauenburgs müßte von den Ständen des Herzogthums ausgehen. Das Abgeordnetenhaus dringt auf die Einverleibung, aber die Regierung kann nicht recht Schritte dafür thun, wenn das Land selbst nicht will. Wenn Ludwig nun in Lauenburg eine Anstellung will, so sehe ich nicht, was er machen will. Das ist auch einer der Nachtheile der Kleinstaaterei, daß man nicht in zusagende Wirksamkeit treten kann.

Der König hat mir zu Weihnachten das große Photographiebild geschenkt, welches Du, glaube ich, hier bei Schnäbely gesehen hast.

Adieu, lieber Fritz, Dein Bruder

Helmuth.

Berlin, den 24. Januar 1868.

Lieber Fritz!

... Den ruinirten Grundbesitzern und Wirthschaftsbeamten ist bei dem jetzigen Nothstand in Preußen weit schwerer zu helfen als den hungernden Arbeitern, für die außerordentlich viel geschieht. Im In- und Auslande wird gesammelt, der Johanniter-Orden wird mit bedeutenden Mitteln einschreiten, und auch Marie hat vollauf zu thun mit einem Bazar im Schloß. Weit mehr als das ist aber die Arbeit, die der Staat giebt, fünfzehn Millionen Eisenbahnbau. Freilich kann das nicht das abscheuliche Klima dieser mit dem reichsten Boden begabten Provinz ändern, welches die ganze Feldarbeit auf wenige Monate des Jahres beschränkt und auch jetzt den Beginn der Bauten verhindert. Wenn wir

in Schlesien anfangen zu pflügen, so muß in Preußen die Aussaat schon beendet sein, da Schnee und Frost vor der Thür sind. Das nöthigt zu einem verhältnißmäßig sehr großen Inventar, zahlreichen Arbeitern und Pferden, die dann den langen Winter hindurch ernährt werden sollen.

Zu Johanni, als dem Schluß des Wirthschaftsjahres, werde ich auch den ersten Anhalt dafür gewinnen, welchen Reinertrag Creisau giebt. Allerdings ist auf solche Kornpreise in Zukunft nicht zu rechnen. Butter, Hasen, Gänse und Schweinefleisch gehen reichlich in Mariens Küche. Viele herzliche Grüße von uns beiden an Guste.

Helmuth.

Berlin, den 27. Januar 1868.

Lieber Fritz!

Wie wenig einträglich in unserer Zeit Grundbesitz selbst unter geregelten Verhältnissen ist, beweist Creisau. Obwohl der Kaufpreis mit 120 Thalern pro Morgen von allen sachverständigen Nachbarn als ein günstiger beurtheilt wird, will ich ganz zufrieden sein, wenn ich am Schluß des Wirthschaftsjahres mein Kapital zu 2½ pCt. verzinst habe. Ich glaube es kaum. Wer höhere Zinsen haben will, muß sich nicht ankaufen. Grundbesitz bleibt aber immer Grundbesitz. Er gewährt die größte Sicherheit für alle Zeiten, während der Kapitalbesitz von den fluktuirenden politischen und Börsenverhältnissen bedingt ist, die schließlich doch auch vom Grundbesitz abhängen, in dessen Hypotheken ihre sicherste Wurzel steckt. Der Gutsherr ist der erste Stand in der Welt. — Auch die zu gewärtigende Revenue wird meinen Nachfolger in den Stand setzen, den Namen der

Familie ehrenvoll zu repräsentiren, auch sind höhere Einnahmen wohl zu erwarten, wenn das sehr vernachlässigte Gut erst in Düngungsstand gesetzt und ein Theil der Schuld amortisirt ist.

Ich rechne, daß die ganze Revenue aus Creisau auf die nothwendigen Verbesserungen gehen wird, Dachbau des Schlosses, Parkanlage, Melioration der Felder u. s. w. Freilich wird dann mein Nachfolger um so besser wegkommen. Der Rest meiner Einnahme genügt vollkommen für mich und zur Unterstützung der Verwandten, aber viel Kapital kann ich nicht mehr zurücklegen.

Ludwigs Abschied ist schon heraus. Er erhält neben seiner Pension den Titel als Geheimrath und ich glaube irgend einen Orden. Adolf ist zum Landrath im Bezirk Pinneberg-Rantzau designirt, und ich hoffe, daß nach Schluß des Landtages, der in den nächsten Tagen entlassen wird, ein Definitivum für die holsteinschen Beamten unverzüglich eintreten wird.

Mit herzlichen Grüßen an Guste, Dein Bruder

Helmuth.

Berlin, den 7. März 1868.

Lieber Fritz!

Mit meinem Creisau bin ich ganz zufrieden. Daß ich beim Kauf irgend eines Grundbesitzes eine hohe Rente nicht erzielen würde, wußte ich ja im Voraus; in Holstein wäre es nicht anders gewesen. Ich hätte ja gern dort mich angekauft und habe mich, als es noch Zeit war, genug deshalb erkundigt, aber Niemand wußte damals etwas anzugeben. Nicht die Höhe des Ertrages wohl aber die Sicherheit der Anlage ist mir Hauptsache. Eine Mehreinnahme kann ich übrigens immer erzielen, wenn ich verpachten will.

Du siehst eine Gefahr in dem Sinken der Güterpreise, sie ist aber nur für den vorhanden, der dann verkaufen muß, und das ist beim Fideikommiß ein für allemal beseitigt. Wenn die Kurse der Papiere oder die Preise der Güter auch um die Hälfte ihres jetzigen Werthes sinken, so ändert sich darum weder der Zinsfuß noch der Ertrag. Für den, der dann kauft, ist es ein reiner Vortheil. Er bekommt in der unveränderten Einnahme sein Anlagekapital doppelt verzinst. So ist es schon jetzt bei den österreichischen, russischen und amerikanischen fünfprozentigen Papieren, die man zum Kurse von fünfzig kaufen und also sein Geld zu zehn Prozent anlegen kann. Wenn ich Creisau für das halbe Kaufgeld hätte erstehen können, so würde ich von diesem Gut weder eine höhere noch geringere Einnahme haben, wohl aber mein Geld doppelt so hoch verzinsen. Der Unterschied ist nur der, daß beim Papier das Kapital selbst gefährdet wird, denn, wenn endlich die Milliarden sich verdoppeln und verdreifachen, so ist die nothwendige Folge der Staatsbankerott, wie er ja in Oesterreich schon ein paar Male eingetreten ist und in Amerika schwerlich ausbleibt. Der Grundbesitz hingegen kann durch Krieg und Unglück verheert werden, aber den Grund und Boden trägt Niemand fort, und seine Ertragsfähigkeit ist bleibend, soweit auf Erden etwas dauernd ist.

Die Hamburger Kaufleute wissen recht gut, was sich mit Geld und Papieren verdienen läßt, und doch legen sie ihre Ersparnisse in Holstein in Grundbesitz an, der ihnen zwei Prozent trägt.

In Holstein habe ich nie ein Wort der Erkenntlichkeit dafür gehört, daß das Land befreit wurde von dem, was es ja nicht schwarz und tyrannisch genug schildern konnte, von der dänischen Herrschaft. In Schlesien hegt man eine große Dankbarkeit für Abwendung der dem Lande so nahe drohenden Gefahr. Man hat uns wahrhaft rührende Beweise davon gegeben.

Dort hat mein Name einen guten Klang, und das ist doch auch etwas werth. Die Eisenbahnen machen ja die Entfernungen verschwinden, und wenn sonst Jemand Lust hat zu kommen, so wird er sich an zwei Tagereisen nicht stoßen.

Wenn Adolf am Ende abginge, so wäre es das Richtigste, das hübsche Haus von Dresky auf dem Berge zu kaufen und für alle Zukunft zum Wittwensitz einzurichten.

Viele herzliche Grüße an Guste. Marie grüßt mit mir bestens.

Helmuth.

Berlin, den 14. Mai 1868.

Lieber Fritz!

Den Stammbaum habe ich richtig erhalten. Nachrichten, die mir unlängst von den in Württemberg noch lebenden Verwandten zugingen, stimmen vollkommen. Sehr interessant wäre, zu wissen, wo die an verschiedenen Stellen aufgeführten Güter belegen sind, z. B. Westerbrügge, welches durch mehrere Generationen in der Familie verbleibt. Merkwürdig ist, daß Stridsfeld (Mecklenburg), welches durch elf Generationen in der Clausschen Linie forterbt, in der vierzehnten plötzlich in der Ottoschen (Samowschen) Linie erscheint, bei Joachim (dem Vater des Grafen Adam) auf Walkendorf und bei Ehrenreich auf Walkendorf. Beide sind gleichzeitig 1730 gestorben, und doch erbt das Gut, trotzdem daß in der erstgenannten Linie Söhne vorhanden sind, noch in der letzteren bis 1781 fort. An und für sich schon ist es gewiß ein seltener Fall, daß ein Gut, ohne Majorat zu sein, von 1309 bis 1781, also fast 500 Jahre und durch fünfzehn Generationen, in einer Familie verbleibt.

Soweit ich dies nach den Namen der Güter habe ermitteln können, existiren eigentlich dänische Linien erst seit 1730. So viele Moltkes auch in Dänemark schon früher auftraten, sind ihre Söhne doch immer wieder zu der mecklenburgischen Scholle zurückgekehrt.

Ich hatte eigentlich gehofft, daß Du mit Guste uns in Creisau besuchen und meine neuen Parkanlagen inspiziren würdest. Ich hoffe, Ende Juni und im Juli dort zu sein; aber freilich lassen sich Pläne nicht über Wochen hinaus machen. La France s'ennuye! und um sie zu amüsiren, muß Europa in Brand gesteckt werden. Einen auf so frivole Weise hervorgerufenen Krieg, ohne Veranlassung und ohne Zweck, der an Ludwig XIV. und seinen Louvois erinnerte, sollte man im neunzehnten Jahrhundert für unmöglich halten, und doch stehen wir vielleicht unmittelbar davor. Alles hängt von dem Entschluß eines unschlüssigen Mannes ab, der die nationalen Leidenschaften fortwährend und absichtlich anstachelt, in einer Weise rüstet, daß das Land das Budget auf die Dauer nicht ertragen kann, der nicht abrüsten kann, ohne in der öffentlichen Meinung, besonders der Armee, zu Grunde zu gehen, und der diese Armee auf die Schlachtbank führen muß, um sie wieder los zu werden. Ich halte die Situation für sehr ernst. —

Mit herzlichen Grüßen, Dein Bruder

Helmuth.

Berlin, den 6. Dezember 1868.

Lieber Fritz!

Ich freue mich, daß Du nun auf die einfachste Weise zu Deiner Kapitalanlage gelangst. Es wäre auch wunderbar, wenn die Börse einer Handelsstadt wie Lübeck nicht mit preußischen

Staatspapieren versehen sein sollte. Wohl mehr als genugsam. Du darfst Dich nicht wundern, wenn die 4½ prozentigen noch um ein Prozent fallen. Es sind allein an preußischen Eisenbahn-Aktien vierzig Millionen auf den Geldmarkt geworfen. Ganz besonders aber gehen die Baarkapitalien nach Rußland. Die russischen Eisenbahnpapiere tragen nominell fünf Prozent, da sie aber nur zu fünfundsiebzig an den Mann gebracht werden können, so geben sie faktisch sieben Prozent Zinsen. So nützlich nun in militärischer und allgemein administrativer Hinsicht diese Bahnen sind, so scheint mir doch sehr fraglich, ob diese durch Wüsteneien geführten Linien jemals Dividenden zahlen werden. Aber der Reiz einer momentan sicheren Einnahme läßt die Leute die Erfahrung übersehen, die sie schon mit spanischen und österreichischen Papieren gemacht haben. Solche Erfahrungen lassen dann freilich den Werth der größeren Sicherheit hervortreten, und wohl schon in nächster Zeit werden die preußischen Staatspapiere wieder steigen.

In Curtius hat, glaube ich, Lübeck einen tüchtigen Bürgermeister erhalten; es freut mich sehr, daß ihm dies Vertrauen seiner Mitbürger zu Theil geworden ist.

Seit ich das Schattenbild des berühmten Violinisten Ernst in Gastein gesehen, habe ich auch die Ueberzeugung, daß Musik und nichts als Musik, vor Allem aber das Violinspielen, die Nerven gründlich ruinirt. Es wäre Ludwig und seinen Töchtern gewiß sehr gut, aus der musikalischen und poetischen Traumwelt einmal in die frische Wirklichkeit hinauszutreten. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in der schönen Natur von Creisau würde Allen sicherlich wohlthun. Angeboten ist es ihnen ja genug.

Marie grüßt freundlichst Dich und Guste mit mir.

Helmuth.

Berlin, den 8. Januar 1869.*)

Lieber Fritz!

Aus meiner Antwort an Guste wirst Du erfahren haben, wie gern ich den Gedanken acceptire, daß wir zusammenziehen, und wie hoch ich das Opfer anschlage, welches Ihr dabei bringt. Ich fühle mich aber gedrungen, nochmals das damit verbundene Bedenken hervorzuheben, nämlich, daß ich hier eine Königliche Dienstwohnung inne habe, welche bei meinem Tode sogleich geräumt werden muß, wodurch Ihr zu einem neuen Umzug genöthigt würdet.

Willst Du dessenungeachtet auf das Arrangement eingehen, so würde es wichtig sein, die Sache gleich so zu behandeln, als ob Ihr definitiv nach Creisau übersiedeltet, der bleibenden Scholle, welche die Familie gewonnen hat, und nur den Winter oder selbst einen größten Theil des Jahres in Berlin zum Besuch wäret. Frühjahr und Sommer darf ich hoffen, auf dem Landsitze zu verleben, im Herbst gehe ich zu den Manövern und zur mehrwöchentlichen Uebungsreise des Generalstabes. Ihr könntet ruhig auf dem Lande verbleiben. Ich wünsche, daß Ihr dort alle durch langen Besitz lieb gewordenen Gegenstände vorfindet, und kann in dem großen Gebäude Eure sämmtlichen Gegenstände gut gebrauchen.

Entschließest Du Dich, zu kommen, so werde ich Alles thun, was in meiner Macht steht, um Eure unabhängige Zukunft zu sichern.

Helmuth.

---

*) Nach dem am 24. Dezember 1868 erfolgten Tode der Gemahlin.

Berlin, Juni 1869.

Lieber Fritz!

Beide Briefe von gestern sind mir mit der Nachmittagspost zugegangen. Ich habe aber noch heute Abend Alles besorgt.

Wann Adolf eigentlich nach Creisau kommt, steht ja in seinem Briefe, Mitte Juli, aber leider nur auf vierzehn Tage. Niemand dankt ihm das und Niemand könnte ihm verargen, wenn er sechs Wochen oder drei Monate Urlaub verlangte. Ich habe ihm vorgeschlagen, mich schon zum 20. dieses Monats abzuholen, wir würden dann die hübsche Tour auf der Gebirgsbahn zusammen machen, aber es ist ja nichts mit ihm anzufangen, das meerumschlungene Land würde zu Grunde gehen, wenn er nicht diese oder jene Eingabe selbst schriebe.

Mir geht es ganz gut, auch ist die Zeit meiner Einsamkeit ja nun bald abgelaufen. Da Ihr so fleißig schreibt, so ist es fast, als ob ich bei Euch wäre, und ich bin sehr dankbar dafür. Es ist spät und ich schließe für heute mit herzlichen Grüßen.

Helmuth.

Berlin, den 22. Juni 1869.

Lieber Fritz!

In Bremen hatte ich amtlich nichts zu thun, sondern war erst nach Wilhelmshaven befohlen. Indeß folgte ich der Einladung der Stadt als Gast, und die Feuilletons der Zeitungen bringen ja eine Menge geistreicher Dinge, die ich gesagt haben könnte, aber nicht gesagt habe.

Das Zollparlament hat der König heute Mittag in Person geschlossen.

Mit herzlichen Grüßen und in der frohen Hoffnung baldigen Wiedersehens

Helmuth.

Rheims, den 6. September 1870.

Wer zählet die Völker, wer nennet die Namen, die gestern hier zusammen kamen! — Da steht die mächtige Kathedrale, in welcher Frankreichs Könige, Chlodwig, Ludwig der Heilige, die Ludwige und Karl X. gekrönt wurden. Nebenan im Erzbischöflichen Palast wohnt jetzt König Wilhelm, im weiten Vorhof biwakirt eine Kompagnie unter Waffen, und in der Stadt ist ein ganzes Armeekorps untergebracht. Die Geschütze, die Munitionswagen, die Trains stehen wohl geordnet auf den Promenaden. Der große Gasthof gegenüber wimmelt von Offizieren, die nach so vielen Biwaks sich einmal gütlich thun wollen. Es ist, wie man uns gewarnt, ganz Rheims unterminirt und Millionen Minen in Flaschenform sind mit Kohlensäure geladen. Daß davon schon gestern einige hundert explodirt sind, war bei der Hitze des Tages und den durstigen Kehlen nicht anders zu erwarten. Ueberall begrüßten sich Bekannte, gar Mancher aber wurde vermißt, der schon auf der grünen Haide ruht. Aus unserer Creisauer Gegend traf ich den Oberst v. Bock, Graf Reichenbach, Lieutenant Goldammer, alle wohlauf. Abends meldete sich auch unser Gärtner und war sehr erfreut, August und Ernst zu finden. Man hat ihm das rothe Kreuz angeheftet und ihn zum Krankenträger gemacht. Sein Korps, das VI., ist ohnehin noch gar nicht im Gefecht gewesen, wird aber wahrscheinlich zuerst die Thürme von Notre Dame erblicken.

Auf der Herfahrt vorgestern fuhren wir an der Rast der zehnten Division vorüber und fanden Helmuth mit den Offizieren seines Regiments unter einem Apfelbaum sitzend. Er sieht ein bischen spitz aus, versichert aber, vollkommen wohl zu sein. Geld habe er „massenhaft", zu leben auch, eine Wurst verschmähte er und begnügte sich mit einer Flasche Wein aus meinem Wagen. Seine Rockschöße sind durchschossen, er selbst aber ganz und frohen Muthes. Er muß dieser Tage die Ernennung zum Offizier erhalten.

Wilhelm steht vor Metz und läßt Bazaine nicht heraus. Ein Versuch des letzteren ist sogar schon vor seiner Ankunft abgeschlagen worden. Ich sehe nicht, was nun dem Eingeschlossenen übrig bleibt, als sehr bald ebenfalls zu kapituliren. 200 000 Gefangene sind dann allerdings eine wirkliche Verlegenheit.

Ich glaube, ich schrieb Dir schon, daß mir der peinliche Auftrag geworden war, den französischen Unterhändlern zu erklären, daß die ganze Armee Mac Mahons kriegsgefangen sei, und die näheren Bedingungen festzustellen. Diese Verhandlungen fanden von 12 bis 2 Uhr in der Nacht nach der Schlacht von Sedan statt. Am folgenden Morgen sollte General Wimpffen, der für den verwundeten Mac Mahon das Oberkommando übernommen, die definitive Beschlußnahme überbringen, statt dessen kam der Kaiser selbst, mit dem ich nicht abschließen konnte, da er Tags zuvor dem König geschrieben hatte: N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté, und folglich Gefangener war. Ich traf ihn in einer elenden Bauernstube dicht hinter unseren Vorposten in Erwartung einer Entrevue mit dem König, in voller Uniform auf einem hölzernen Stuhl sitzend. Bei meinem Eintritt erhob er sich und bat mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Auf die Vorschläge, die er machte, konnte ich nur erwiedern, daß nichts als die Gefangennehmung der ganzen Armee zu erwarten stehe, und

daß, wenn diese nicht bis spätestens zehn Uhr einwillige, ich das Signal zur Wiederaufnahme des Feuers zu geben habe. „C'est bien dur!“ seufzte er. Uebrigens war er ruhig und völlig in sein Schicksal ergeben. Bald darauf wurde eine von uns entworfene und übersetzte Kapitulation von dem unglücklichen Wimpffen ohne Weiteres unterzeichnet. Er war vor zwei Tagen erst aus Afrika angekommen und wird einen schweren Stand gehabt haben der völlig aufgelösten und furchtbar aufgeregten Soldateska in Sedan gegenüber. Aber achtzig Feuerschlünde standen dicht vor der Stadt und 150 000 Mann hinter ihnen. Wimpffen hat Erlaubniß erhalten, nach Württemberg zu gehen, wo er Verwandte habe (ohne Zweifel gehört unsere Cousine Käthchen dazu); wie unschuldig er auch an der ganzen Katastrophe ist, man wird ihm seine Unterschrift in Frankreich nie verzeihen.

Uebrigens hat er mir schriftlich für die schonende Weise gedankt, mit welcher diese schmerzliche Verhandlung geführt worden sei.

Am folgenden Morgen, bei strömendem Regen fuhr eine lange Wagenreihe, eskortirt durch eine Eskadron Todtenkopf-Husaren, auf der Chaussee nach Bouillon (in Belgien) durch Donchery. Graf Bismarck sah auf der einen Seite der Straße, ich auf der anderen zum Fenster hinaus, der abgedankte Imperator grüßte, und ein Stück Weltgeschichte war abgespielt.

Was nun in Frankreich werden wird, darauf ist Alles gespannt, jedenfalls zunächst eine Militärdiktatur. Inzwischen marschiren wir auf Paris.

Helmuth.

Rheims, den 11. September 1870.

Während unsere Truppen ihre zum Theil weiten Märsche behufs einer neuen Operation ausführen, hat das Oberkommando in der alten Krönungsstadt verbleiben können, und diese Ruhe

thut Allen sehr wohl, besonders auch den Pferden, die bis jetzt vortrefflich ausgehalten haben. Das Wetter ist übrigens schlecht, kalt und regnerisch, von dem schönen Klima Frankreichs merken wir nichts.

Wilhelm rückt morgen zur Belagerung vor Toul, es sei denn, daß die Kavallerie hierher nach Rheims kommt. Helmuth befindet sich augenblicklich in der Gegend von Montmirail.

Ich hoffe, daß Ihr meine beiden früheren Briefe von hier erhalten habt und eine Sendung von vierzig Flaschen besten Champagners bald erhalten werdet, die Ihr auf die Gesundheit unserer braven Truppen leeren möget.

Eigentlich müßte der Krieg aus sein; Frankreich hat kein Heer mehr, das eine hat kapitulirt, das andere muß unfehlbar kapituliren. Heute ist es der vierundzwanzigste Tag, wo in Metz an 200 000 Mäuler Essen verlangen. Man ist laut Nachrichten der Gefangenen beim Pferdefleisch angelangt. Vielleicht macht Bazaine noch einen verzweifelten Versuch, sich durchzuschlagen, aber alle Vorkehrungen sind getroffen, es zu verhindern. In Paris steht nur noch das inkomplete Korps Vinoy und eine sehr große Zahl Gardes Nationales, Leute, die sich hinter Wall und Graben vertheidigen aber niemals wagen können, herauszutreten, um im freien Felde gegen unsere Leute zu schlagen. Die Schwierigkeit liegt daher nur darin, daß keine Autorität vorhanden ist, mit der man Frieden schließen kann. Die gegenwärtige Regierung ist in der Weise eingeführt, daß in der famosen letzten Sitzung ein Arbeiter auf den Sessel des Präsidenten sprang, die Klingel ergriff und die Republik proklamirte. Was das übrige Frankreich, was die besitzenden Klassen dazu sagen, wissen wir noch nicht.

Gestern fuhr ich mit Henry und de Claer in das verlassene Lager von Châlons. Als vor vierzehn Tagen die vierte Kavallerie-Division sich näherte, die hulans prussiens, die eine wahre Terreur verbreiten, seit sie sogar zu Fuß Dörfer erstürmt

haben, da ist das ganze Armeekorps in solcher Hast nach Rheims abgezogen, daß unsere Reiter das halbfertige Frühstück, Geschütze, Koffer, Weiberröcke und angefangene Briefe vorfanden. Hier sind alle Mauern mit Schießlöchern durchbohrt, große Verschanzungen angelegt, aber vertheidigt hat man sie nicht.

Heute ging die Nachricht von der unglücklichen Katastrophe in Laon ein, die Ihr wohl früher in den Zeitungen lesen werdet, als diese Zeilen Euch erreichen. Die Opfer, die der Krieg fordert, sind entsetzlich, und da wollen die Engländer uns mit Geld abgefunden wissen! So Gott will, sind wir binnen vierzehn Tagen in der Lage, 200 000 Mann jedem unberufenen Vermittler entgegenzustellen und mit dem Rest doch noch mit Frankreich fertig zu werden. Die Leute haben noch nicht gelernt, was das sagen will: „Deutschland!“ aber was das Wichtigste ist, Deutschland selbst hat es jetzt gelernt.

Freundliche Grüße. **Helmuth.**

Versailles, den 12. Dezember 1870.

Lieber Fritz!

Hier haben wir bis zu zehn Grad Kälte gehabt, heute ist plötzlich Thauwetter eingetreten. Ein so früher Winter ist hier unerhört, und man glaubt, daß es eine neue „chicane de Monsieur Bismarck“ ist.

Ueber Paris erfahren wir mehr von Berlin aus englischen und belgischen Zeitungen, als hier dicht vor der Stadt, wo nur der Valérien (oder Vallerien, wie ihn unsere Leute nennen) mit uns spricht. Die Thore der Stadt sind gesperrt, und selbst die Truppen, die zwischen dem Wall und den Forts liegen, wissen nichts von dem, was im Innern vorgeht. Wir erwarten einen neuen, verzweifelten, aber vielleicht letzten Ausfall.

thut Allen sehr wohl, besonders auch den Pferden, die bis jetzt vortrefflich ausgehalten haben. Das Wetter ist übrigens schlecht, kalt und regnerisch, von dem schönen Klima Frankreichs merken wir nichts.

Wilhelm rückt morgen zur Belagerung vor Toul, es sei denn, daß die Kavallerie hierher nach Rheims kommt. Helmuth befindet sich augenblicklich in der Gegend von Montmirail.

Ich hoffe, daß Ihr meine beiden früheren Briefe von hier erhalten habt und eine Sendung von vierzig Flaschen besten Champagners bald erhalten werdet, die Ihr auf die Gesundheit unserer braven Truppen leeren möget.

Eigentlich müßte der Krieg aus sein; Frankreich hat kein Heer mehr, das eine hat kapitulirt, das andere muß unfehlbar kapituliren. Heute ist es der vierundzwanzigste Tag, wo in Metz an 200 000 Mäuler Essen verlangen. Man ist laut Nachrichten der Gefangenen beim Pferdefleisch angelangt. Vielleicht macht Bazaine noch einen verzweifelten Versuch, sich durchzuschlagen, aber alle Vorkehrungen sind getroffen, es zu verhindern. In Paris steht nur noch das inkomplete Korps Vinoy und eine sehr große Zahl Gardes Nationales, Leute, die sich hinter Wall und Graben vertheidigen aber niemals wagen können, herauszutreten, um im freien Felde gegen unsere Leute zu schlagen. Die Schwierigkeit liegt daher nur darin, daß keine Autorität vorhanden ist, mit der man Frieden schließen kann. Die gegenwärtige Regierung ist in der Weise eingeführt, daß in der famosen letzten Sitzung ein Arbeiter auf den Sessel des Präsidenten sprang, die Klingel ergriff und die Republik proklamirte. Was das übrige Frankreich, was die besitzenden Klassen dazu sagen, wissen wir noch nicht.

Gestern fuhr ich mit Henry und de Claer in das verlassene Lager von Châlons. Als vor vierzehn Tagen die vierte Kavallerie-Division sich näherte, die hulans prussiens, die eine wahre Terreur verbreiten, seit sie sogar zu Fuß Dörfer erstürmt

haben, da ist das ganze Armeekorps in solcher Hast nach Rheims abgezogen, daß unsere Reiter das halbfertige Frühstück, Geschütze, Koffer, Weiberröcke und angefangene Briefe vorfanden. Hier sind alle Mauern mit Schießlöchern durchbohrt, große Verschanzungen angelegt, aber vertheidigt hat man sie nicht.

Heute ging die Nachricht von der unglücklichen Katastrophe in Laon ein, die Ihr wohl früher in den Zeitungen lesen werdet, als diese Zeilen Euch erreichen. Die Opfer, die der Krieg fordert, sind entsetzlich, und da wollen die Engländer uns mit Geld abgefunden wissen! So Gott will, sind wir binnen vierzehn Tagen in der Lage, 200 000 Mann jedem unberufenen Vermittler entgegenzustellen und mit dem Rest doch noch mit Frankreich fertig zu werden. Die Leute haben noch nicht gelernt, was das sagen will: „Deutschland!“ aber was das Wichtigste ist, Deutschland selbst hat es jetzt gelernt.

Freundliche Grüße. Helmuth.

Versailles, den 12. Dezember 1870.

Lieber Fritz!

Hier haben wir bis zu zehn Grad Kälte gehabt, heute ist plötzlich Thauwetter eingetreten. Ein so früher Winter ist hier unerhört, und man glaubt, daß es eine neue „chicane de Monsieur Bismarck“ ist.

Ueber Paris erfahren wir mehr von Berlin aus englischen und belgischen Zeitungen, als hier dicht vor der Stadt, wo nur der Valérien (oder Vallerien, wie ihn unsere Leute nennen) mit uns spricht. Die Thore der Stadt sind gesperrt, und selbst die Truppen, die zwischen dem Wall und den Forts liegen, wissen nichts von dem, was im Innern vorgeht. Wir erwarten einen neuen, verzweifelten, aber vielleicht letzten Ausfall.

Die neu aufgestellten Heere Frankreichs im freien Felde sind nun nach und nach alle geschlagen, aber wir können nicht überall sein, kleine Ueberfälle sind nicht zu verhindern und nur durch unerbittliche Strenge zu ahnden. Eine Hand voll Bummler mit Gewehren und Fahnen dringt, die Marseillaise singend, in die Häuser, schießt aus den Fenstern und läuft aus der Hinterthür davon, und dann muß die Stadt dafür büßen. Glücklich preisen sich die Orte, die eine ständige feindliche Garnison haben.

Den Unsrigen geht es gottlob gut. Henry ist frisch und munter. Daß er das Kreuz bekommen hat, wird Guste Freude gemacht haben. Heute Abend soll er beim Kronprinzen singen, der ihn gern hört. Herr v. Keudell begleitet ihn auf dem Klavier.

Von Wilhelm hatte ich unlängst eine Korrespondenzkarte. Er verfolge in diesem Augenblicke die Loire-Armee, friere und hungere, sonst gehe es ihm gut. Er hat schon hundertundzwanzig Thaler Zulage bei mir zu fordern, aber Geld hilft nichts, wo für Geld nichts zu haben ist. Ich hoffe, er soll jetzt bald eine längere Ruhe in der schönen und reichen Touraine haben. Leider hat er das schöne Pferd von mir in Rambouillet krank zurücklassen müssen. Henry war hin, um es hierher zu holen, es war aber todtgestochen.

Helmuth ist gestern wieder auf Vorposten gezogen. Der brave Junge geht immer freudig auf seinen Dienst. Fast alle Nacht feuern die Werke ganze Lagen schwersten Kalibers auf gut Glück ab. Von hunderten von Granaten trifft zufällig 'mal eine. Bei Tage avertiren die Posten den Schuß, und die Mannschaft hat Zeit, sich an die Erde zu legen, wo dann von den Sprengstücken nicht viel zu fürchten ist, aber eine Annehmlichkeit ist es doch nicht. Die Franzosen legen, wie es scheint, alle Tage ein Pfund Pulver der Ladung zu, sie sollen schon bis in die Nähe von Versailles reichen. Mit dieser Munitions-

verschwendung erreichen sie freilich nichts, und die Armeen von außen, auf die sie noch immer hoffen, hören sie nicht. Eben bin ich mit Henry hinausgewesen und habe Helmuth eine große Blechbüchse mit Magdeburger Sauerkraut, eine zweite mit dem zugehörigen Pökelfleisch, einen Sack mit Erbsen und zwei Flaschen Champagner gebracht. Die armen Kerle werden einen fröhlichen Abend haben.

Das Gardekorps hat neuerlich keine Gefechte gehabt. Ludwig ist an der Loire. Von dem gefangenen Grafen Brockdorff keine Nachricht und keine Möglichkeit, ihn zu befreien. Wir haben durch den amerikanischen Gesandten in Paris sofortige Auswechslung aller Gefangenen angeboten, wir haben ja deren auf dem Lager mehr wie gut, aber die Franzosen haben von uns so wenige, daß sie sie schon um der Nachfrage willen konserviren müssen. Das Anerbieten ist ohne Erwiderung geblieben. So Gott will, ist aber der Tag nicht mehr fern, wo alle Gefangenen frei werden. Die Franzosen haben jetzt ihre Regierung an drei Orten, in Bordeaux, in Paris und vor Paris, denn Trochu hat sich von der Stadt förmlich abgesperrt.

Meine Empfehlung an General Hanenfeldt, Scheller und Glisczinski und wer sich sonst meiner erinnert. Es ist schon spät, und ich muß schließen. Herzliche Grüße und frohe Weihnacht.

Helmuth.

Versailles, den 1. Januar 1871.

Herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahre! Möge es den Frieden bringen, Frieden dem ganzen Lande und den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, jedem Einzelnen.

(Nun folgen Nachrichten über die im Felde stehenden Verwandten.)

Berlin, den 13. Juni 1871.

Lieber Fritz!

Gestern erhielt ich Deinen Brief aus Kreuth, wo es Euch ja gut geht. Ich selbst werde mich wohl zu einer kurzen Kur in Gastein bequemen müssen und hoffe nach dem Einzug und Beendigung der Geschäfte in der letzten Dekade dieses Monats abkommen zu können.

Am Freitag ist die Einzugsfeierlichkeit, die fünf Stunden dauert. Wenn wir solch Wetter dabei haben, so wäre es schlimm; es ist doch schade, daß Ihr den Einzug nicht seht. Kolossale Tribünen sind erbaut von der Lennéstraße bis zum Brandenburger Thor für wohl hunderttausend Menschen. Am Hallischen und Potsdamer Thor stehen die Riesenstatuen der Germania und Alsacia, die in dem beständigen Regen wohl wieder zusammenklappen, wenn man ihnen nicht ein Riesenparapluie in die Hand giebt. Der ganze Belle-Alliance-Platz ist von zwei großen Tribünen bedeckt, die bis zum zweiten Stockwerk der Häuser hinaufreichen, ebenso Opernplatz, Universität, Lustgarten. Zahllose Mastbäume für Flaggen und Wimpel fassen die ganze Via triumphalis ein, und Unter den Linden steht vom Thor bis zum Palais eine Allee von Kanonen und Mitrailleusen, Achse

an Achse, über tausend Stück, aber kaum der vierte Theil der eingenommenen.

Mit der Ausmöblirung des Hauses geht es langsam vorwärts.*) Der Balkon ist fertig und sehr schön mit dem Blick in den Thiergarten, der grün ist wie niemals zuvor. Mit herzlichen Grüßen an Guste Dein

Helmuth.

Petersburg, den 11. Dezember 1871.

Lieber Fritz!

Es ist nicht leicht, hier einen Augenblick zum Briefschreiben zu finden. Ich will heute auch nur ein Lebenszeichen von uns geben, da wir ja schon acht Tage aus Berlin fort sind.**) Es giebt soviel zu erzählen, daß ich das Meiste für mündliche Mittheilung vorbehalten muß. Nur soviel sei gesagt, daß wir trotz aller Dejeuners, Diners und Soirées noch wohl und munter sind, und daß man uns nicht nur mit der größten Aufmerksamkeit, sondern auch mit wirklicher Herzlichkeit aufgenommen hat. Der Kaiser persönlich findet eine Freude daran, uns bei jeder Gelegenheit auszuzeichnen und seiner Gesinnung gegen unsere Armee Ausdruck zu geben. Mir hat er seinen höchsten, den Andreas-Orden verliehen. Ich bewohne eine ganze Suite von Zimmern im Winterpalast, ein Oberst vom Generalstabe ist zu meiner Begleitung kommandirt, täglich zwei Mittagessen mit Champagner unter dem Namen Dejeuner und Diner, Abends Loge in fünf Theatern, dann noch Soireen; Hofequipage und

*) Das neue Generalstabs-Gebäude in Berlin.

**) Moltke war in der Begleitung des Prinzen Friedrich Karl zum Georgenfeste nach Petersburg gereist.

Bedienung, Kutsche und Schlitten stets angespannt. Ueber das große Georgenfest werden die Zeitungen wohl berichten. Es waren tausend Menschen und mehr als hundert Fahnen in den ungeheuren Räumen dieses Palastes aufgestellt, in denen wir wohl ein paar Werst zurücklegten, indem der Kaiser alle Säle durchschritt. Dann Messe und schließlich Diner für siebenhundert Georgenkreuz-Soldaten unten und eine Galatafel für den Hof von fünfhundert Gedecken in einem großen Saal. Auch die Parade haben wir gestern glücklich hinter uns. Es waren auf dem Platz vor dem Schloß längs der Admiralität, der Isaakskirche und bis zur Statue Peters des Großen 40 Bataillone, 34 Eskadrons und Artillerie aufgestellt. Es war nicht sehr kalt, höchstens sechs Grad, und die Sonne kam durch, was in dieser Zeit sehr selten ist. Ich hatte ein vortreffliches Pferd, und so ging alles aufs beste.

Es giebt aber hier so viel zu sehen, daß alle Zeit in Anspruch genommen ist, die nach Visiten und Paraden übrig bleibt. Sehr angenehm ist, daß das Palais der Kaiserin Katharina, die Eremitage, in Verbindung mit dem Winterpalais steht. Es sind dort die größten Schätze der Kunst aufgehäuft. Dann ist es ein Vergnügen, im Schlitten durch die belebten Straßen, die Prospekte, die Morskaja u. s. w. zu fahren. Petersburg hat sechzigtausend Schlitten. Nun kannst Du Dir das Gewimmel vorstellen. Alles fährt in sausendem Trab haarscharf aneinander vorüber, ohne sich zu berühren. Wahrscheinlich gehen wir nach Moskau, und unter acht Tagen komme ich nicht zurück. Bei der Großfürstin Helene wird viel musizirt. Heute Abend hat Ihre Kaiserliche Hoheit, wie sie sagt, für mich ein Quartett arrangirt. Zuvor sollen wir aber noch beim Kaiser diniren, der mir heute die Ehre seines Besuchs erzeigt hat. Es giebt nichts, was man nicht thut, um uns auf alle Weise auszuzeichnen, selbst für die Dienerschaft ist aufs beste gesorgt; August geht heut ins Ballet. Gestern sahen wir die Lucca als Zerline im Don Juan. Die

Wagen bleiben bei aller Kälte und Schneegestöber stets vor den Palais und Theatern halten, so daß man jeden Augenblick fort kann. Ich benutze das, um wo möglich vor Mitternacht im Bett zu sein; im Allgemeinen lebt man tief in die Nacht hinein, und da um 3 Uhr Nachmittags schon Licht angesteckt werden muß, so ist der Tag sehr kurz. Mit herzlichen Grüßen

Helmuth.

Creisau, den 22. Juni 1872.

Lieber Fritz!

Deine beiden Briefe vom 13. und 15. Juni sind richtig eingegangen, endlich auch Nachricht von unseren übrigen Reisenden. Henry hatte sich mit Käthchen*) auf die Suche nach Ludwigs begeben. Sie hatten dabei erfahren, „wat bi 'ne Oeverraschung herutkümmt." Nach kurzem Aufenthalt in Venedig gingen sie nach dem Gardasee und schifften sich nach Bellagio ein, eilten in Ludwigs Wohnung — ach! und mit dem Donnerwort wurden sie abgespeist, die ihr sucht, sind gestern abgereist; wohin, wußte Niemand. Käthchen brach in Thränen, Henry in ein lautes Gelächter aus. Sie eilten nach Bruneck — kein Ludwig da, welcher ebenfalls nach Venedig und Trient einen Ausflug gemacht hatte, Käthchen ging von hier nach Klagenfurt zu ihrer Schwester, Henry hingegen machte eine schöne Reise durch die Schweiz und das Engadin und hat dann Ludwig endlich in Bruneck getroffen. Käthi wurde erwartet, und er wird sie am 23. Juni nach München geleiten, dann über Prag hierher gehen, so daß er wohl den 25. oder 26. Juni eintreffen

*) Fräulein Katharina v. Wimpffen, eine Cousine des Feldmarschalls. (†)

kann. Guste kommt am 28. Juni, Ludwig sehnt sich in die Heimath zurück. Hanne*) soll drei Monate in Brunneck bleiben. Der Aufenthalt sagt ihnen zu.

Brunneck ist nun ganz nahe bei Gastein, aber der Tauern kaum anders als zu Fuß zu passiren. Ludwig hat große Lust, nach Gastein zu kommen.

Mein Programm für den Sommer ist nun folgendes: am 6. September soll ich in Berlin sein wegen Besuches des Kaisers von Oesterreich. Meine Generalstabsreise habe ich im Elsaß und habe daher das Rendezvous in Mülhausen schon auf den 15. August ansetzen müssen. Wenn ich nun nach Gastein will, so muß ich Mitte Juli abreisen.

Ich kann meinen Rheumatismus hier nicht loswerden, er hat sich vom Rücken in das linke Bein gezogen. Gastein hilft dagegen auch nicht, wirkt aber auf das allgemeine Befinden. Die Zimmer sind hier sehr kühl, und ich verderbe es wohl etwas, indem ich mich draußen sehr warm arbeite mit Bäumebeschneiden ꝛc.

Auguste Moltke hat sich hier merkwürdig erholt, sie geht schon bis auf den Mühlenberg. Die vier Mädchen sind wohlauf und amüsiren sich prächtig mit Kroket, Ballspiel, Ausfahren.

Wir grüßen alle herzlichst

Helmuth.

Ragaz, den 24. Juni 1874.

Lieber Fritz!

Ich bin den 21. nach Freiberg in Sachsen, am 12. nach Augsburg und gestern hierher gegangen und habe schon heute mein erstes Bad genommen. Es ist allerdings schöner und angenehmer hier als in Gastein. Die Gegend ist herrlich, und

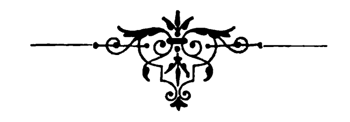
*) Aelteste Tochter des Bruders Ludwig.

ein mächtiges, hohes Hotel ist an das alte angebaut, in welchem ich zuletzt im Jahre 1865 mit Marie wohnte. Dazu die schönsten Gartenanlagen mit seltenen Bäumen, blühendem Wein, der die Luft mit Resedageruch erfüllt, und einer Unmenge von Rosen. Ich mußte zweiundsiebzig Stufen hoch ziehen, aber die Aussicht ist so prachtvoll aus meinen Fenstern, daß ich mich nicht entschließen kann, herunter auszuquartieren. Eine prachtvolle Laubwaldlehne umfaßt die saubere Ortschaft auf der einen, jenseits des Rheins der schroffe kahle Falkniß auf der anderen Seite. Dort darf ich mich freilich nicht betreten lassen, denn ich laufe Gefahr, als Kriegsgefangener nach Baduz geführt zu werden. Man hat nämlich versäumt, in Nikolsburg auch mit Liechtenstein Frieden zu schließen, so daß völkerrechtlich die Baduzsche Armee in Deutschland einfallen kann, da der Kriegszustand, wie ich meine, mit diesem Fürstenthum noch heute fortbesteht. Ueber dasselbe hinweg ragen die noch mit Schneeflächen prangenden Höhen der Vorarlberge; diesseits des hier übrigens ganz unschönen Rheins tauchen alte Burgruinen, wie Friedenstein, Werdenberg und Krogems aus den Waldkuppen hervor. Bei dem letztgenannten noch bewohnten Schlosse zieht sich eine Ebene zwischen Rhein und Wallensee. Ein vielleicht nur zehn Fuß tiefer Graben oder eine sehr hohe Fluth des großen Stroms würden seine Wasser in den See leiten. Mit dem Schaffhausener Fall wäre es dann vorbei, aber wir würden auch bei Köln einen trüben, schmutzigen Strom haben, wie hier der aus dem Schiefergebirge kommende Rhein aussieht. Erst im Bodensee wäscht er sich ab und tritt bei Konstanz kristallhell grünlich wieder hervor. Glücklicherweise ist dies tausend Fuß hoch liegende Bassin auch tausend Fuß tief und kann so all den Schlamm aufnehmen und das Geröll, mit dem der Strom sein oberes Thal verwüstet und aus dem er schon ein Meilen langes Delta an der Einmündung aufgebaut hat. Seine vielen stagnirenden Wasser machen die Luft hier jedenfalls minder gesund

als sie in Gastein ist. Es ist auch bedeutend theurer hier als dort. Aber die Verpflegung ist ausgesucht, und man kann von hier mit Leichtigkeit auf der Eisenbahn die schönsten Ausflüge machen.

Für heute schließe ich meinen Bericht. Mit besten Grüßen, lieber Fritz, Dein Bruder

Helmuth.





Briefe an Wilhelm v. Moltke*) und dessen Kinder.

Als Einleitung zu diesem Abschnitt der Sammlung geben wir einen Brief des Feldmarschalls an seinen Bruder Adolf, den Vater Wilhelms, zu dem Nachstehendes zu bemerken ist. Wilhelm v. Moltke war 1863 auf dem Gymnasium zu Altona, ein, wie er selbst sagt, „etwas aus der Kraft gewachsener, hochaufgeschossener Junge" und litt infolge einer starken Erkältung an Blutspeien. Sein Vater theilte dies dem Onkel mit, der sich gerade in Frankfurt a. M. befand, wo er an den Berathungen der wegen der dänischen Frage zusammengetretenen Konferenz theilnahm. Der Feldmarschall antwortete, er rathe dringend, Wilhelm nach Wiesbaden zu schicken, hier könne dieser in mildem Klima sich erholen und gleichzeitig seine Gymnasialstudien beendigen; er wolle sich seiner annehmen und den Vater aller Sorgen um den Sohn entheben. So ist es denn auch geschehen.

---

*) Geboren den 11. September 1846. Jetzt Oberstlieutenant Graf v. Moltke, Inhaber des Familien-Fideikommisses und Kommandeur des Leib-Kürassier-Regiments Großer Kurfürst (Schlesischen) Nr. 1.

Berlin, den 6. Dezember 1863.

Lieber Adolf!

... Gewiß wünscht Ihr jetzt genauer von Wilhelm zu hören. Vorigen Mittwoch Abend kam er nach fünfzehnstündiger Fahrt wohl und mit gutem Appetit versehen nach Frankfurt, wo er bei mir eine warme Stube und ein treffliches Bett fand. Bei dem schlechten Wetter hatte er unterwegs nicht viel gesehen sondern meist geschlafen. Am Donnerstag wollte ich eigentlich mit ihm nach Wiesbaden, aber es regnete unaufhörlich, und ich wünschte doch, daß er von seinem schönen künftigen Aufenthalt gleich anfangs einen guten Eindruck empfangen möge. So ließ ich ihn in Frankfurt, wo er sich, soweit das Wetter gestattete, den Dom, den Römerberg, die Gutenberg-Statue, kurz die Stadt von außen ansah. Abends ging ich mit ihm ins Theater, wo die hübsche Oper „Hans Heyling“ von Marschner gegeben wurde. Vorgestern, am Freitag 10 Uhr, fuhren wir dann ab. Es war kalt und auf dem Taunus lag schon Schnee. Der erste Gang in Wiesbaden war zum Schuldirektor S., der aber nicht zu Hause, und dann zur Komteß B. Dort fand sich nun, daß diese letztere den Auftrag zu haben glaubte, wegen Wilhelms Unterkommen etwas Definitives abzuschließen, und da sie selbst nicht ausgeht, so hatte sie durch ihren Arzt bei einem Professor M. für ein höheres Kostgeld, als das von mir an anderen Stellen jedoch nur eventuell bedingte, wenigstens halb abgeschlossen. Ich mußte daher mein Fräulein F., welches der Direktor besonders empfohlen, aufgeben, wollte aber doch jedenfalls erst mit dieser über den p. M. sprechen, von dem gesagt wurde, daß er zwar eine sehr gute Kost führe, aber etwas über seine Mittel lebe. Einstweilen sah ich mir sein Haus von außen an. Es liegt in der T. Straße, in dem wärmsten Theil der Stadt, von den heißen Quellen umgeben. Mitten durch die Straße führt ein

bedeckter Gang von Eisen, im Sommer mit Weinlaub überdeckt, so daß man dort zu allen Zeiten promeniren kann. Von da ging's dann zum Direktor, der Wilhelm sehr freundlich aufnahm. Gegen den Professor M. sei durchaus kein Bedenken; dennoch hatte er ihn mir gleich Anfangs nicht empfohlen.

Zu diesem wanderten wir nun, sobald wir uns im Hotel durch ein Mittagessen gestärkt hatten. Unglücklicherweise trafen wir nur die Frau Professorin, eine alte Dame von wenig Worten und gar keiner Krinoline, ärmlich aber sauber gekleidet; die Wohnung eng, aber ordentlich gehalten. Das Zimmer für Wilhelm ist sehr klein, nach dem Hof, ein Fenster, aber Südseite; Aussicht Null. Von den Bedingungen wußte sie nichts, und der mathematische Gemahl kam erst um 4 Uhr.

So benutzten wir denn die unfreiwillige Muße und ein paar schöne Sonnenblicke, um zu der hoch am Waldthurm liegenden griechischen Kapelle hinaufzusteigen, von wo man einen prächtigen Blick über den Rheingau hat, aus welchem sich die hohen Kuppeln des Mainzer Doms erheben. Wir ließen uns das Mausoleum der verstorbenen Großfürstin aufschließen. Unten in der Stadt angekommen, führte ich Wilhelm in die Spielhölle, welche sehr einladend aussieht. Vor dem Kurhause rauschen zwei prächtige Fontänen im weiten Wasserbassin, welches von zahllosen Gasflammen ringsum erleuchtet ist. In der weiten, von Marmorsäulen getragenen Halle führt die herzogliche Kapelle täglich Konzert aus. Daran stoßen die prachtvoll von Spiegeln und Seide leuchtenden Restaurationssäle, die Lesekabinets, und in vier großen Gemächern die vier grünen Tische, rings dicht umlagert von Spielern und Zuschauern. Tiefe Stille herrscht dort. Man hört nur die Kugel des Roulettes in die entscheidenden Fächer fallen und den Klang der Silber- und Goldhaufen, welche zumeist von der Krücke des Croupiers erbarmungslos abgeräumt werden. Nachlässig werden dem Gewinner die Geldstücke zugeschleudert. Alles bestrebt sich, gleich-

gültig zu scheinen, nur die Bank ist es wirklich, des Gewinnes gewiß, welcher von seinem Ueberschuß einen großen Theil dieses Eden geschaffen hat: Park, Wasserkünste, selbst Straßen und Eisenbahnen.

Der Besuch des Kurhauses ist natürlich den Gymnasiasten aufs strengste untersagt, und es schien mir gut, die natürliche Neugierde eines jungen Menschen auf erlaubte Weise zu befriedigen. Vor dem Spiel ist er gewarnt.

Endlich trafen wir den Professor im Schlafpelz in seiner recht gemüthlichen Studirstube. Alles sei bereit zu Wilhelms Aufnahme, den er wie einen Sohn halten wolle. Er scheint ein gutmüthiger alter Herr. Eine Tochter ist auch da, welche Klavier spielt. Ich habe sie nicht zu sehen bekommen, weil Besuch da war. Nach den Eltern zu urtheilen, wird sie wohl nicht gefährlich sein.

Ich habe gesagt, daß Wilhelm weder Thee, Kaffee noch Wein trinken darf. Der Professor proponirte Abends einen sehr verlängerten Thee, der uns wenig lächelte. Er versprach, ihn so unschuldig wie nur möglich zu machen, ich bedingte aber Morgens und Abends frische Milch und eine gute kräftige Kost. Die wurde versprochen; der Professor bedürfe ihrer selbst. Wilhelm theilt den Tisch seiner Wirthsleute, lebt in ihrer Familie und hat sein heizbares Zimmer für sich. Das Bett ist gut; ein Spiegel, eine verschließbare Kommode, ein Tisch, zu welchem ein Stehpult geschafft werden soll, und ein Sopha, das den Vortheil hat, daß es zu kurz ist, um darauf liegen zu können, bilden nebst ein paar Kupferstichen das Mobiliar.

Man wird nun sehen, wie Wilhelm dort sich gefällt, und falls wirklicher Grund zur Unzufriedenheit ist, kann man vielleicht später noch auf Fräulein F. rekurriren.

An den dortigen Sanitätsrath H. hat Wilhelm ein Schreiben von Dr. P. mit; da er es aber im Koffer verpackt hatte, so konnte ich den Mann nicht mehr aufsuchen. Wilhelm

wird zu ihm gehen und nöthigenfalls seine Hülfe in Anspruch nehmen. Wir eilten nun nach dem Bahnhofe zurück und holten Wilhelms Sachen, und erst nachdem ich ihn wirklich in seiner neuen Behausung etablirt gesehen, bin ich nach Frankfurt zurückgekehrt, wo ich noch viel zu besorgen hatte, um gestern, Sonnabend, hierher nach Berlin zurückzufahren, wo ich Marie bei einer Partie Whist mit General Glisczinski und ein paar Damen überrumpelte.

Wilhelm wird nun gewiß sehr bald schreiben, wie es ihm geht. Er war völlig gesund und, wie es natürlich in seinem Alter, guten Muths. Sein Aussehen ist vortrefflich, und er ist nicht nur groß sondern selbst robust. Ich denke, in ein paar Jahren ist er mit Gottes Hülfe ein ganz gesunder, kräftiger Mensch. Mit seinen zweihundert Kommilitonen wird er bald bekannt sein. Der trübe Sonntag heute, wo er noch fremd und allein, ist vielleicht der schlimmste Tag.

Nun Adieu, lieber Adolf, die besten Grüße an Auguste. Macht Euch keine unnöthigen Sorgen. Die Zeit ist ernst genug für die wirklichen. Wilhelm hat mir durchaus keinen besorgnißerregenden Eindruck gemacht. — Marie grüßt mit mir herzlichst.

Helmuth.

Berlin, 13. Dezember 1863.

Lieber Wilhelm!

Ich danke Dir für Deinen Brief vom 11. d. M. und freue mich, daß Du Dich in Deinem kleinen Stübchen heimisch und unter Menschen, die Dir fremd, die Dich aber freundlich empfangen, zu Hause fühlst. — Daß die Tochter Deines Hausherrn so hübsch Klavier spielt, ist eine angenehme Zugabe, Du wirst sie wohl auf der Geige begleiten. Mit Deinen Kameraden

wirst Du auch bald Freundschaft schließen und daß Oberst Schwarz sich Deiner annimmt, ist sehr hübsch. Am Sonntag vor acht Tagen war hier ein grauer, finsterer Regentag und wir sagten uns, heute ist wohl ein schlimmer Tag für Wilhelm, der noch fremd und freundlos sich in seinem engen Zimmerchen recht vereinsamt vorkommen mag; statt dessen konntest Du bei schönem Sonnenschein einen romantischen Spaziergang nach der Burgruine machen. Ich hoffe, daß das bessere Klima und die prachtvolle Gegend Deiner Gesundheit recht förderlich sein werden, wenn Du nur selbst gut auf Dich achtest. Nach Ansicht des Dr. Pesch ist Dir nicht allein viel Bewegung in freier Luft zuträglich, sondern auch alle körperliche Uebung, also Zimmergymnastik, Freiturnen, Exerziren u. s. w., soweit dadurch nicht eine schnelle Pulsation des Blutes und stark vermehrter Herzschlag herbeigeführt wird. Durchaus nachtheilig ist daher der sogenannte Dauerlauf, Ersteigen von Berglehnen, gerade hinauf u. s. w. Ueber Zimmer-Gymnastik hat man gedruckte Anweisungen, die Du Dir gewiß verschaffen kannst. Die Sache nutzt aber nur dann, wenn sie ernsthaft und regelmäßig betrieben wird, z. B. während des Ankleidens. Was durch Freiturnen erreicht werden kann, davon habe ich mich noch kürzlich überzeugen können. Es ist mir die monatliche Liste des ganzen Ersatzes einer Kompagnie des hiesigen Garde-Füsilier-Regiments vorgelegt worden, etwa vierzig Mann. Der Regimentsarzt hatte bei allen diesen Leuten den Brustkasten genau gemessen und diese Messung nach dreimonatlicher Ausbildung wiederholt. Bei allen diesen, noch im Wachsthum begriffenen, jungen Männern war der Thorax um ein, zwei und drei, bei vielen bis zu vier und fünf, bei einigen bis zu sieben Zoll erweitert. Freilich darfst Du nun über der Sorge für Deinen Körper Dein Studium nicht hintenansetzen. Ich hoffe, daß es Dir ohne allzu große Anstrengung gelingen wird, zu Ostern nach Ober-Prima zu kommen. Wenn Du Dein Abiturientenexamen gemacht hast, so ist die Grund-

lage für jede weitere Laufbahn vorhanden, und es wird dann hauptsächlich von der Kräftigung Deines Körpers abhängen, welche Du betreten kannst. Halte Dich brav, und Du wirst sehen, daß der alte verdrießliche Onkel es gut mit Dir meint.

Wie ist es mit der Kost? Sehnst Du Dich zuweilen nach den Fleischtöpfen Altonas? Den Thee kann man freilich ins Unendliche verlängern, aber wie die unendlich verlängerte Asymptote die Parabel niemals berührt, erhält man auch dort zwar ein harmloses aber kaum wohlschmeckendes Getränk. Ich hoffe, daß man in Wiesbaden eine gute Milch beschaffen kann. — Schade, daß die köstliche Harmoniemusik im Kursaal so unmittelbar an die Spielhölle grenzt.

Aus Holstein haben wir gute Nachricht. Dein Papa ist wohl, aber er hat an den politischen Wirren dort schwer zu tragen. Nächsten Sonntag rücken die Bundestruppen ins Land ein, und es muß sich bis Weihnachten schon Manches entscheiden. Für heute Adieu, mein alter Junge, herzlichst Dein Onkel

Helmuth.

Einen herzlichen Gruß, lieber Wilhelm, von Deiner Tante Marie.

Hauptquartier Apenrade, den 15. August 1864.

Mein lieber Wilhelm!

Ich danke Dir für Deinen Brief vom 10. d. M. und daß Du Dich meiner erinnert hast. Sehr erfreut bin ich, daß es mit Deiner Gesundheit so gut geht. Ich hoffe, wenn Du das Wachsthum überwunden hast, so wirst Du ein baumstarker, tüchtiger Bursche sein; nur vergiß nicht, daß Du noch Jahr und Tag Dich selbst zu überwachen hast, da eine Unvorsichtigkeit gerade in der Entwickelungsperiode Dir noch einen bleibenden

Nachtheil zufügen kann. Anhaltende, aber keine heftige Bewegung wird Dir gut sein. Um die Sonnenhitze, unter der ihr in Wiesbaden leidet, können wir euch beneiden. Hier geht man gerade so angezogen, wie mitten im Winter, und nie ohne Mantel. Während der Hundstage ist dann und wann geheizt worden.

Daß Du den Wunsch hast, die Heimath einmal wieder zu sehen, finde ich ganz natürlich und in den Ferien sehr wohl ausführbar. Es wird Deinen Eltern und Verwandten große Freude machen. Es ist mir lieb, daß Du mit Deiner Zulage so gut auskommst, daß Du die Reise selbst bestreiten kannst. Da ich daraus ersehe, daß Du mit Geld verständig umzugehen weißt, was eine sehr wichtige Sache für Deine Zukunft ist, so macht es mir Freude, Dir fünfzig Gulden für den Zweck auszuwerfen, damit Du mit mehr Vergnügen und Nutzen die Reise machen kannst. Dies Geld kannst Du bei Deinem Papa in Empfang nehmen, wenn Du dort eintriffst.

Wann fangen denn die Ferien an? Ich glaubte, die längsten fielen in die Hundstage.

Wenn Du nicht schon einen kleinen Ausflug rheinabwärts gemacht hast, so rathe ich Dir, bis Köln mit dem Dampfschiff zu fahren. Du hast den Vortheil, beide Ufer, und mit mehr Muße als auf der Eisenbahn, zu sehen; es ist äußerst wohlfeil durch die Konkurrenz geworden, und Du kannst an jedem Punkte, wo es Dir gefällt, aussteigen und mit dem gleich bis Köln gelösten Billet mit jedem neu ankommenden Schiff weiter fahren. In Koblenz (Gasthof zum Riesen, wo Du Mutter Schury grüßen kannst) schicke nach der Kommandantur und laß eine Karte holen, um (langsam) den Ehrenbreitstein zu besteigen. Ohne Erlaubniß kannst Du auch auf den Asterstein gehen, wo man fast dieselbe prachtvolle Aussicht hat. In Köln (Prinz Karl) natürlich der Dom, und mit dem kleinen Dampfer, der jede halbe Stunde von der Schiffbrücke (westliches Ende) abfährt,

nach dem zoologischen Garten, wo das größte Aquarium der Welt zu sehen ist.

Die Rückreise nimmst Du vielleicht besser über Kassel (Wilhelmshöhe mit Vorsicht zu erklettern) und dann Schön-Marburg.

Die kleine Einlage Deines Briefes erinnert mich an den Tag auf dem Kapellenberg. Wohl möchte ich mal in Euren schönen Bergen mich von Dir herumführen lassen. Uebrigens ist es sehr schön hier und ganz besonders in Apenrade, welches rings umkränzt ist von ziemlich hohen Bergen mit dem frischesten Buchenwald, durch dessen dunkles Grün die saftigen Wiesen und das blaue Meer leuchten. Kein Wunder, da hier Alles täglich begossen wird. Ist es aber einmal gutes Wetter, so ist die Gegend auch prachtvoll.

Da Du wohl Deiner selbst so sicher bist, daß Du Dich zum Spiel nicht verleiten läßt, so hast Du nur die Annehmlichkeit des Kursaals, die schöne Musik, den Park und das Theater, was Du ohne Bedenken genießen kannst, da es nicht Deine Schuld ist, wenn die Nassauische Regierung die Bank trotz Bundesbeschluß und Fluch der Opfer nicht aufgehoben hat.

Von Deinen Eltern habe ich gute Nachricht. Dein Papa fühlt sich trotz schlechten Wetters und politischer Wirren gesund. Ich hoffe, daß sich die Verhältnisse bald klären und er auf dem ihm so lieb gewordenen Posten ruhig verbleiben wird. — Onkel Fritz ist auch noch im Amt, leidet aber sehr unter der Wandlung, welche die Dinge genommen haben . . .

Nun Adieu, mein alter Junge, halte Dich brav, grüße Deinen Herrn Professor und behalte lieb Deinen Onkel

Helmuth.

Flensburg, den 1. November 1864.

Mein lieber Wilhelm!

Zunächst habe ich Dir heute die betrübende Nachricht von dem Tode Deiner Tante Betty mitzutheilen. Sie ist nur drei Tage krank gewesen und entschlief nach kurzem Leiden am Abend des 27. Oktober sanft und friedlich in den Armen ihres Mannes, so ohne Todeskampf, daß er in der Besorgniß, den lange entbehrten Schlummer zu stören, sie hielt, als alles Leben längst entschwunden war ...

Vielen Dank für Deine freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstag, und was Deine Frage, betreffend Eintritt ins Militär, betrifft, Folgendes:

Mein Arzt, der Dr. Pesch, welcher zugleich Militärarzt ist, sagt, daß er mit gutem Gewissen, wenn er darum befragt würde, Dir ein Attest der Diensttüchtigkeit nicht würde ausstellen können. Wenn Du während der Jahre Deiner körperlichen Entwickelung fortfährst, alle Sorgfalt auf Deine Gesundheit zu verwenden, jede große Anstrengung und Diätfehler vermeidest, so kannst Du ein gesunder, kräftiger Mensch werden. Solltest Du Dich aber den Anstrengungen unterziehen, die vom Militärdienst unzertrennlich sind, namentlich bei der Infanterie, so kann dies voraussichtlich nur sehr bedenkliche Folgen für Deine Gesundheit haben.

Dazu kommt, daß wir eben einen Feldzug gehabt haben, den Du nicht hast mitmachen können. Bei voraussichtlich längerem Frieden mußt Du darauf rechnen, zwölf bis fünfzehn Jahre lang Lieutenant zu sein. Dies ist die mittlere Dauer für diese untere Charge, sehr oft dauert es viel länger. Während dieser ganzen Zeit und noch als Hauptmann zweiter Klasse kannst Du einer monatlichen Zulage nicht entbehren, die Niemand auf so lange Zeit Dir garantiren kann. In dieser Zeit schwindet

der Reiz des Soldatenlebens gar sehr, wenn Du Jahr aus Jahr ein in einem kleinen Landstädtchen Rekruten exerziren sollst.

Wer die Fähigkeit und die Mittel hat, zu studiren, und diese sind auf eine absehbare Reihe von Jahren Dir gesichert, dem öffnen sich in der Civilkarriere jedenfalls bessere Aussichten, als im Militär, speziell für Dich in Deinem engeren Vaterlande, wenn Du Deine Studien bald beendigen kannst, und die allgemeine Achtung und das Ansehen, in welchem Dein Vater dort steht, Dir die ersten Schritte dort ebnen.

Wenn Du das erste Jahr in Berlin studirst, bin ich vielleicht noch dort anwesend. In Berlin verschwindet die anderswo oft rohe Studentenwirthschaft, und man kann dort wirklich lernen. Dann würdest Du die Landesuniversität besuchen müssen.

Nach meiner Ueberzeugung kann ich Dir daher den Eintritt ins Militär durchaus nicht rathen.

Bist Du nach drei Jahren ein körperlich ganz gesunder und kräftiger Mensch geworden, und steht dann ein Krieg in unmittelbarer Aussicht, dann kann die Frage nochmals in Erwägung treten. Die Zeit ist deshalb nicht verloren und bringt sich ein durch das extraordinäre Avancement, zu welchem nur gründliche und allgemeine Geistesbildung in unserer Armee führen kann.

Erwäge dies, gieb Dich mit allem Fleiß dem Studium hin, sorge für Deine Gesundheit, nicht durch ängstliche Verzärtelung, sondern durch thätige aber mäßige Lebensweise, und Gott wird weiter helfen. Das ist mein Rath in dieser Sache.

Empfiehl mich auch Deinem Herrn Professor und behalte in freundlichem Andenken Deinen Dir treu gesinnten Onkel

Helmuth.

Berlin, den 28. November 1866.

Mein lieber Wilhelm!

Nur aus dem Militär-Wochenblatt habe ich beiläufig Deine Ernennung zum Portepeefähnrich erfahren. Es handelt sich nun darum, daß Du so bald wie möglich Offizier wirst.

Es werden für alle nach dem Mai dieses Jahres eingetretenen Fähnriche besondere, abgekürzte Lehrkurse eingerichtet werden, welche ursprünglich am 1. April 1867 eröffnet werden sollten, deren Beginn jetzt aber schon am 1. Januar beabsichtigt wird.

Da Du ein Jahr auf einer preußischen Universität studirt hast, so bist Du nicht gehalten, einen solchen Kursus mitzumachen, sondern kannst Dich auf privatem Wege vorbereiten, Dich schon früher zum Offizierexamen stellen und dadurch Vorsprung gewinnen. Dazu ist aber nöthig die wissenschaftliche Reife und die dienstliche Ausbildung. Ohne daß die letztere vollendet wäre, müßtest Du doch, auch nach abgelegtem Examen, erst noch weiter im praktischen Dienst geübt werden, bevor das Regiment den Vorschlag zum Offizier eingeben kann. Es kommt also zu allererst darauf an, daß Du bis zu Beginn des Lehrkursus, sei es nun zum April oder schon zum Januar, durch die größte Dienstapplikation Deine kavalleristische Ausbildung zu erlangen suchst. Glaubst Du dann durch Privatstudien die im Offizierexamen geforderten Kenntnisse in kürzerer Zeit, als die Dauer des Lehrkursus ist, erlangen zu können, so sollen die Mittel Dir dazu gewährt werden. Damit Du übersehen kannst, was gefordert wird, übersende ich Dir das beifolgende Reglement.

Unter allen Umständen, Du magst Dich nun für Privatstudien oder Kriegsschule entscheiden, wird es gut sein, schon jetzt Dich auch für den Zweck zu beschäftigen. Neben dem allem Uebrigen vorstehenden praktischen Dienst wirst Du füglich

eine Freistunde dazu täglich verwenden können. Ich werde Dir die dazu erforderlichen Lehrbücher und Karten demnächst überschicken, da in Kreutzburg wohl nicht viel Mittel zu Gebote stehen.

Bei Deiner allgemeinen Bildung glaube ich, daß Du Dir die fehlenden speziell militärischen Kenntnisse wohl in nicht allzu langer Zeit wirst aneignen können. Ein nachhelfender Unterricht wird indeß wohl nöthig sein, und diesen kannst Du am besten hier in Berlin bekommen. Ich werde daher Deinen Regimentskommandeur bitten, Dich zu der Zeit, wenn der Lehrkursus auf der neuen Kriegsschule beginnen wird, hierher zu beurlauben. Die Gewährung dieses Urlaubs wird von Deinem Fortschritt im praktischen Dienst abhängen. Wie lange Du dann zur Vorbereitung zum Examen brauchen wirst, dafür wird entscheidend sein, wie weit Du schon in den nächsten Monaten vorarbeiten kannst. In aller und jeder Beziehung ist es wünschenswerth, diese Vorbereitung möglichst abzukürzen, und das liegt in Deiner Hand und in Deinem eigenen Interesse.

Es ist mir sehr erfreulich gewesen, zu erfahren, daß Dein Rittmeister in jeder Hinsicht mit Dir zufrieden ist, und daß nur einige Schwierigkeiten im Reiten wegen Deiner langen Figur zu beseitigen sind.

Deine Zulage für das erste Quartal werde ich Dir pünktlich zum 1. Januar übersenden, wenn Du aber wegen der außerordentlichen Veranlassungen dieses Sommers in Bedrängniß gerathen sein solltest, so schreibe mir . . .

Mit besten Grüßen von Marie, Dein Onkel

Helmuth.

Berlin, den 7. Dezember 1866.

Mein lieber Wilhelm!

... Glaube mir, daß wer nicht in der Jugend lernt, mit Wenigem auszureichen, der wird auch im Alter mit Vielem nicht fertig ... Nur der ist reich, der seine Umstände verbessert; wer mit neuen großen Einnahmen anfängt und seine Bedürfnisse danach einrichtet, kann relativ arm sein. Es ist für Dich doppelt wichtig, daß Du lernst, guter Wirth zu sein, weil Du voraussichtlich einst die Stütze Deiner Geschwister sein mußt.

Daß Du tüchtig zum Dienst herangezogen wirst, ist sehr gut, und ich freue mich, daß Du Lust und Liebe dazu hast ...

Es ist bei Deinem Alter und in jeder anderen Rücksicht doch sehr wünschenswerth, daß Du sobald wie möglich Offizier wirst. — Du erhältst in den nächsten Tagen die für Deine Vorbereitung nöthigen Bücher. Siehe zu, wie Du das Studium mit dem Dienst vereinst, aber merke Dir die Lehre eines alten Professors, welcher sagte: Wer auf dem Sopha liegend liest, der liest vergebens. Nur mit der Feder in der Hand kann man nützlich studiren.

Wenn Du glaubst, mit Deiner Vorbereitung so weit zu sein, daß Du mit einer möglichst kurzen Nachhülfe in Berlin Dich zum Examen melden kannst, so mache mir Anzeige davon. Ich möchte glauben, daß Du wohl zum 1. April so weit sein kannst, daß Du Dich der Offizierprüfung unterwirfst. Dabei kannst Du dann jedenfalls den ganzen Januar noch allen Dienst thun, was namentlich für den reitenden recht wichtig ist. Man muß schon recht viel geritten haben, um nur erst dahinter zu kommen, was einem zum guten Reiter fehlt. Auf dem eigenen Pferde reitet man sich bald ein, je mehr verschiedene Pferde, je besser. Deine Braune hat die schwere Ration gehabt und wenn sie jetzt nicht allzusehr angestrengt ist, wird sie schon wieder rund

werden, zum Frühjahr auch glatt, wenn sie in der Haarperiode etwas geschont wird und etwas Leinkuchen erhält. — Mir war das Werfen im Sattel nicht unangenehm, viel liegt am Sitz. Im Tempotrab stößt sie wohl etwas, in der Hand war sie sehr angenehm.

Dein Papa wird, sobald er nur einen Vertreter im Amt gefunden hat, nach Algier reisen und fünf Monate dort oder später im Süden von der Schweiz zubringen. Deine Mutter ist durch die Pflege der Kinder verhindert, ihn zu begleiten; statt dessen wird Onkel Fritz mitgehen, welcher, wie Du wohl weißt, den Abschied genommen hat, gut pensionirt ist und auch den Kronen-Orden dritter Klasse bekommen hat.

Tante Marie grüßt bestens. Dein Onkel

Helmuth.

Berlin, den 23. Dezember 1866.

Mein lieber Wilhelm!

Wenn in Zukunft Dir Jemand anbieten sollte, Deine Rechnungen zu bezahlen, ein Fall, der allerdings in Praxis recht selten vorkommt, so möchte ich Dir rathen, ihn nicht vierzehn Tage auf Antwort warten zu lassen ... Es ist aufmerksamer und klüger, dann bald zuzugreifen. Wenn ich zwar nicht Tetenreiter der zweiten Reitabtheilung bin, so habe ich doch sonst mancherlei Geschäfte auf dem Hals und zu unnöthigen Briefen keine Zeit, aber die Viertelstunde zu einem nöthigen hat man unter allen Umständen.

Aus Deinem Schreiben, datirt Freitag den 20. (soll heißen den 21.) ersehe ich, daß Du unter den besonderen Umständen dieses Jahr zu kurz gekommen bist, was sich aus den nöthigen Anschaffungen erklären läßt. Außerdem hast Du unnöthig ver-

borgt. Schon Polonius warnt seinen Sohn, kein Borger etwa zu sein, weil mit dem Darlehen oftmals er den Freund verliert. Es wäre wohl richtiger gewesen, wenn Du offen erklärt hättest, daß Du gar nicht in der Lage bist, Anderen mit Geld auszuhelfen, denn generös kann man nur auf eigene Kosten sein. Da nun die Lieutenants nicht allzusehr in Gewohnheit sind, geborgtes Geld wieder herauszugeben, aus dem triftigen Grunde, weil sie es nicht haben, so machen beide Posten ganz richtig die genannte Summe ...

Wer einen Thaler mehr braucht, als er hat, ist immer ein armer Mann, ganz gleichviel, ob er 400 oder 4000 Thaler Zulage erhält.

Dein Schreiben enthält nichts darüber, wann Du glaubst, neben dem Reifezeugniß im praktischen Dienst auch wissenschaftlich soweit vorbereitet zu sein, daß Du mit einiger Nachhülfe hier in Berlin Dich zum Offizierexamen melden kannst. Du wirst das selbst zu beurtheilen haben, es liegt aber sehr in Deinem Interesse, die Sache nicht zu verzögern; denn nach Ablauf des Kursus auf der Kriegsschule treten hunderte von Offizieren ein, die Deine Vordermänner in der Armee werden ...

Marie grüßt bestens und schickt ihre Glückwünsche zum neuen Jahre mit mir, Deinem Onkel

Helmuth.

Creisau, den 20. Juni 1878.

Lieber Wilhelm!

Es wäre Schade, wenn Du nicht im Laufe des Sommers auf einige Zeit hier mit Ella zusammentreffen könntest. Es ist hier jetzt sehr schön. Die beiden großen Akazien vor dem Schloß sind bedeckt mit Blüthen, und die Rosen stehen in voller

Pracht. Erdbeeren giebt es im Ueberfluß, die jungen Erbsen reifen und der frische Hering ist auch schon da. Den neuen Weg, welchen wir im dichten Unterholz im Langen Busch aufgesucht haben, habe ich mit neun Arbeitern während vierzehn Tagen nochmals korrigiren lassen. Er ist stellenweise noch fünf Fuß tiefer eingeschnitten und der Boden in die Senkungen geworfen, so daß man jetzt im Trabe hinauffahren kann; auch trage ich mich mit einem Projekt zu einem besseren Zugang zu dem oberen Austritt aus den Erlen, wozu ich jedoch erst eine Ackerparzelle erwerben muß.

In Berlin werden sich die Dinge wohl allmälig wieder beruhigen, so daß Du einen kurzen Urlaub erhalten kannst, und Fritz wird wohl auch die Sommerferien hier zubringen wollen; ihr werdet Beide willkommen sein ...

Bei den obwaltenden Verhältnissen, wo es darauf ankommt, die wichtigen Gesetze über Sozialdemokratie und Steuerreform (Tabaksmonopol 2c.) durchzubringen, kann ich ein Mandat nicht wohl ablehnen, zu welchem ich in zwei besonders schlimmen Kreisen in Vorschlag gebracht werde, in Heydekrug und Teltow-Storkow. Die einzige Hoffnung ist, daß ich in beiden durchfalle ...

Ob die beiden konservativen Parteien oder vielmehr Schattirungen wohl so gescheit sein werden, fortan nicht gegeneinander zu arbeiten? sonst helfen die Ausschußsitzungen nicht viel ...

Mit herzlichen Grüßen Dein Onkel

Helmuth.

Creisau, den 14. August 1878.

Lieber Wilhelm!

Das Leben Jesu von Strauß zu lesen, habe ich die größte Lust aber auch eine Scheu, die mich bisher abgehalten hat. Uebrigens komme ich wenig zum Lesen, außer den verwünschten

Zeitungen. Ich habe allerlei Arbeiten auf der Hand und bringe den Rest der Zeit im Freien zu. Auf dem Lande giebt es immer zu thun, und hier mag man hingehen wo man will, so erfreut man sich an der schönen Gegend. Der Wagen muß gleich kommen. Adieu

Helmuth.

Gastein, den 18. August 1882.

Lieber Wilhelm!

Es ist billig, daß Du in Deiner Einsiedelei etwas von uns erfährst, die wir in den Wolken sitzen. Wenn Ihr unten bedeckten Himmel habt, so regnet es hier oben und schneit auf den Berggipfeln. Mehrmals haben wir einheizen müssen. Heute am Geburtstag Seiner Apostolischen Majestät ist alles Nebel und Regen, indeß werden wir gleich durch Hochamt und Tedeum getröstet, zu welchem wir in Gala zu erscheinen haben. Uebrigens haben wir doch keinen Tag gehabt, wo man nicht ein paar Stunden sich in der herrlichen Natur ergehen konnte. Ein möglichst horizontal geführter Pfad führt an den Berglehnen entlang zu köstlichen Wasserfällen. Bei meinem sogenannten Asthma, eigentlich Herzleiden, muß ich mich darauf beschränken, in das weite Thal hinabzublicken, Helmuth aber erklettert die Gebirgsgipfel und Hochthäler. Uebermorgen, nachdem ich achtzehn Bäder genommen, beabsichtige ich abzureisen und freue mich darauf, denn es ist doch, wie die meisten Badeorte ein wunderschönes und schrecklich langweiliges Gefängniß, wo man drei Wochen abzusitzen hat. — Ich wünsche nun noch acht Tage einen Ausflug in die herrliche Alpengegend zu machen, zunächst nach Salzburg, Berchtesgaden, Königssee u. s. w., aber freilich hängt das vom Wetter ab, denn wenn es so fortregnet, so hat man

nichts davon. Wenn man es nur im Voraus wissen könnte, aber das Wetter läßt sich selbst durch Klinkerfues seine Künste nicht ablauschen... Da läutet die Glocke. — Adieu. Onkel Helmuth.

San Remo, den 28. März 1885.

Lieber Wilhelm!

Ich schicke Dir einen freundlichen Gruß aus Dir bekannter Gegend. Wohlfeil ist es nicht gerade, aber Alles sehr gut. — Gegen Erwartung ist es indeß recht kalt trotz des vielgepriesenen Klimas; draußen zum Gehen wunderschön und sonnig, aber in den Zimmern ist eine Temperatur von zwölf Grad höchst ungemüthlich. So gehen wir denn auch Vormittags und Nachmittags weite Touren. Geschickt geführte Kunststraßen führen jetzt hoch in die Berge, nach Deiner Madonna della „*Garde du corps*" habe ich aber Helmuth allein klettern lassen, und bewege mich mehr auf der Horizontale zwischen den Villen und Hotelpalästen des corso di levante und ponente. Die Vegetation ist auch noch sehr zurück, Kirschen- und Birnbäume stehen zwar in Blüthe, sind aber nur sparsam vertreten. Die zahllosen Rosen sind im Begriff, sich zu entfalten, und an Reseda, Veilchen, Goldlack und Heliotrop ist Ueberfluß. Aber alle diese grauen Oliven und Steineichen sind nicht zu vergleichen mit dem frischen Grün einer deutschen Wiese oder dem ersten Laub eines Buchenwaldes.

Immer schön ist allerdings das Meer, sei es, daß es hoch gegen den Molo aufschäumt, oder in ruhigen Athemzügen den herrlichen Quai della Imperatrice bespült. — Gestern waren wir nach Ospedaletti hinter Capo Nero gefahren, das riesige Hotel und das palastähnliche Kasino, welche wir vor zwei Jahren im

Bau begriffen sahen, sind jetzt vollendet, letzteres offenbar in der Hoffnung auf eine Spielbank wie Monte Carlo. Aber außer lungernden Portiers und Kellnern war Niemand zu sehen. Das Ganze macht den Eindruck eines völlig verfehlten Gründerunternehmens. — Die italienischen Zeitungen wissen, daß ich in Nizza bin, und daß die Polizei dort nach mir fahndet. Die nächste Woche denke ich allerdings auf einige Tage nach Bordighera und über La Turbia nach Monaco zu gehen. — Und nun noch herzliche Grüße an Ella und die Kinder von Deinem Onkel

Helmuth.

Berlin, den 28. März 1887.

Lieber Wilhelm!

Wir sind jetzt an den kritischen April herangelangt, ohne daß Herr Boulanger den Marsch nach Berlin antritt; vielleicht ist das Wetter zu schlecht, und möglich, daß ich noch einmal den Sommer in Creisau zubringe ...

Der Kaiser hat sich doch bei der Geburtstagsfeier zu sehr angestrengt. Beim Familiendiner hatte er fünfundneunzig Verwandte an seinem Tisch. Die Generalität und selbst die Hofstaaten hat er diesmal nicht zur Gratulation empfangen, nur Bismarck und ich waren befohlen. Ich erhielt ein besonders gnädiges Schreiben und den einzigen Orden, den ich noch erhalten konnte, das Großkreuz des Hohenzollern in Brillanten ...

Wenn Friede bleiben sollte, so sehen wir uns hoffentlich in Creisau wieder. Dein Onkel

Helmuth.

Berlin, den 26. März 1888.

Lieber Wilhelm!

Alle Zeitungen haben so ausführliche Berichte über das Hinscheiden Kaiser Wilhelms gebracht, daß ich nichts hinzuzusetzen habe. Dem neuen Herrn sieht man äußerlich nicht an, daß er so schwer leidend ist. Oeffentlich hat er sich noch nicht gezeigt und bei dem häßlichen Nachwinter darf er überhaupt die geheizten Räume nicht verlassen. Wie lange er die Last der auf ihn eindringenden Geschäfte wird tragen können? ...

Hoffentlich seid Ihr alle wohl. Ist Muthi aufgerückt oder haben seine Lehrer beim Examen da capo gerufen?

Ob Mr. Boulanger gestattet, daß ich noch einmal nach Creisau komme, kann man noch nicht wissen ...

Mit freundlichem Gruß Onkel

Helmuth.

Berlin, den 4. Januar 1890.

Lieber Wilhelm!

Aus einem freundlichen Schreiben Ellas ersehe ich, daß zum 5. d. M. die Deinen sich in Breslau wieder zusammenfinden werden. Muthi muß aber recht bald wieder nach Roßleben und Leno nach Leipzig. Ich habe ihr gleich nach Weihnacht geschrieben und ein Packet, enthaltend Shawl und Pelzhandschuhe — allerdings nach Breslau adressirt — geschickt. Ich hoffe, daß es angekommen ist. Sie ist meine fleißigste Korrespondentin und hat mir ein seidenes Tuch von ihrem bischen Taschengeld gekauft, das schönste, was ich besitze. Muthi schreibt, daß seine Censur nicht so gut ausgefallen ist, wie er gehofft hat, aber

Handschrift und Stil seiner Epistel zeigen doch Fortschritt gegen früher ...

Jochen und Margarethe danke ich für ihren poetischen Erguß. Jochen Peter, Schwerenöther — und Margrete schreib ich später ...

Mir hat der Kaiser zu Weihnacht eine schöne goldene Dose geschenkt. Henry war hier; es wurde viel musizirt. Nun genug, die herzlichsten Grüße von uns Allen. Dein Onkel

Helmuth.

Berlin, den 11. Januar 1890.

Lieber Wilhelm!

... Nach meiner persönlichen Erfahrung kann ich für Muthi die weitere Fortbildung in einer Pension nicht empfehlen; ich habe bei meinen Pastoren recht schlechte Streiche gemacht. So ein Junge lernt auch in der wissenschaftlichen Ausbildung dort Manches, was er nicht braucht, aber auch Manches, was später von ihm gefordert wird, nicht. Tritt er später in ein Gymnasium ein, so kommt er regelmäßig zwei, drei Klassen niedriger, als man erwartet. Aber ich möchte glauben, daß Muthi Charakter genug hat, um sich nicht zu schlechten Streichen hinreißen zu lassen, die er übrigens in jeder öffentlichen Erziehungsanstalt vor Augen hat. Da muß sich jeder Junge durchschlagen, im späteren Leben sieht er noch mehr Schlechtes. Lieber als in Pension möchtest Du ihn doch aufs Gymnasium in Breslau geben, wo er doch immer den Anhalt im elterlichen Hause hat. Leno kann Euch nur Freude machen ...

Eben haben wir der guten alten Kaiserin das Geleite gegeben von der Schloßkapelle bis zur Friedensallee; aus den Zeitungen wirst Du das Nähere ersehen. — Grüße Ella von uns Allen und Deinem Onkel

Helmuth.

Berlin, den 7. März 1890.

Lieber Wilhelm!

Anbei remittire ich das Schreiben des Lehrers Herrn Jenrich. Daß der Schlingel zu den Ferien nicht nach Hause darf, wird ihm eine empfindliche aber heilsame Strafe sein, die hoffentlich wirkt. Es fehlt ihm ja gar nicht an Verstand und Anstelligkeit, letzteres besonders zu dummen Streichen. Doch ist er ein ehrlicher, guter Junge, und ich hoffe, daß wir ihn in den Sommerferien wiedersehen.

Leno, meine fleißige Korrespondentin, schreibt mir, daß Ella mit der kleinen Monika sie in Leipzig besuchen will, was sie darüber trösten wird, daß sie auch nicht nach Hause kann. — Ein Pferd für Ludwigs Taille ist nicht leicht zu finden, Du wirst Dich vielleicht im Zoologischen Garten danach umsehen müssen ...

Hier im Hause ist Alles wohlauf. Gestern waren alle Kinder nach dem Bellevue-Garten, um Ostereier zu suchen. Der Kaiser war sehr thätig, deren eine Unzahl in den Büschen zu verstecken, und die Kaiserin spielte Katze und Maus mit der kleinen Gesellschaft, die dann mit Chokolade bewirthet wurde und mit reicher Beute an Eiern, Zuckerwerk und Blumen abzog. Es ist ein reizendes Familienleben am Hofe; Gott schütze es.

Der Reichstag tritt erst im Mai zusammen. Ich habe denselben als Alterspräsident zu eröffnen und bin neugierig, was er für ein Gesicht machen wird zu den neuen und erheblichen Militärforderungen. Die konservative Fraktion wird wahrscheinlich auf das bisherige Präsidium verzichten und es dem Centrum überlassen, mit den Sozialdemokraten fertig zu werden, die sie in die Versammlung hinein gebracht haben. Diese haben jetzt ihr Versprechen zu lösen: Verminderung aller hohen Preise, Aufhebung der Zölle, Abrüstung des Militärs u. s. w. Es muß wohl erst zu ernsten Zusammenstößen kommen, ehe der Nation die Augen aufgehen. In Köpenick und durch wirksame Boykottirung von Blumberg ist schon präludirt worden. Ist es zu glauben, daß in Berlin, wo mehr als eine Million Menschen wohnen, die viel zu verlieren haben, nur Demokraten gewählt sind, und ebenso in Danzig, Königsberg und Breslau?...

Wir grüßen Alle herzlichst, Dein Onkel

Helmuth.

Berlin, den 26. März 1891.

Lieber Wilhelm!

Du hast ganz recht, Muthi in der Roßlebener Schule zu belassen. Zwar gestattet der Lehrplan des Kadettenkorps auch eine andere Laufbahn, als die militärische zu ergreifen, aber wenn die Jungen mal da sind, so werden sie auch fast alle Offizier. Nun glaube ich zwar, ohne es zu wünschen, daß Muthi auch von Roßleben aus denselben Weg einschlagen wird. Es sollte mich freuen, wenn er Interesse für Landwirthschaft hätte. Er müßte dann hier einen Kursus auf der landwirthschaftlichen Hochschule durchmachen. Die ausgewachsenen Kleider wollen wir ihm ersetzen, wenn er zu den Sommerferien nach

Creisau kommt. Wenn Du ihn siehst, so sage ihm, ich lasse ihm danken für seinen Brief aus Bankau, ich hoffe, daß, nachdem er, wie er schreibt, „Tercia" erreicht, er auch nach Tertia gelangen wird ...

Ja, Du magst wohl fragen, ob es wohl gar nicht Frühjahr wird. Auch hier beständiger Wechsel von Regen, Schnee, Schmutz und Wind. Dabei soll ich am 1. April mit Seiner Majestät die „Carola" in der Gegend von Fakkebjerg (Langeland) aufsuchen, na, dies Bischen Seekrankheit, was in Aussicht steht, nach dem opulenten Festmahl des Lübecker Senats.

Adieu, wir grüßen Alle bestens. Dein Onkel

Helmuth.



Aus Briefen an die Kinder seines Neffen Wilhelm v. Moltke.

Creisau, den 27. Oktober 1876.

Liebe Lenore!

Dein Geehrtes vom 25. d. M. richtig erhalten. Sage Papa und Mama, daß ich für freundliche Gratulation herzlich danke und in einigen Tagen alles mündlich mittheilen werde, was zu schreiben Deine langen Onkels zu faul sind. Grüße auch Joachim, wenn er endlich kommt, nachdem er gegen alle Billigkeit sowohl Deinen wie meinen Geburtstag verpaßt hat.*)

*) Dieser Sohn wurde am 30. Oktober geboren und sollte auf Wunsch des Feldmarschalls Joachim getauft werden, erhielt jedoch den Namen Helmuth nach seinem Oheim. Der Name Joachim wurde seinem jüngeren Bruder zu Theil.

Deine Autographie werde ich aufbewahren und hoffe, daß sie Dir an Deinem siebenundsiebzigsten Geburtstage wieder vorgelegt werden kann. Dein Onkel

Helmuth.

Aus dem Jahre 1883.

Mein lieber Junge! (Muthi)

Du hast mir einen schönen Brief geschrieben, und so sollst Du auch einen wieder haben.

Wenn Du nächsten Sommer nach Creisau kommst, und der alte Opapa dann noch lebt, so schenke ich Dir wieder einen persischen Pfeil*) für Deinen Flitzbogen.

Nun kommen Deine Eltern und Geschwister auch bald wieder nach Charlottenburg, und es ist dann nicht mehr so einsam für Dich. Zum Winter besuche ich Euch dann auch oftmals wieder. Weihnachten kommt auch bald heran, und wer weiß, was er Alles bringt. Sei hübsch pünktlich und fleißig in der Schule und behalte lieb Deinen

Opapa.

*) Der erste, aus des Feldmarschalls Feldzug in Kleinasien herstammende war verschossen.

Creisau, Herbst 1888.

Liebe Lenore!

Ich danke Dir für Dein freundliches Schreiben und freue mich, daß Dein Fuß wieder gesund ist...

Ganz überrascht bin ich, wie schön die Gegend um Leipzig ist, die Rosenau und von da längs der Pleiße. Dürft Ihr Backfische da zuweilen promeniren?

Dein Papa ist wohl zunächst noch auf den Manöverreisen und wird erst später in die neue Wohnung einrücken. Sie soll sehr geräumig und hübsch aber gewaltig hoch gelegen sein.

Onkel Helmuth ist nach Bankau, um einen Hirsch zu schießen, wenn dieser so gut sein will, sich zu zeigen.

Wir sind dieses Jahr viermal überschwemmt gewesen, was viel Schaden im Park angerichtet hat, aber wenn Du das nächste Mal herkommst, soll alles wieder in Ordnung sein.

Lebe wohl und behalte lieb Deinen

Opapa.

Creisau, den 29. Oktober 1889.

Mein lieber Helmuth!

Ganz ausnahmsweise schicke ich Dir anliegend fünf Mark, damit Du Deine Uhr repariren lassen kannst. Ein Uhrmacher wird wohl auch in Roßleben sein, wenn nicht, so nimm sie zu Weihnachten mit nach Breslau. Im Uebrigen aber mußt Du Dich mit Deinem Taschengeld einrichten, und wenn Du kein Geld hast, Deine Uhr nicht todtrepetiren.

Für Deinen Glückwunsch danke ich Dir. Dein Papa ist eben von hier abgereist. Alle Deine Onkel waren hier zur großen Treibjagd, auf welcher 175 Hasen, 20 Fasanen, 5 Rehe und 1 Eule geschossen sind.

Adieu, Dein Onkel

Helmuth.

Berlin, den 24. Dezember 1889.

Liebe Leno!

Vielen Dank für Deinen freundlichen Brief und das schöne Taschentuch.

Beifolgend etwas zur Erwärmung beim Schlittschuhlaufen. Eis und Schnee verspreche ich Dir noch in Fülle.

Mußt Du noch wieder nach Leipzig? Ich glaubte, die Pension hätte Dich fertig gestellt.

Wir grüßen Alle herzlich, besonders Dein alter Onkel

Helmuth.

Creisau, den 22. Oktober 1890.

Mein lieber Helmuth!

Ich habe Dir das Geld geschickt, damit Du bei Zeiten lernst, mit Geld umzugehen.*) Wenn Du den ganzen Betrag in Deinem Sparkassenbuch anlegtest, so wärest Du ein Geizhals,

*) Der Großneffe hatte ihn um die rechte Verwendung der zwanzig Mark befragt.

wenn Du ihn in kurzer Zeit verläpperteſt, ſo wäreſt Du ein Verſchwender; das Richtige liegt in der Mitte.

Wenn einem Geld geſchenkt wird — ſpäter mußt Du es erſt ſelbſt erwerben — ſo iſt es gerechtfertigt, ſich dafür Annehmlichkeit zu gewähren, aber klug, auch etwas für die Zukunft zu erſparen.

Wie Du mit dieſen 20 Mark verfährſt, ſo wirſt Du einſt mit größeren Summen wirthſchaften. Wer ſeine Einnahme voll ausgiebt, wird es zu nichts bringen, wer mehr ausgiebt, wird ein Bettler oder ein Schwindler.

Nach Berlin wirſt Du wohl nicht kommen können, weil Du den Unterricht verſäumen müßteſt, ſonſt ſollſt Du mir willkommen ſein. Je fleißiger Du biſt, um ſo eher kommſt Du aus dem Zwang der Schule.

Mit herzlichen Grüßen von uns Allen, Dein Opapa

Graf **Moltke**.

Berlin, den 26. Dezember 1890.

Liebe Leno!

Ich danke Dir für Dein freundliches Schreiben und wünſche Dir ebenfalls ein recht glückliches neues Jahr!

Zu Deiner Konfirmation will ich gern kommen, aber in meinem Alter darf man keine Pläne auf lange Zeit hinaus machen. Als Königin im Dornröschen wirſt Du wohl all Deine Unterthanen um Kopfeslänge überragen wie König Saul, der einen Kopf größer war als alles Volk.

Hoffentlich hat vorgestern der Julklapp Dir noch etwas Schönes gebracht.

Da Deine Großeltern den Winter in Dresden zubringen wollen, so kannst Du sie leicht einmal besuchen, zum Sommer mußt Du aber nach Creisau kommen zu Deinem Opapa

Graf **Moltke.**

In Lenorens Album, erste Seite:

Mögen alle Blätter dieses Buches sich mit freudigen Andenken füllen.

Berlin, den 7. Januar 1891. Graf **Moltke,**
Opapa.



Aus Briefen an Frau Marie v. Kulmiz, geb. v. Moltke, Schwester Wilhelms v. Moltke.

Berlin, den 25. Dezember 1883.

Liebe Marie!

Was die Füchse doch für kluge Thiere sind! Immer suchen sie beim Treibjagen die Stelle auf, wo ich stehe, weil sie wissen, daß sie da noch am ersten durchkommen, nur einer hat besonderes

Unglück gehabt, der mir nun zu Füßen liegt. Einem schlechten Schützen ist es doppelt werthvoll, wenn ihm mal ein Schuß gelingt, vollends auf einen Fuchs, und so blicke ich denn mit gerechtem Stolz auf Dein hübsches und sinniges Weihnachtsgeschenk*) und sage Dir herzlichen Dank, daß Du so freundlich an mich gedacht hast . . .

Mit aufrichtigsten Wünschen und Grüßen an alle Deine Hausgenossen und Verwandte Dein Onkel

Helmuth.

Berlin, den 26. Dezember 1884.

Herzlichen Dank, liebe Marie, daß Du unser Aller zu Weihnachten so freundlich gedacht hast. Deine Gaben haben auf den reich besetzten Tischen jedes Einzelnen geprangt und ich darf es Eliza überlassen, erschöpfend über die Gesammtheit der Gaben Bericht zu erstatten. Sehr erfreut mich die reizende Photographie der drei kleinen „Druväpfel", die vortrefflich gelungen ist. Die Kleinste blickt mit größter Spannung auf das, was mit ihr vorgehen soll, Anne-Marie blickt beobachtend drein, Margarethe schaut aber schon ganz verständnißvoll über beide hinweg.

Die sinnreiche Schußwaffe gegen die Fliegen entspricht durchaus einem tief empfundenen Bedürfniß, will aber mit einiger Vorsicht behandelt sein, weil sonst leicht jede Fliege eine Fensterscheibe kosten könnte. Dagegen ist sie ausgezeichnet, um auf dem Tisch zu pirschen . . .

---

*) Den ausgestopften Fuchs.

Muthi hatte unter allen Gaben zunächst nur Sinn für sein Velociped. Nachdem er ein paar Male damit umgefallen, brachte er es nach kurzem Studium schon dahin, eine Volte um den runden Tisch zu reiten. Die Menge der Geschenke stört eigentlich den Kindern ihren Genuß und ebenso ist auch die Qualität ganz untergeordnet. Ein hölzerner Schubkarren zu fünfzig Pfennigen nahm vor allen theuren Sachen ihr höchstes Interesse in Anspruch.

Vom Kaiser erhielt ich eine recht schöne Majolika, welche das Camphausensche Bild Friedrichs des Großen darstellt; ich schicke sie nach Creisau.

Mit besten Grüßen an Kulmiz und Wünschen für das herannahende neue Jahr. Dein Onkel

Helmuth.



II.

Briefe an Gönner, Freunde und Verehrer.





An des Kronprinzen Albert von Sachsen Königliche Hoheit.

Berlin, den 27. Mai 1871.

Ew. Königlichen Hoheit gnädiges Schreiben vom 22. d. M. ist mir gestern Abend zugegangen, und habe ich heute Sr. Majestät dem Kaiser über die verschiedenen Punkte seines Inhalts Vortrag erstattet.

Es ist die Absicht Sr. Majestät, Ew. Königliche Hoheit zu den Einzugsfeierlichkeiten einzuladen, und spätestens also bis zum 16. Juni anderweite Bestimmung über das Kommandoverhältniß der dann noch in Frankreich verbleibenden Truppen zu erlassen.

Schon in den nächsten Tagen wird das Oberkommando der I. Armee aufgelöst, das I. und VIII. Armeekorps unter Ew. Königlichen Hoheit Befehl gestellt werden, um den Abgang des Gardekorps vor Paris zu decken. Die Dislokation dieser Korps wird voraussichtlich keine Konzentration mehr sein, sondern sie würden Kantonnements in der Richtung des späteren Abmarsches beziehen. Rouen und Amiens müssen jedoch besetzt behalten werden, bis die französische Regierung im Stande ist, eine Garnison in diese Städte zu legen.

Aus den gestrigen Telegrammen werden Ew. Königliche Hoheit ersehen haben, daß wenigstens die eine der Königlich sächsischen Divisionen der ersten Staffel des Rückmarsches unmittelbar folgt. Ebenso ein Königlich bayerisches Korps, und zwar das II., auf ausdrückliche Anordnung des darüber befragten Königlich bayerischen Kriegsministeriums.

Hiernach gehen von den nicht preußischen Kontingenten einige ganz, die übrigen zur größeren Hälfte demnächst in die Heimath, während von den preußischen Korps zwei Drittel noch in Frankreich verbleiben.

Gestatten Ew. Königliche Hoheit, daß ich die Gelegenheit ergreife, mich dem ferneren gnädigen Wohlwollen angelegentlichst zu empfehlen. In aufrichtigster Verehrung verharre ich

Ew. Königlichen Hoheit unterthänigster Diener

Graf **Moltke**,
General der Infanterie.



Briefe unter den Freunden und Kameraden im Orient.

Die nachstehenden Briefe sind von der Tochter des Generalmajors Fischer, der Frau Wirklichen Geheimen Kriegsrath **Köllner**, geb. Fischer, zur Verfügung gestellt worden. Den Briefen an **Moltke** sind noch einige weitere, ebenfalls aus dem schriftlichen Nachlasse des Generals Fischer stammende, beigefügt, die von dem Freiherrn v. Vincke an Fischer gerichtet sind, sich auf den Aufenthalt Moltkes in der Türkei beziehen und werthvolle Einzelheiten über diese für den Lebensgang des Feldmarschalls so wichtige Zeit enthalten.

Zur weiteren Erläuterung wird noch Folgendes bemerkt. Fischer hatte, siebzehn Jahre alt, den Feldzug von 1815 als freiwilliger Jäger mitgemacht und sich alsdann ganz der militärischen Laufbahn gewidmet. Er wurde Ingenieuroffizier, kam 1834 als Hauptmann in den Generalstab und trat 1837 mit dem Hauptmann Freiherrn v. Vincke (Olbendorf) vom Generalstabe und dem Hauptmann v. Mühlbach des Ingenieurkorps das Kommando zur Organisation und Ausbildung der türkischen Armee nach Konstantinopel an, wo sie am 28. August eintrafen und sich mit Moltke, der bereits seit über Jahresfrist dort weilte, vereinigten. Freiherr v. Vincke übernahm als Rangältester die Gesammtleitung, und die vier preußischen Offiziere gingen mit einem Eifer und einer Sachkenntniß an ihre schwierige, durch Unverstand, Schlendrian und Mißtrauen in unglaublicher Weise gehemmte Aufgabe, die noch heute Bewunderung verdienen und ein glänzendes Zeugniß ablegen für die Höhe der geistigen, militärischen und Charakterbildung damaliger preußischer Generalstabsoffiziere. Zunächst arbeiteten sie in Konstantinopel gemeinsam. Fischer verfügte sich dann auf Befehl des Sultans Anfang April 1838 nach Kleinasien zu dem Muschir Hadji Ali, Pascha von Koniah, um diesem bei der Organisation eines Truppenkorps, namentlich aber auch bei der fortifikatorischen Verstärkung der Tauruspässe, zur Hand zu gehen. Zahlreiche Reisen, die er für diese Zwecke im südlichen und südöstlichen Kleinasien unternahm, benutzte er zur geographischen Erforschung und Aufnahme der von ihm berührten Gegenden; die von ihm, Moltke, Vincke und Kiepert später herausgegebene Karte von Kleinasien und Türkisch-Armenien giebt Zeugniß von der Sachkenntniß und Mühe, die er auf diese der Wissenschaft so nützlich gewordene Arbeit verwendete. Indessen litt Fischer bald unter den ungünstigen Einflüssen des Klimas; er mußte im Januar 1839 nach Konstantinopel zurückkehren, und da er auch hier trotz sorgsamster Pflege der Frau v. Vincke keine Heilung fand, begab er sich im Mai desselben Jahres in das Vaterland. Hier war er zunächst als Generalstabsoffizier und als Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule thätig, wurde 1847 zum Chef des Generalstabes des VII. Armeekorps, 1848 zum Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium ernannt, bis er im Februar 1849 als militärischer Begleiter dem Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich Majestät, zugetheilt wurde. Nachdem der Prinz seine Universitätsstudien vollendet hatte, wurde Fischer 1852 zum Inspekteur der dritten Ingenieur-Inspektion zu Koblenz ernannt und starb hier 1857.

Schon einige Wochen vor Fischers Abgang aus Konstantinopel nach Koniah waren Moltke und Mühlbach mit ähnlichen Aufträgen zu Hafisz Pascha, dem Oberkommandirenden der türkischen Taurusarmee, deren Hauptquartier sich damals in Meßre bei Charput in Kurdistan befand, gesendet worden. Sie theilten die Schicksale dieser Armee, wie Moltke

sie in seinen Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei geschildert hat, bis zu der unglücklichen, gegen Moltkes Rath geschlagenen Schlacht bei Nisib am 24. Juni 1839. Außer ihnen befand sich bei der Taurusarmee der preußische Artilleriehauptmann Laue, der den Abschied und auf eigene Hand türkische Dienste genommen hatte.*) Die drei Gefährten wurden nach der Schlacht in die Flucht des gänzlich demoralisirten türkischen Heeres verwickelt, trafen aber zum Glück am 4. Juli mit Vincke in Albistan, zwanzig Meilen nördlich von Nisib, zusammen.

Vincke hatte sich nämlich im Dezember 1838 auf Befehl des Sultans nach Angora begeben, um dort dem Muschir Izzet Mehmed Pascha bei der Organisation eines Armeekorps, das meistens aus Landwehren (Redifs) bestand, behülflich zu sein. Izzet Pascha führte gegen Vinckes Rath sein Korps nach der Schlacht bei Nisib der geschlagenen Armee entgegen. Während des höchst ungeschickt durchgeführten Marsches versuchte Vincke das kommende Unheil nach Kräften zu hintertreiben, wurde aber von dem Pascha auf das Gröblichste beleidigt und begab sich nun mit Moltke und Mühlbach zu Hafisz Pascha, der auf dem Rückzuge nach Malatia (etwa zwanzig Meilen östlich Albistan) gelangt war und dort, weil die Aegypter nicht verfolgten, ruhig versuchen konnte, seine Armee wieder zu sammeln und das Herankommen von Verstärkungen abzuwarten. Inzwischen war aber das Armeekorps von Izzet Pascha, durch Hunger, Entbehrungen und Ueberanstrengung zum Aeußersten gebracht, vollständig auseinandergelaufen, ohne den Feind zu Gesicht bekommen zu haben. Die vier preußischen Offiziere, von Hafisz Pascha freundlich aufgenommen, verweilten einige Tage in Asbusu bei Malatia, als die Nachricht vom Tode des Sultans Mahmud und der Thronbesteigung Abdul Medschids eintraf. Der Abgesandte des neuen Sultans brachte für die Offiziere die Erlaubniß zur Rückkehr nach Konstantinopel mit. Diese anstrengende und aufregende Reise hat Moltke in seinen Briefen aus der Türkei anschaulich geschildert. In Konstantinopel fanden Moltke, Mühlbach und Vincke den Befehl ihres Königs vor, nach Preußen zurückzukehren, und am 9. September 1839, nachdem sie ihre Geschäfte abgewickelt hatten, verließen sie Konstantinopel.

*) Laue hatte als Premierlieutenant bei der Garde-Artillerie gestanden, war bereits 1829 zum ersten Male in türkische Dienste getreten, aber 1831 wieder zurückgekehrt und in der Landwehr angestellt. 1837 ging er abermals nach der Türkei, blieb dort, und zwar bei der Armee in Kleinasien, bis 1841, wo er wiederum ins Vaterland zurückkehrte und als Major im Generalstabe Verwendung fand. Er war später persönlicher Adjutant des Prinzen von Preußen, Sr. Majestät des spätern Kaisers Wilhelm I., darauf Kommandant von Saarlouis und schied 1857 als Generalmajor aus dem Dienste. 1858 wurde er in den Adelstand erhoben und starb 1862.

Briefe an den Generalmajor Fischer.

Bujukdere, den 28. Februar 1837.

Lieber Fischer!

Ihre freundlichen Zeilen vom 31. vorigen Monats erhalte ich soeben und beeile mich, sie sogleich mit der heute abgehenden Post zu beantworten. Gewiß thun Sie mir unrecht, wenn Sie glauben, daß ich mich nicht herzlich auf Ihre Ankunft freue. Es wird mir überhaupt nicht schwer, mich denen unterzuordnen, die ich aufrichtig schätze, und mit wahrer Ungeduld erwarte ich das Eintreffen von zwei so lieben Kameraden wie Sie und Vincke. — Um Ihr und Mühlbachs Kommando habe ich übrigens gewußt, von Vincke aber nichts. Das Oberkommando über unsere kleine Kolonie — ein neues Neu-Ostpreußen — welches ich bislang allerdings unbestritten genoß, trete ich willig ab, denn hier wird wenig Ruhm zu ernten sein.

Es ist mir eine Beruhigung, zu wissen, daß meine Korrespondenz mit unserem Chef, vielleicht auch das was ich von Zeit zu Zeit an Forstner, Monts, Borcke und Prittwitz geschrieben, Ihnen bekannt geworden ist. Es wird Sie einigermaßen darauf vorbereiten, in einer anscheinend sehr bedeutsamen und einflußreichen Stellung wahrscheinlich ohne Einfluß und Bedeutsamkeit zu sein. Dies Gefühl der Nutzlosigkeit, da wo man so viel nützen könnte, hat mich auch angetrieben, zu verschiedenen Malen auf meine Abberufung zu dringen. In anderer Beziehung ist ja die Reise sehr interessant, der Aufenthalt hier sehr angenehm. Durch Eure Anwesenheit wird die Einförmigkeit desselben unterbrochen, und ich hoffe, daß wir einträchtig mit

einander streben werden, Gutes zu wirken, wo es angeht. — Sie werden bald bemerken, daß man diesen Leuten ihren Vortheil aufeskamotiren muß.

Wir erwarten täglich das russische Dampfschiff, welches zwar noch im Hafen von Odessa eingefroren liegt. Aber da wir starken Südwind haben, muß es binnen acht Tagen hier sein. Andere acht Tage darauf reist Graf Königsmark mit demselben ab. Die Quarantäne beträgt nur vierzehn Tage, und so steht zu erwarten, daß Graf Königsmark Anfang April in Berlin sein wird. Es scheint, daß man nur seine Ankunft erwartet, um Ihre Abreise zu verfügen. Da um diese Zeit die Donau frei wird, und die Dampfschiffe in zehn Tagen von Preßburg bis hierher gehen, so schmeichle ich mir, Sie schon Anfang Mai im alten Byzanz zu begrüßen. — Um der Sache selbst und um unsertwillen wünsche ich, daß Graf Königsmark wieder hierher kommt. Es hat aber beinahe das Ansehen, als wollte man ihm einen anderen Nachfolger geben; schreiben Sie mir doch, was Sie darüber erfahren möchten.

Zum Trost Ihrer Frau Gemahlin, der ich mich angelegentlich empfehle, theile ich Ihnen die Nachricht mit, daß die allerdings ziemlich ernsthafte letztjährige Pest gegenwärtig so gut wie erloschen ist. Es pflegt nach so starken Ausbrüchen dann gewöhnlich ein paar Jahre Ruhe zu sein.

In Hinsicht auf Ihre Ausrüstung rathe ich Ihnen, sowohl an Kleidern als an Büchern, Karten ꝛc. Alles mitzubringen, was Sie während zwei Jahre nöthig haben, denn hier sind jene Dinge sehr theuer, sehr schlecht oder gar nicht zu haben. Da Sie die Reise doch ohne Zweifel mit den Dampfbooten machen, so lohnt es vielleicht, selbst Sattel und Zaumzeug mitzunehmen. Ich habe hier 50 Gulden für ein Exemplar bezahlt und nur sehr mittelmäßige Waare erhalten. Es ist ein großer Vorzug, wenn Sie Ihre Reise mit den erstabgehenden Dampfschiffen machen können. Später halten sie ihren Termin niemals ein, und

Sie riskiren, wie ich vierzehn Tage in einem elenden Nest liegen zu bleiben. Das Programm der Fahrten werden Sie in Berlin wohl haben oder können es sich leicht aus Wien von dem Büreau der Dampfschifffahrt=Gesellschaft schicken lassen. Da die Schiffe auf der unteren Donau nur alle vierzehn Tage gehen, so ist es wichtig, seine Reise von Preßburg aus gleich richtig zu kombiniren.

Apropos! fragen Sie in Semlin doch gefälligst auf der Expedition der Dampfschiffe nach, ob Briefe für Sie da sind; vielleicht findet sich schon unterwegs ein Auftrag für Sie. — Sehr neugierig bin ich, Ihr Urtheil über Varna zu hören. Zwei Uniformgarnituren, selbst eine wird gewiß ausreichen. Es gehört zu den Bizarrerien unserer Stellung, daß Sie mit dem Seraskier die Pfeife rauchen und neben ihm auf dem Sopha sitzen, während die Paschas an der Erde kauern, daß aber im Vorzimmer kein Pfeifenstopfer vor Ihnen aufsteht und keine Schildwache Ihnen Honneurs macht. — Wir werden daher wohl nur bei einigen wenigen Gelegenheiten in Uniform erscheinen, und dann die Wachen wahrscheinlich besonders prävenirt werden. — Türkisch gut zu können würde ein unschätzbarer Vorzug sein, aber es lohnt nicht der Mühe, viele Zeit daran zu wenden, um wenig davon zu verstehen. Sie wissen, wie sehr man in Nachtheil dabei tritt, eine Sprache schlecht zu reden. Uebrigens werden wir überall von Dragomans begleitet sein. Einen eignen Bedienten hier zu haben wird allerdings sehr angenehm sein. — Wenn Sie überhaupt Uniformsachen mitnehmen, so wird es doch nothwendig sein, daß ich auch die meinigen herkommen lasse, und da muß ich Sie schon bitten, lieber Fischer, sie Ihrem Bedienten zur Obhut gütigst anempfehlen zu wollen. Ich werde die Ihnen daraus entstehenden Kosten hier mit großem Dank erstatten. In der Voraussetzung, daß Sie diese Angelegenheiten aus Gefälligkeit für mich übernehmen wollen, werde ich meinem Vetter Ballhorn schreiben, Ihnen eine Garnitur Militärsachen zu übermachen.

Daß Monts und Borcke in ihren Erwartungen getäuscht, thut mir herzlich leid. Ich hoffe aber, wenigstens einem von ihnen bald Platz zu machen, denn da ich zum November zwei Jahre hier bin, so wird man zu der Zeit meine Abberufung wohl genehmigen. Nun bitte ich Sie, noch alle Kameraden und Freunde bestens zu grüßen Ich hoffe, daß Sie vor Ihrer Abreise noch fleißig schreiben werden, und sehe mit Erwartung Ihren ferneren Mittheilungen, mit Ungeduld aber Ihrem Eintreffen entgegen. Bis auf Wiedersehen denn!

Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft der Ihrige

v. Moltke.

Was sagt denn Major Brandt zu dieser Angelegenheit? und was sagen denn die Frauen??

Graf Königsmark bringt noch einige Berichte mit, die im gegenwärtigen Augenblick Sie vielleicht interessiren könnten, wo auch das Geringste, was auf das Land Bezug hat, Ihnen willkommen sein wird. — Viele Grüße an Vincke, wenn er ankommt.

Viele Grüße an Forstner; ich bitte ihn, den Requisitionen meines Vetters Folge zu leisten.

Wien, den 14. November 1839.

Lieber Fischer!

Deine beiden Briefe von diesem Monat haben mir, während ich noch krank lag, eine wahre Freude verursacht. Durch Vincke wirst Du erfahren haben, daß es mir schon besser geht, und ich freue mich recht lebhaft darauf, Dich bald wieder zu sehen und über unsere asiatischen Partien mündlich so Manches auszutauschen. Du hast wohl recht, mich einen unzuverlässigen Korrespondenten zu nennen, denn gegen Dich bin ich es

wirklich gewesen, aber Reisen, Krankheit, die Vinckesche Korrespondenz und Gott weiß was Alles kam immer dazwischen, und noch heute will das Schreiben gar nicht fließen. Mündlich also.

Ich bitte Dich, mich unserem hohen Vorgesetzten bestens zu empfehlen und alle Kameraden sehr freundlich zu grüßen.

Deine Frau Gemahlin und Du laden mich in der That so freundlich und gütig ein, daß ich leicht in Versuchung kommen könnte, Gebrauch davon zu machen.

Wenn ich zu Anfang Dezember so weit sein sollte, reisen zu können, so habe ich große Lust, statt durch die langweiligen Ebnen Böhmens und Schlesiens nach München und durchs Reich zu gehen, welchen Weg (Augsburg, Nürnberg, Hof) ich noch nicht kenne.

Für heute Adieu, lieber Fischer, meine allerbesten Empfehlungen Deiner Frau Gemahlin. Mit herzlicher Freundschaft der Deinige

v. Moltke.

Ohne Datum (Aus dem Jahre 1841).

Lieber Fischer!

In Deiner interessanten kleinen Schrift über Eisenbahnen, welche ich immer mit neuer Theilnahme durchlese und die wirklich ein kleiner Katechismus für diese Sache ist, sagst Du Seite 29, daß eine Lokomotive mit der Geschwindigkeit von

4 Meilen — 800 Centner
3 Meilen — 1400 Centner
2 Meilen — 2400 Centner

fortbewegt. — Woher ist diese Angabe entnommen, ist sie auf Kalkül oder auf Versuchen gegründet? Es scheint so natürlich,

daß bei Dampfmaschinen wie überall in der Mechanik an Kraft gewonnen werde, was an Zeit zugesetzt wird. Nun behauptet Lindley (und die Hamburger, die bei Lindley schwören), jede Lokomotive sei für eine bestimmte Schnelligkeit konstruirt und könne an Kraft nichts gewinnen, wenn sie auch langsamer gehe, weil der Dampf aus dem Ventile entweiche. Ganz so verhält es sich nun wohl gewiß nicht, aber die Progression 800 : 1400 : 2400 für 4 : 3 : 2 hat mich auch überrascht. Gestützt auf seine obige Behauptung perhorreszirt Lindley alle Ansteigungen über 1 : 1000. Da wir nun ein Steigungsverhältniß von 1 : 300 an einigen Stellen unserer Bahnlinie ohne sehr große Kosten nicht vermeiden können, so behauptet er, sie sei wenig besser als eine Chaussee u. s. w. Seine Linie zieht sich zur Hälfte im Inundationsterrain der Elbe hin, wo man freilich leicht günstige Steigungsverhältnisse erzielen kann; seine Vorarbeiten sind im großartigsten Stil generell, aber Niemand kann sich dazu verblenden, daß sie ungeheure Baukosten voraussetzen. Die Hamburger selbst räumen das ein, erschrecken aber vor Steigungen von 1 : 300, die sie sich wie die Rampe am Stintfange vorstellen mögen. Du würdest mich außerordentlich verbinden, wenn Du mir so bald wie thunlich nachweisen wolltest, wo Du Deine Notiz geschöpft hast, und überhaupt, was Deine Meinung in der Angelegenheit ist. Wir sind mit den Vorarbeiten soweit fertig, daß wir dieselben im Winter noch der Regierung vorzulegen gedenken.

Daß es Deiner Frau Gemahlin wohl geht, kann ich aus eigener Anschauung sagen, sie sieht sehr wohl aus. — Von Vincke sind die Nachrichten beruhigend. Er hat (wie Du wohl weißt) in Wien zurückbleiben müssen. Seine Frau ist, weil sie doch nach Schlesien reisen wollte, zu ihm nach Wien gezogen. — Freund Laue ist seit vierzehn Tagen hier. Seine Aktien stehen gut, namentlich scheint Boyen etwas für ihn thun zu wollen, und ich glaube, er wird als Major angestellt werden. Den

Nischan hat er nicht und seine Oberstendekoration hat er dem Seraskier ins Haus geschickt und sich eine Quittung dafür erbeten.

Sonst wüßte ich nichts Neues. Herzliche Grüße an Borcke und Minutoli, wenn Du sie siehst. Adieu, lieber Fischer, lebe wohl und thue mir den Gefallen, mir ein paar Zeilen über den Eingangs erwähnten Gegenstand zu schreiben.

Mit treuer Freundschaft der Deinige

v. Moltke.

Magdeburg, den 12. Dezember 1854.

Lieber Fischer!

Ich freue mich, daß Du Schritte gethan hast, um unser Anrecht an die geographische Kenntniß Kleinasiens zu wahren. Unsere Entdeckungen sind schon in alle neueren Karten und Atlanten übergegangen, ohne daß die Quelle davon weiter erwähnt worden ist. Um das Weitere zu fördern, habe ich Deinen Brief vom 9. dieses Monats nebst Anlage an Vincke übersandt, welcher in Berlin Gesetze giebt. Theils bin ich mit der Durchführung des neuen Mobilmachungsplans eben jetzt außerordentlich beschäftigt, theils ist Vincke in Berlin an der rechten Quelle und an Eifer für die Sache wird er es nicht fehlen lassen. So zweifle ich nicht, daß Alles aufs Beste besorgt werden wird.

Die Russen haben geglaubt, ganz Europa zu imponiren, und wer weiß, wie nahe sie daran gewesen sind, das zu bewirken, wenn nicht die Türken auf eigene Faust zur That geschritten wären. Jetzt freilich liegen die Sachen so, daß Rußland eigent-

lich gar keinen Erfolg haben kann. Der glücklichste Feldzug kostet ein Jahr und 100000 Mann. Stehen aber nur 40000 Franzosen und Engländer bei Adrianopel, so wird die eigentliche Siegesbeute schwer zu erlangen sein. Ich kann mir gar nicht denken, daß die Russen auf diesen Versuch und ohne die Herrschaft im Schwarzen Meer eingehen werden, aber freilich hat der allerfrömmste Kaiser der Sache eine religiöse Weihe gegeben, so daß man nicht einsieht, wie er mit Ehren herauskommen kann, und bei Kaiser Nikolaus ist das keine Nebensache. Ich glaube wohl, daß man uns gern dazu brauchen möchte, diese Kastanien aus dem Feuer zu holen. Rußland ist engagirt im Kaukasus und an der Donau, es muß Petersburg gegen eine englische Flotte sichern und Polen im Zaum halten. Schließen wir uns Rußland an, so haben wir nicht einen Mann von ihnen zu erwarten. Oesterreich hat Sardinien und die Revolution in Italien zu bekämpfen und die Revolution in Ungarn zu verhüten, wir haben die Revolution in Baden und Hessen, und eine französische Armee in der Rheinprovinz. Vielleicht helfen uns dann die Russen im nächsten Jahr, und wir haben die „Dankbarkeit" Oesterreichs nachzuahmen. Das ist klar, daß man für jetzt die Allianz abgelehnt hat, ob aber Kreuzpartei und Familienbande nicht noch einen Mittelweg ersinnen, ist wohl noch nicht so ganz unmöglich, dann mag man mit der Allianz aber auch nur gleich den Mobilmachungsbefehl erlassen.

Wohl möglich, daß wir noch einmal nach dem Orient geschickt werden. Nur ins russische Hauptquartier nach Bukarest möchte ich nicht. Es wäre eine schiefe Stellung nach der, die wir zur Pforte eingenommen haben, und ich wenigstens wünsche den ehrlichen Moslemin allen Erfolg gegen die Moskowiter. — Wie sie sich schlagen! Man sieht, daß jedes Volk brav wird, wenn der Krieg nur wirklich eine innere Nothwendigkeit hat.

Daß die Türken in Kalafat stehen, ist an sich ganz unwichtig. Sobald die Russen bei Turtokoi und Hirsowa vor-

gehen, müssen sie zurück. Aber in den Augen Europas ist es gewiß dem Kaiser unleidlich, eine Art Offensive in der Walachei zu statuiren. Sollte daher Gortschakoff mit bedeutender Macht hier vordringen, so werden wir Omer sofort auf dem kürzesten Wege nach Bukarest operiren und eine schnelle Umkehr sehen. Wenn Omer sich nur vor einer großen bataille rangée in Acht nimmt; das könnte gefährlich werden.

An Materialien über die Türkei habe ich selbst gar nichts mehr. Ich habe die Originalaufnahmen an den Generalstab übergeben, und dort sind sie, wenigstens zum Theil, abhanden gekommen. Ich besitze eine Reduktion auf 1/50000 der Küstenplätze, Donaufestungen und Balkanpässe. Dagegen fehlt mir gerade Varna ganz, und es würde mir sehr lieb sein, wenn Du mir eine Oelpapier-Kopie meiner Aufnahme schicken könntest. Die Originalaufnahme von Schumla ist auf dem Generalstabe noch vorhanden. Die Balkanpässe kann ich Dir kopiren lassen, aber nur in kleinem Maßstabe.

Adieu, lieber Fischer, die Zeit drängt zum Schluß. Ich werde Vincke bitten, wegen der Eingangs gedachten Angelegenheit sich mit Dir in Korrespondenz zu setzen. Die besten Empfehlungen von mir und meiner Frau an die Deinigen. Bitte grüße meinen alten Freund Frobel herzlich und sage ihm meinen Glückwunsch zur Verlobung.

Herzlich der Deinige

v. Moltke.

Magdeburg, den 27. Mai 1855.

Es ist mir eine rechte Freude gewesen, lieber Fischer, einmal nach langer Zeit wieder direkte Nachricht von Dir zu erhalten. Ich wünsche nur, daß Du nun mit aller Krankheit

durch bist und Dich in dem beneidenswerth schönen Koblenz ganz wohlbefindest ...

Ob ich durch das Avancement schon diesmal berührt werde, scheint mir doch zweifelhaft. Für ein weiteres Aufrücken in der Armee halte auch ich die Brigade für durchaus nothwendig. Leider bin ich dem praktischen Dienst sehr lange entfremdet, und das läßt sich schwer wieder einbringen. Es ist wohl möglich, daß ich das, was ich leisten kann, bereits erreicht habe und ich werde auf das leiseste Aviso in dieser Hinsicht sogleich zurücktreten.

Was wird aus der Geschichte in Sewastopol? Daß man die Sache an den drei Enden Kertsch, Balaklava und Eupatoria anfaßt, wird nichts helfen. Omer wird sich nicht opfern, um die Verbündeten zu befreien. Sollte man vielleicht beabsichtigen, die Reservearmee nach Eupatoria zu werfen, und einen Theil des Belagerungskorps möglichst schnell und unbemerkt eben dahin versetzen, um so mit dem Opfer des Materials und einer Arrieregarde aus der Klemme zu kommen? Eupatoria allein ist eine Basis zum Vorgehen wie zur Wiedereinschiffung, denn dazu braucht man die mehrere Meilen lange Küste, von welcher die Schiffsartillerie wirken kann.

Die Möglichkeit des Gelingens der ganzen Expedition lag in der Benutzung des Sieges an der Alma, und da diese so gut wie ganz unterblieb, so wird man die Sache noch einmal von Eupatoria aus angreifen müssen, was freilich jetzt bei dem Mangel an Kavallerie viel schwerer ist. — Besser als Alles wäre eine Operation von der unteren Donau durch die überaus fruchtbaren Landstriche gegen Kijew. Das würde in der Krim Luft geben, aber dazu gehören die Oesterreicher. Sind diese nicht in Bewegung zu setzen, dann bleibt, glaube ich, den Alliirten nur übrig, Frieden zu schließen. Ihren Unmuth gegen Deutschland und Italien zu wenden, so lange die Franzosen mit über 100 000 Mann vor Sewastopol gelagert sind, ist auch

nicht leicht. Die Zeit der Operationen ist übrigens da, und bald muß etwas geschehen.

Meine Frau schickt die allerherzlichsten Grüße.

Mit treuer Freundschaft und Ergebenheit der Deine

v. Moltke.

Berlin, den 4. November 1855.

Lieber Fischer!

... Die Geschichte meiner Kommandirung liegt ganz offen und ist auch dem prinzlichen Hof bekannt. Die Sache ging ganz auf dem offiziellen Wege durch den Oberstkämmerer an das Militärkabinet, welches mich, ohne daß ich etwas wußte, als geeignet bezeichnete. Ich habe auch Ursache, anzunehmen, daß weder der Prinz von Preußen noch die Prinzeß gegenwärtig etwas gegen mich einzuwenden haben. Welche Stellung ich aber dem jungen Prinzen gegenüber werde gewinnen können, das vermag ich trotz großer Freundlichkeit des letzteren noch nicht zu übersehen. Alle seine Sympathien ziehen ihn nach Potsdam zu seinen jungen Spielkameraden und Dutzbrüdern und am Ende auch zu seinem bisherigen, erprobten Adjutanten. Zur Zeit exerzirt er im Bataillon in Potsdam, und ich sehe ihn fast nur bei den Parforcejagden, oder wenn er mich speziell hinüber bestellt. Die eigentliche Uebersiedlung nach Berlin wird so lange wie möglich verschoben. Es ist indeß in die Wege geleitet, daß der Prinz einzelnen Plenarsitzungen in den verschiedenen Ministerien beiwohnt. Dadurch lernt er meiner Ansicht nach nur Spezialfälle kennen, es wird sich aber anknüpfen lassen, daß geeignete Mitglieder der Kollegien ihm Vortrag über den ganzen Gang der Administration halten. Ich habe um die Erlaubniß

gebeten, den Sitzungen beizuwohnen, um erst selbst zu lernen, was zu lernen ist.

Außerdem hat der Prinz mich gebeten, ihm einen Feldzug vorzutragen. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihm lieber über militärisch wichtige Tagesfragen Vorträge halten werde, zu welchen der große Generalstab ein interessantes Material gewährt. Gegenwärtig bin ich beschäftigt, den Krim-Feldzug und den gegenwärtigen Stand dieser Frage zusammenzustellen, wobei mir das wirklich sehr gute Buch von Rüstow und die gesammelten Notizen des Generalstabes vorliegen. Alles kommt darauf an, den jungen Herrn nicht zu langweilen, sondern ihm ein Interesse abzugewinnen.

Vincke hat uns besucht. Es ist recht gut, daß er aus den Kammern herausbleibt. Ich glaube, er hat sich in seinen oppositionellen Ansichten doch sehr verrannt. Sonst ist er die alte, ehrliche, treue Seele.

Was sagst Du denn zu Sewastopol? Eine Armee, die sich notorisch so gut schlägt wie die russische und in zwei Feldzügen in zwei Welttheilen überall den kürzeren zieht, muß doch nicht gut geführt sein. Seit man den Zwerg in Eupatoria zum Riesen hat heranwachsen lassen und nach dem Verlust von Kinburn zweifle ich eigentlich nicht, daß die Krim auch ohne weitere Schlacht noch vor Eintritt des Winters wird geräumt werden. Die Krim ist aber nicht ein Punkt, den man wie Gibraltar oder Malta unbedingt festhalten kann. Die Türken sind zu schwach für ein solches Geschenk, ebenso wie Schweden für Finland. Wollten die Alliirten die Krim dauernd behalten, so setzt das eine dauernde Kriegsrüstung voraus. Ich sehe daher die Halbinsel wie ein Faustpfand an, welches Rußland beim Frieden einzulösen haben wird. Und zum Frieden wird Rußland wohl auch ohne alle Invasion des Reichs durch Anwesenheit eines alliirten Heeres an der Südgrenze und durch die Blockade

der beiden Meere genöthigt sein, gegen die es gar keine Mittel besitzt.

Doch ich schließe meinen zu langen Brief.

In alter Freundschaft der Deinige

v. Moltke.

Brief an den Hauptmann Frhrn. v. Vincke.

Marasch, den 26. Juni 1839.

Lieber Vincke!

Am 24. d. M. haben wir Syrien verspielt. Es fand kein Ueberfall statt, keine Umgehung des Flügels, nichts der Art, nur eine sehr lebhafte Kanonade. Diese erschütterte die Truppen dergestalt, daß erst die Brigade Heyder Paschas, dann die Kavallerie, endlich Alles die Flucht ergriff.

Im Gefecht haben wir gewiß nicht tausend Mann verloren, aber der Rückzug oder die Flucht kostete gewiß zwei Drittel des Korps. Der Pascha und ein Theil wichen nach Behesne zurück; die Masse kommt wahrscheinlich nach Marasch, wenn der Feind irgend drängt.

Hafisz Pascha hatte, als wir in Nisib links (strategisch) umgangen waren, bestimmt verweigert, nach Biradschik zurück zu gehen, es sei aïb (Schande). Ich forderte darauf meine Entlassung und Pässe nach Konstantinopel, unmittelbar bevor die Schlacht begann.

Mühlbach, Laue und ich sind wohl und zusammen vom Schlachtfelde ohne Aufenthalt hierher geritten. Noch fehlen alle Nachrichten. Wir kommen wahrscheinlich zu Euch. — Es kommt jetzt darauf an, irgend ein Heer, etwa bei Kaisarieh, zusammenzubringen. Adieu, der Tatar geht fort. Eine halbe Stunde noch ausgehalten, und vielleicht war Ibrahim Pascha verloren. Er griff von Biradschik her an.

Moltke.

Briefe des Hauptmanns Frhrn. v. Vincke an Generalmajor Fischer.

Asbusu, den 17. Juli 1839. Moltke hat sich in allen Verhältnissen wie un chevalier sans peur et sans reproche und wie ein umsichtiger, thätiger und besonnener Generalstabsoffizier benommen. Krank und fast bettlägerig, hat er doch nie gefehlt, wo es galt. Stets war er bei allen Rekognoszirungen, und, keck und kühn, haben ihn die Türken wie eine Art Dali*) betrachtet. Alle achten ihn sehr hoch, und der Pascha hat stets viel auf seinen Rath und seine Meinung gegeben, obgleich er ihn leider in dem wichtigsten Punkte nicht gehört hat. Er fühlt ja wohl nur zu sehr, wie unrecht er darin gethan hat. Von ihm selbst und anderen Generalen habe ich das Bekenntniß gehört: wären wir doch in Biradschik geblieben, oder wären wir dahin zurückgekehrt.**) Bis zum 20. d. M., wo die Nachricht von Ibrahims Anmarsch kam, hatte Moltke seit sechs Wochen, an einer heftigen Dysenterie leidend, in seinem Zelte gelegen. Auf jene Nachricht hin hat er sich aber aufgemacht, und seitdem bis hierher ist er eigentlich nicht zur Ruhe gekommen. Ich begreife

*) Dali, ein Held der Sage.

**) Vergl. Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei, 5. Aufl., Seite 366 flgde.

nicht, wie er alle Strapazen hat aushalten können. Hier hat er sich jetzt durch die vierzehntägige Ruhe, in welcher wir uns befinden, sichtlich erholt, doch ist ein anderes Klima und gute Pflege nothwendig, um sich gänzlich wieder herzustellen. Wir erwarten deshalb mit Sehnsucht unsere Abreise, die jetzt von Mehmet Ali Bey, dem Vertrauten des Großherrn, abhängt.

Pest, den 24. Oktober 1839. Wir sitzen (Vincke und Frau) seit dem 8. Oktober noch immer hier. Moltke, der schon, seit ich ihn bei Albistan wiedersah, kränkelte, noch mehr angegriffen durch Diätfehler, Erkältungen unterwegs und die ungesunde Quarantäne, erkrankte ganz ernstlich auf dem Dampfschiff in der Nacht vom 6. zum 7. Oktober, und seitdem liegen wir hier fest. Vor einigen Tagen war er, bis auf große Mattigkeit, wieder ziemlich hergestellt, und ich hatte schon Plätze genommen, um mit dem Dampfschiff gestern von hier abzugehen, als ein neuer Rückfall uns zu bleiben nöthigte. Da er keinen Bedienten bei sich hat, so kann ich ihn nicht in der Fremde allein lassen, so sehr ich auch sonst meine Rückreise nach Berlin beschleunigt haben würde . . .

Moltkes Krankheit ist ein gastrisch-rheumatisches Fieber, wie es aus tausendfachem Magenverderben und Erkälten, was bei der geführten Lebensweise beides unvermeidlich war, endlich entstehen muß. Sein Zustand ist nicht bedenklich, erfordert aber große Vorsicht, und deshalb ist ihm Aufsicht nöthig, denn wir wissen, daß er für sich und seine Gesundheit etwas leichtfertig ist. Jetzt zwar hat sich das geändert, und er ist eher ängstlich zu nennen. Es bleibt uns nichts übrig, als Geduld, Geduld! Besonders für meine arme Frau, die bestimmt ist, die Krankenpflegerin des ganzen orientalisch-preußischen Generalstabes zu sein, und die größte Sehnsucht nach Hause hat.

Regelsbrunn,*) den 30. Oktober 1839. Ich habe den Abgang des Dir schon vor einigen Tagen geschriebenen Briefes

*) An der Donau, halbwegs zwischen Preßburg und Wien.

noch immer verschoben, weil ich hoffte, Dir über unsere Weiterreise etwas melden zu können, da der schwankende Zustand von Moltkes Gesundheit uns Hoffnung, aber doch nur sehr ungewisse, dazu gab. Wir sind nun wirklich vorgestern morgen mit dem Dampfschiff von Pest abgereist in der Hoffnung, mit demselben bis Wien zu kommen, und ungeachtet Moltke sehr schwach war — er war erst den Tag vorher ein paar Stunden zum ersten Male aufgestanden — beeilten wir uns, die schon sehr ungewisse Dampfschifffahrt zu benutzen, da nach ihrem jeden Tag zu erwartenden Aufhören es sehr schwierig gewesen sein würde, unseren Patienten nach Wien zu bringen. So reisten wir denn Montag Morgen um 6 Uhr bei Regenwetter ab und waren Abends 9 Uhr ohne Hinderniß in Gönyö, wo wir die Nacht liegen blieben. Wir hatten für Moltke eine Separatkabine genommen, wo er den ganzen Tag im Bette lag, so daß die Reise ohne Fatigue für ihn war, auch fand sich keine Spur von Fieber. Gestern Morgen um 3 Uhr fuhren wir bei Mondschein weiter; glücklich waren wir über mehrere sehr schwierige Stellen gekommen, als wir doch endlich bei Bajka sitzen blieben. Es dauerte von 9 Uhr Morgens bis 2 1/2 Uhr Nachmittags, bis wir wieder flott wurden, dann fuhren wir nach etwa einer Viertelstunde bis zu einer Sandbank, an der wir landeten, um uns nach der „Maria Anna" überzuschiffen, die uns jenseits erwartete. Diese Ueberschiffung, auf welche wir nicht gerechnet hatten, weil man uns gesagt, die „Sophia" würde ganz bis Wien gehen können, war für Moltke sehr schwierig und schlimm; er bekam nach derselben ein ziemlich starkes Frieren und nachher Hitze. Doch gab sich das gegen die Nacht, die ziemlich gut war. Wegen des mehr als siebenstündigen Aufenthalts konnten wir Preßburg gestern nicht erreichen, wir mußten noch eine Nacht unterwegs vor Anker liegen, und nachdem wir heute Morgen um 4 Uhr aufgebrochen, erreichten wir um 8 Uhr Preßburg, wo wir die traurige Botschaft vor-

fanden, daß das Schiff nicht bis Wien hinauf gehen könne. Wir mußten uns also entschließen, einen ganz bedeckten Lohnwagen zu nehmen, und fuhren mit demselben heute Mittag von Preßburg fort. Moltke war aber so schwach, daß er nicht weiter als bis hierher fahren konnte und uns unterwegs fast ohnmächtig wurde, so daß meine Frau und ich ihn liegend auf unseren Knieen getragen haben. Gott gebe, daß die Nacht ihm Ruhe und Kräfte bringe, damit wir morgen Wien erreichen. Ein Glück ist übrigens, daß wir gereist sind, denn die Dampfschifffahrt hört jetzt auf, und bei Novemberwetter im ungarischen Wagen hätten wir mit einem Patienten, wie Moltke jetzt, in vier bis fünf Wochen noch nicht von Pest aufbrechen können. Was wäre geworden, wenn wir über Italien oder gar über Aegypten gereist wären!

Wien, den 31. Oktober 1839. Gottlob, wir sind glücklich in Wien angekommen. Wir fuhren heute um 9 Uhr von Regelsbrunn fort; auf der ersten Station bis Fischament hielt Moltke das Sitzen aus, dann ging's nicht mehr, und ich nahm deshalb mit meiner Frau eine offene Kalesche und überließ ihm den ganzen bedeckten Wagen, indem wir die Einrichtung trafen, daß er sich legen konnte. Mein Franz blieb bei ihm, und so folgte er langsam nach, während wir vorausfuhren, um ein Quartier aufzusuchen und vorzubereiten. So sind wir denn glücklich im Schwan in der Kärnthner Straße eingezogen. So schwach Moltke auf der Reise gewesen, so scheint er doch heute Abend wenigstens nicht schlechter, eher besser als wir ihn in Pest aufpackten, und ich hoffe auf eine steigende Besserung, wenn er sich nur hält. Aber er ist ein schwer zu bewachender Patient, und Diätfehler ist seine Erbsünde. Ich wünsche nur, daß ihm das heutige mit vielem Appetit verzehrte Souper nicht schade.

Vierzehn Tage denke ich mich hier umzusehen. Wenn Moltke bis dahin völlig kräftig sein sollte, so kommen wir vielleicht zusammen; ist es nicht der Fall, so kann ich ihm nur

rathen, noch länger hierzubleiben und ja nicht eher zu reisen, als bis er es mit völliger Sicherheit thun kann.

Wien, den 6. November 1839. Mit unserem Freunde Moltke geht es leider noch nicht gut. Er ist, seit er hier ist (morgen sind es acht Tage), noch immer im Bett und hat ein unregelmäßiges galliges Fieber, das zwar bereits nachläßt, ihn aber ungeheuer geschwächt hat, so daß ich es für unerläßlich halte, daß er längere Zeit hier bleibe, damit er völlig fest sei, ehe er in der jetzigen Jahreszeit die Rückreise antritt. Ich möchte ihn nun hier nicht gern allein lassen, ehe er so weit ist, daß er den größten Theil des Tages auf sein und dadurch sich etwas Zerstreuung verschaffen kann; andererseits fühle ich sehr wohl, daß meine möglichst baldige Anwesenheit in Berlin nützlich ist.

Wien, den 7. November 1839. Soeben habe ich eine Unterredung unter vier Augen mit dem Arzt gehabt. Moltkes Zustand ist ein galliges Wechselfieber mit bedeutender Störung der Thätigkeit der Gedärme, des Magens und der Gallenabsonderung. Der Arzt wird ihm heute Chinin geben, und in einigen Tagen muß sich dann entscheiden, ob es ernstlich und schnell zur Besserung geht oder ob die Sache sehr langwierig sein wird. Im ersten Falle, den Gott gebe, denke ich zu reisen, sobald der Patient soweit ist, daß er den Tag über auf sein kann, ich hoffe Mitte nächster Woche. Würde die Sache aber wirklich nicht besser, so weiß ich wahrlich nicht, was ich thun soll. Jedenfalls werde ich jetzt die Tage der Entscheidung abwarten. Ich habe die größte Sehnsucht nach Hause, aber ich halte es gegen mein Gewissen, Moltke ohne Befehl in seinem jetzigen Zustande allein zu lassen.

Breslau, den 19. November 1839. Nachdem Moltke wieder aufgestanden und seine Herstellung, wie ich gewiß hoffe, nunmehr gründlich sein wird, sind wir am 14. d. M. von Wien abgereist.

Briefe an den Grafen Eduard v. Bethusy-Huc.

Graf **Eduard v. Bethusy-Huc**, geboren 1800, war zuerst Offizier im Ingenieurkorps, sodann Adjutant des Prinzen Carl und von 1835 bis 1847 Gouverneur des Prinzen Friedrich Karl. In diese Jahre fällt seine Bekanntschaft mit dem Feldmarschall, dessen Gemahlin mit der Gräfin Bethusy, geborenen v. Kircheisen durch innige Freundschaft verbunden war. 1847 nahm Graf Bethusy als Major den Abschied, war dann einige Zeit Direktor der Ritterakademie in Liegnitz und zog sich 1851 auf seine oberschlesischen Güter zurück. Nachdem er diese verkauft hatte, lebte er bei seinem Sohn Dodo auf dessen Gute Langenhof, das er selbst übernahm, als der Sohn bei Königgrätz den Heldentod gestorben war. Er selbst verschied im Jahre 1871 zu Breslau.

Graf Bethusy war geistig sehr begabt und militärisch trefflich beanlagt; er hat als junger Offizier den Feldzug der russischen Armee unter Diebitsch gegen die Türken im Jahre 1829 mitgemacht.

Zu den hier folgenden Briefen sei bemerkt, daß der erste die Antwort des Feldmarschalls auf ein Schreiben des Grafen ist, worin dieser seinen Bedenken wegen der damaligen Aufstellung der preußischen Armee (1. Mai 1866) gegen Oesterreich und namentlich wegen der Entblößung Oberschlesiens Ausdruck giebt.



Berlin, den 29. Mai 1866.

Sehr geehrter Herr Graf!

Ihr freundliches Schreiben vom 23. Mai habe ich durch Ihren Sohn erhalten, dessen Wiederanstellung sicher erfolgen wird, denn an Offizieren fehlt es uns überall, und solche, die sich im jetzigen Augenblick melden, müssen doppelt willkommen sein.

Sie haben ganz recht, daß eine kräftige Initiative das Beste wäre. Die Oesterreicher haben in ihren Rüstungen sechs Wochen vor uns voraus. Dennoch werden wir sie Anfang nächster Woche darin überholt haben. Das Zuwarten vermehrt ihre Kräfte und läßt die sich erst bildenden Feinde in Süddeutschland zu Realitäten werden, es erschöpft unsere finanziellen Mittel und wirkt moralisch niederdrückend.

Aber freilich fordert man von unserem 70jährigen König und Herrn den schweren Entschluß, den ersten Schritt zu einem europäischen Kriege zu thun, dessen Ausdehnung und Dauer Niemand übersehen kann.

Von österreichischer Seite steht das I. Armeekorps um Prag, das II. Armeekorps um Olmütz, das IV. Armeekorps noch in Galizien und Oesterreichisch-Schlesien, die sächsische Armee fertig bei Dresden. Dahinter formirt sich das X. Armeekorps um Brünn, ferner das VI. und VIII. Armeekorps.

Fertig stehen 140 000 Mann, demnächst können noch 100 000 Mann hinzustoßen.

Was unsere Maßnahmen betrifft, so haben wir geglaubt, alle Kräfte gegen den in der Wirklichkeit dastehenden Feind richten zu sollen, den erst entstehenden in Süddeutschland vorerst zu ignoriren. Gelingt es, den Hauptgegner zu besiegen, so werden die anderen (außer Sachsen) sich schwerlich rühren.

Natürlich konnte unser erster Aufmarsch nur ein anscheinend verzettelter sein. Wir müssen da ausschiffen, wo die Eisenbahnen

an der Landesgrenze münden. Sobald der aber erfolgt sein wird, soll diese anfänglich nothwendige Zersplitterung bald aufhören.

Ueber die Absicht der Oesterreicher läßt sich noch nichts errathen.

Der Einbruch in Schlesien kann für sie augenblicklichen Erfolg haben. Aber dieser Stoß trifft nicht den Schwerpunkt der Monarchie. Entscheidend würde nur die Operation auf Berlin sein. Streifzüge wie der, welchen Sie richtig charakterisiren, können nicht ganz verhindert werden, doch soll das Mögliche in dieser Richtung gethan werden.

Hoffen wir auf Preußens altes Glück, auf die Tüchtigkeit der Armee — und — daß es Gottes Wille sei, Preußen solle jetzt die Mission vollziehen, welche ihm in Deutschland obliegt. Es wird ein schwerer Kampf, aber einmal mußte er immer gekämpft werden, und im Ganzen liegen die Verhältnisse nicht ungünstig.

Meine Frau empfiehlt sich Ihrem gütigen Andenken bestens. Mit aufrichtiger Verehrung und Anhänglichkeit

der Ihrige

Moltke.

Berlin, den 19. August 1866.

Bei der jetzt eingetretenen Ruhe kann ich nicht unterlassen, Ihnen, bester Bethusy, meinen aufrichtigen Dank zu sagen für mehrere Briefe, die ich im Drange der Geschäfte nicht sogleich beantworten konnte, deren gute Rathschläge ich aber nicht unbeachtet gelassen habe.

Wir konnten Schlesien in Schlesien nicht vertheidigen, aber wir haben die Oesterreicher in Böhmen so gepackt, daß sie keinen

Mann übrig hatten für die Heimsuchung, welche sie Ihnen zugedacht hatten.

Der Feldzug war allerdings vom Glück in fast beispiellose Weise begleitet, denn auch nicht ein einziges Unternehmen mißlang. Jeder hat dabei seine Schuldigkeit gethan, und die freundliche Beurtheilung meines Antheils durch Sie hat mich sehr erfreut, obwohl ich das Meiste Ihrem gütigen Wohlwollen zuschreiben muß.

Sie können sich denken, mit welcher Genugthuung der König seinen Landesvertretern gegenübertreten konnte. Die Stimmung hat sich sehr gebessert und das Verlangen der Indemnität hat Gutes gewirkt ebenso die jetzt ausgesprochene Einverleibung von Hannover, Kurhessen und Nassau. Diese ist nur Härte gegen die Souveräne, aber die Theilung der Länder wäre eine Härte gegen die Völker gewesen.

Frankreich und Rußland scheinen sich über diese Erweiterung Preußens zu beruhigen, und es kommt nun darauf an, durch eine gute und gerechte Verwaltung die neuen Unterthanen für uns zu gewinnen, auch das Militärwesen bald zu reorganisiren, denn gönnen thut uns Niemand, was wir gewonnen.

Kaiser Napoleon hätte keinen schlechteren Augenblick für einen Krieg wählen können, als wo wir mit 640 000 Mann unter Waffen stehen. Wir hätten selbst Süddeutschland für uns gehabt und konnten es schlimmsten Falls mit Oesterreich und Frankreich zugleich aufnehmen. Es wäre dann nicht bloß ein geeinigtes Norddeutschland, sondern Ganzdeutschland entstanden.

Freilich werden solche großen Umgestaltungen nicht umsonst gewonnen; viel Trauer ist in zahlreichen Familien verbreitet, und Sie selbst haben ein schmerzliches Opfer gebracht.

Der arme kleine Dodo — er hat mir herzlich leid gethan. Ihr zweiter Sohn und mein Neffe sind leider zu spät gekommen, um die schöne Attacke des Regiments noch mitzumachen. Sie

stehen augenblicklich bei Raitz, einer Eisenbahnstation nahe nördlich Brünn — Gott beschütze sie vor der abscheulichen Cholera.

Die Diplomaten verhandeln nun schon drei Wochen in Prag, ungefähr ebenso lange wie der eigentliche Feldzug gedauert, und sind noch zu keinem Abschluß gelangt. Ich wünsche inständigst, daß wir unsere Truppen erst aus dem unglücklichen, von Krieg, Hunger und Pestilenz heimgesuchten Lande zurückziehen können.

Meine Frau, die den aufrichtigsten Theil an Ihrer Trauer nimmt, empfiehlt sich Ihrem freundlichen Andenken angelegentlichst, und ich bitte, daß Sie Ihr Wohlwollen gütigst bewahren

Ihrem treuergebenen

Moltke.

Berlin, den 6. Januar 1869.

Recht aufrichtig danke ich Ihnen, verehrter Herr Graf, für die theilnehmenden Worte, die Sie an mich in meiner Vereinsamung gerichtet, und für das freundliche Andenken, welches Sie meiner hingeschiedenen Frau bewahrt haben.

Sie haben ja auch den Schmerz tragen müssen, eine schöne junge Frau in der Blüthe der Jahre sich entrissen zu sehen, und dabei ist der einsame Lebensweg für Sie länger bemessen gewesen, als er für mich sein kann; und welch' schweres Opfer haben Sie erst vor zwei Jahren dem Vaterlande bringen müssen.

Nach solchen Verlusten richtet sich der Blick von selbst nach dem Jenseits und dem Wiedersehen, welches wir hoffen dürfen.

Lebhaft erinnere ich mich noch der Zeit, wo unsere beiden jungen Frauen freundlich miteinander verkehrten, gegenseitig angezogen durch Frohsinn und Wahrheit des Charakters, die

für mich 27 Jahre hindurch eine Quelle des Glücks geworden sind. Wie oft habe ich in der ernsten Zeit großer Entschließungen mich an der Charakterfestigkeit und der Zuversicht meiner Frau aufgerichtet und gestärkt. Sie war eine wahre Patriotin, stolz auf die Erfolge unserer Armee und auf ihren König, den sie ausdrücklich in ihr letztes Gebet einschloß. Gestatten Sie mir, Ihnen als einem alten bewährten Freund das anliegende Blatt zu übersenden, und behalten Sie die Hingeschiedene und mich in gütigem Andenken.

Mit aufrichtigster Hochachtung und Ergebenheit

der Ihrige

Moltke.



Briefe an den General der Kavallerie v. Tümpling.

General der Kavallerie **v. Tümpling**, von 1866 bis 1883 kommandirender General des VI. Armeekorps (gestorben 1884), war 1842 bis 1848 Hauptmann im Generalstabe des VIII. Armeekorps zu Koblenz. Als Moltke im Jahre 1846 aus Rom zurückkehrte, wurde auch er dem Generalstabe des VIII. Armeekorps zugetheilt, und die mit Tümpling in Koblenz gemeinsam verlebten zwei Jahre befestigten zwischen beiden die Freundschaft, der wir die nachfolgenden, von dem Sohne, Herrn Legationsrath v. Tümpling auf Thalstein bei Jena, gütigst zur Verfügung gestellten Briefe zu verdanken haben.

Berlin, den 28. Januar 1869.

Recht aufrichtig, lieber Tümpling, danke ich Ihnen für die Theilnahme, welche Sie mir in meinem Unglück ausgesprochen haben. Ich habe Ihren Trostesworten angefühlt, daß sie aus einem wahrhaft theilnehmenden Herzen kommen. Sie kannten ja auch seit lange meine Frau, die offene, einfache Wahrhaftigkeit ihres Charakters, den fröhlichen, heiteren Sinn und feste, gottvertrauende Zuversicht der Hingeschiedenen, Eigenschaften, die 27 Jahre hindurch das Glück meines Lebens ausmachten. Sie schied in der Blüthe des Lebens und der Gesundheit, voll Stolz auf ihr Vaterland und ihren König, voll Liebe zu allen Menschen, nach einem kurzen, aber, soweit es hienieden möglich, glücklichen Dasein, und ich möchte sie nicht in dies Leben zurückrufen. Ich danke auch herzlich für die Theilnahme Ihrer Frau Gemahlin und bitte, uns ein freundliches Andenken zu bewahren.

Treu ergebenst

Moltke.

Versailles, den 3. November 1870.

Verehrter Freund, ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre freundlichen Glückwünsche*) und insbesondere auch dafür, daß Sie bei den großen Erfolgen unserer Waffen sich meiner hingeschiedenen Frau erinnern. Wenn der Herr uns bald eine siegreiche Heimkehr schenken möchte, so wird sie mich freilich nicht wieder auf dem Bahnhof mit freudigem Stolz auf die Thaten der Armee empfangen, die vielfachen, kaum verdienten Belohnungen, welche

*) Zum Geburtstage.

mir zu Theil werden, kann ich nicht mehr mit ihrer patriotischen, tapferen Seele theilen, aber ich danke Gott, daß er mich diese große Zeit noch erleben läßt, und hoffe, daß wir das glücklich Begonnene auch noch siegreich durchführen werden.

Die augenblicklichen Verhandlungen mit Herrn Thiers können zu gar keinem Resultat führen. Diese hochmüthig verblendeten Franzosen müssen noch weit mehr gedemüthigt werden, um zur Vernunft zu kommen. Die Mittel dazu sind, seit dem Fall von Metz, mehr als genügend vorhanden, aber es bedarf der Zeit, um sie zur Wirksamkeit zu bringen. Indeß bildet heute schon die 4. Division eine Reserve und die 3. folgt auf der Eisenbahn unmittelbar nach. Prinz Friedrich Karl trifft heute schon in Commercy ein und auch die Tete der I. Armee Manteuffel ist bereits in Marsch gesetzt.

Die Nachrichten aus Paris lassen diesmal kaum daran zweifeln, daß eine Gegenregierung dort durch einen Aufstand bewirkt sei, Trochu sei abgesetzt.

Mit bestem Gruß

Moltke.



Aus den Briefen an den Oberhofprediger Schaubach zu Meiningen.

Der Oberhofprediger **Schaubach** war in den Jahren 1854 bis 1856 als cand. theol. Hauslehrer der ältesten Söhne des Königlich Dänischen Kammerherrn und Administrators der Grafschaft Rantzau in Holstein Adolf v. Moltke, jüngeren Bruders des Feldmarschalls.

Ueber seine Beziehungen zum Feldmarschall theilt er das Nachstehende mit.

Meiningen, den 22. Juni 1891.

Meine erste Begegnung mit dem Herrn General-Feldmarschall fand am Abend des 25. Oktober 1856, 6 Uhr, auf dem Bahnhof zu Elmshorn in Holstein statt.

Der damals 56jährige, der nicht lange zuvor meines Wissens Generalmajor geworden war, kam von Flensburg, wo er zum Besuch seines Bruders, des Königlich Dänischen Majors a. D. Friedrich v. Moltke verweilt hatte, und gedachte seinen Geburtstag auf Rantzau bei seinem Bruder Adolf v. Moltke, dem trefflichen Juristen und hochverdienten Administrator der Grafschaft Rantzau, zu feiern.

Mit meinen lieben Schülern Wilhelm und Helmuth sollte ich den mir noch nicht bekannt gewordenen General begrüßen und in dem mit zwei feurigen Schimmeln bespannten Wagen nach Rantzau geleiten. Der Bahnzug traf ein; die auch für noch Unkundige auffallende hohe, schlanke Gestalt im preußischen Militärmantel verließ rasch den Wagen. Wohl staunte ich, als der ruhige, schlichte Herr nach erfolgter Vorstellung und nach herzlicher Begrüßung der beiden Neffen die im Munde eines Generals auffällige Frage that, ob wohl die Pferde ganz zuverlässig seien. Auf die Versicherung, daß die Fahrt bei allem Feuer der Pferde unter der sicheren Leitung des Kutschers als völlig sicher zu bezeichnen sein dürfte, folgte die bei aller Gemessenheit des Ausdruckes gewinnend freundliche Aufforderung: „Dann möchte ich Ihnen den Vorschlag machen, die beiden Knaben vorausfahren und uns zu Hause anmelden zu lassen, während wir die anderthalb Stunden zu Fuß zurücklegen.“

Da ich unmöglicherweise mich in dem Wahn bewegen konnte, daß dieser Fußmarsch im abendlichen Dunkel der bequemen

Wagenfahrt „meiner schönen Augen wegen" vorgezogen würde, lag die Erwägung nahe, daß der General des Fahrens überdrüssig geworden sei und darum lieber gehen wolle.

Bald aber, ja, sobald der vorauseilende Wagen uns verlassen hatte, stellte es sich anders heraus. Kurz, gedrungen, aber überaus freundlich begann das Gespräch: „Sie sind aus Meiningen?" „Ja!" „Da stehen Sie wohl auch in Familienbeziehungen zu Adolf Schaubach, der das Buch über die deutschen Alpen geschrieben hat!" „Ja! Es war der Bruder meines Vaters." „War?" „Er ist leider vor nun sechs Jahren gestorben." „Ach, das thut mir aber ganz außerordentlich leid! Bitte, erzählen Sie mir Alles, was Sie von seinem Leben wissen; das muß ja ein ganz vortrefflicher Mann gewesen sein!" Es geschah, und die im Laufe des Gespräches fallenden Bemerkungen des Feldmarschalls bewiesen in einer mich beschämenden Weise, wie er jenes Buch gründlichst in sein Gedächtniß aufgenommen und denkend verarbeitet hatte.

Nach Abschluß dieser Unterhaltung begann der ernst, ruhig und gewissenhaft urtheilende Mann, mich über die beiden Knaben, meinen Unterricht, meine Erziehung so schonend und dabei doch so eingehend zu fragen, daß ich des Eindruckes mich nicht erwehren konnte, das Ideal eines festen und wohlwollenden Schulvaters könne nicht trefflicher das Innerste eines Schulamtskandidaten zu Tage fördern. Kein Wort des Lobes, kein Wort des Tadels kam über seine Lippen, ich durfte aber bald erfahren und habe es bis an sein Ende in einer Dankbarkeit, die nicht verlöschen wird, erfahren dürfen, wie geistesklar und mild der gefeierte Mann das Denken und Mühen des jungen Hauslehrers beurtheilte und nicht wieder aus den Augen verlor.

Zweierlei vom darauffolgenden Tage, seinem Geburtstage, ist mir in besonderer Erinnerung geblieben:

Beim Mittagstische, welchem zur Feier des Tages auch andere eingeladene Gäste beiwohnten, wurde durch einen Offizier a. D. das Gespräch auf die Verwendbarkeit der im Fürstenthum Lippe gezogenen sogenannten Sennerpferde gelenkt. Des Generals erste ruhige Entgegnung war: „das kenne ich nicht genau genug"; in den Verlauf jedoch der andererseits gegebenen Darstellung griff er an einer Stelle in der ihm eigenen verbindlichen Form ein: „das ist wohl nicht ganz so" und gab nun über jene Pferde ein so umfassendes, einleuchtendes Urtheil ab, daß ich, ob auch ohne sachliche Kenntniß, doch von seiner Auseinandersetzung mir unwillkürlich im Stillen sagen mußte: „Wenn ein Anderer das von dieser Sache wüßte, dann würde er es für seine von Gott ihm

gestellte Lebensaufgabe erkennen, durch alle Hindernisse durchbrechend die Leitung der ganzen gegenwärtigen Pferdezucht in die Hände zu nehmen."

Nicht weniger bezeichnend für den General ist der kleine aber seine Pietät köstlich bezeugende Charakterzug, daß er nach der Tafel, wie kurz zugemessen auch seine Zeit war, in den Wagen stieg zu stundenlanger Fahrt über die Haide, um dort den 90jährigen Pastor in Hohenfelde aufzusuchen, in dessen Hause er als Knabe eine Zeit lang gewesen war. In der Nacht kehrten die Brüder von da zurück.

Am 22. August 1868 traf der Chef des Generalstabes der Armee mit zahlreichen Offizieren, vom Schauplatz des Mainfeldzuges von 1866 kommend, in Meiningen ein. Am andern Morgen, es war der 11. Trinitatissonntag, ging er unbemerkt in die Schloßkirche, in deren Gottesdienst ich zu predigen hatte, wartete nach Schluß desselben vor der Kirchenthür auf mich, um zum Staunen der guten Kirchgänger mich nach Hause zu begleiten. An einer Stelle der an mich gerichteten Briefe ist der Mann, der schlicht und treu auf den Kern einzubringen suchte, auch in den heiligsten Dingen, auf jene Predigt zu sprechen gekommen.

Mit einem Abschnitt aus seinem nach dem 26. Oktober 1880 an mich gerichteten Schreiben, in welchem der Reichthum seines heilig-einfachen Christenherzens ebenso rein wie herzgewinnend sich erschließt, hat der Feldpropst der Armee, D. Richter, seine Trauerrede am Sarge des Feldmarschalls geschlossen.

Berlin, den 10. November 1875.

Sehr verehrter Herr Hofprediger!

Die Grippe, die mich vierzehn Tage an das Bett fesselte, hat mich verhindert, Ihre so freundliche Zuschrift vom 25. v. M. früher zu beantworten. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Glückwünsche und dafür, daß Sie mich in treuem und gütigem Andenken bewahren. Ihre Mittheilungen erfreuen mich jedesmal, sie gewähren mir einen Einblick in ein Gemüth, welches trotz schwerer Prüfungen und Schicksale den inneren Frieden bewahrt und den Halt im Leben da gefunden hat, wo er allein zu suchen ist. Mein Neffe Wilhelm, Ihr früherer Zögling, ist ein recht

tüchtiger, solider Mann geworden, er wird Ihnen gefallen, wenn Sie ihn wiedersehen. Er ist glücklich in seiner Ehe und hoch erfreut über das Töchterchen, welches ihm geschenkt worden ist. Ich erblicke in ihm die Stütze der Familie, wenn, wie es die Natur der Dinge mit sich bringt, mein Lebenslauf nun bald abschließt. Mit herzlichem Gruß verharre ich

Ihr treu ergebenster

Graf **Moltke.**

Creisau, den 27. Oktober 1876.

Verehrter Herr Oberhofprediger!

Recht von Herzen sage ich Ihnen Dank dafür, daß Sie sich auch in diesem Jahre so freundlich meines Geburtstages erinnert haben. Gestatten Sie mir, meine Glückwünsche zu dem Ihrigen, der ja nur einen Tag früher fällt, noch nachträglich auszusprechen. Ich freue mich, daß Sie in Ihrem pfarramtlichen Wirken einen Ersatz für manchen Schicksalsschlag finden, der Sie betroffen hat, und daß Sie dabei durch die Zuneigung derer gelohnt werden, welchen Sie den Blick in eine echt christliche aber freie Anschauung geöffnet haben, wie ich sie aus einer mich besonders ansprechenden und anregenden Predigt von Ihnen in Meiningen glaube entnehmen zu dürfen.

... Die vier Riesen meines Bruders Adolf sind sämmtlich über sechs Fuß groß und gesunde, tüchtige Menschen geworden, die Ihrer Erziehung Ehre machen.

Mit meinen allerbesten Wünschen verharre ich in aufrichtiger Verehrung

der Ihrige

Graf **Moltke.**
Feldmarschall.

Ohne Datum.

Hochgeehrter Herr Hofprediger!

Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie sich meines Geburtstages so freundlich erinnern, und ich sage Ihnen herzlichen Dank für die Wünsche und die wohlwollende Gesinnung gegen mich, welche Sie aussprechen. Bei den vielen und frühen Beziehungen zu meiner Familie ist es mir jedesmal eine besondere Freude, von Ihnen zu hören. Seit wir uns in Rantzau begegneten, ist auch manches Leid über Sie ergangen, aber Sie haben es getragen als Gottes Fügung, der Ihnen Kraft dazu gab. Die Ueberzeugung, unter schwierigen Verhältnissen Gutes gewirkt zu haben, muß Sie stützen und stärken, auch wo es nicht als äußerliche Erfolge an die Oeffentlichkeit trat. Wenn man bedenkt, wie wenig von solchen Erfolgen man sich selbst zuzuschreiben hat, und daß Gott in dem Schwachen groß ist, so lernt man von selbst Bescheidenheit. Ihren früheren Zöglingen, den Söhnen meines Bruders Adolf, geht es gut.

... Gottes Segen ruht offenbar auf den Kindern des trefflichen Vaters. Nach der einen Predigt, die ich vor Jahren von Ihnen gehört und die mir in wohlthätiger Erinnerung geblieben ist, werde ich mich sehr freuen, die verheißene zu lesen.

Mit herzlicher Verehrung der Ihrige

Graf **Moltke**.

Zu seinem achtzigsten Geburtstage sandte der Oberhofprediger Schaubach dem Feldmarschall die nachstehenden Verse:

Ob unser Leben bis zu siebzig Jahren,
Wenn's hoch kommt, bis zu achtzig steigt;
Und ob es reich an Ehren und Gefahren,
Ob's lautlos, ungekannt zum Grab sich neigt,
Vom köstlich reichsten Leben steht zu lesen,
Daß es voll Müh' und Arbeit ist gewesen.

Und dennoch, dennoch gilt es, ohne Wanken
In mühevoller, streitbewegter Welt
Getrost und froh aus tiefster Seele danken
Dem, der hinein in Müh' und Arbeit uns gestellt,
Weil, ob durch Glück und Schmerz die Bahn sich wendet,
Das Köstlichste in Mühen sich vollendet.

Dich hat Dein ew'ger König reich gesegnet,
Des Geistes Schaffen mit dem Sieg gekrönt;
Du stehst, wie jäher Schmerz Dir auch begegnet,
Im Frieden Gottes da, dem Schmerz versöhnt.
Von Deinem Leben aber wird Dein Volk stets lesen:
„Sieh! köstlich, Müh' und Arbeit ist's gewesen!"

Hierauf erhielt er folgende Antwort:

Berlin, den 27. Oktober 1880.

Geehrter Herr Hofprediger!

Herzlichen Dank für Ihre schönen, von wahrem Gefühl belebten Verse. Ja! voll Mühe und Arbeit sind meine und wohl auch Ihre Lebenswege gewesen. Ich stehe nahe am Ende der meinigen. Aber welcher ganz andere Maßstab als hier wird in einer künftigen Welt an unser irdisches Wirken gelegt werden. Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebniß kaum in die äußere Erscheinung trat, wird den Werth eines Menschenlebens entscheiden. Welche merkwürdige Umrangirung von hoch und niedrig wird bei der großen Musterung vor sich gehen. Wissen wir doch selbst nicht, was wir uns, was wir Anderen oder einem höheren Willen zuzuschreiben haben. Es wird gut sein, in ersterer Beziehung nicht zuviel in Rechnung zu stellen.

Bei dem treuen Interesse, welches Sie an der Familie meines Bruders Adolf bewahren, theile ich, sofern Sie nicht

schon davon unterrichtet sind, ergebenst mit, daß Wilhelm vor wenigen Tagen von seiner Frau durch einen zweiten Knaben, den sogenannten „Reserve-Jungen", erfreut worden ist. Bei Helmuth steht dasselbe Ereigniß in nächster Zukunft bevor. Fritz studirt die landräthliche Praxis in Stendal, er ist ein trefflicher, tüchtiger Mann geworden, und Ludwig verwaltet die Wirthschaft auf meinem Gut in Schlesien mit gutem Erfolg und zu meiner vollen Zufriedenheit. Marie ist aufgefordert, die Stelle einer Hofdame bei der künftigen Prinzeß Wilhelm von Preußen zu übernehmen und Luise bleibt zunächst allein bei ihrer Mutter auf dem Lande. — An der lieblichen Erbprinzeß von Meiningen haben Sie gewiß auch Ihre Freude. — Nun schließe ich mit herzlichen Wünschen und der Bitte, mich auch ferner in freundlichem Andenken zu behalten.

Mit aufrichtiger und hochachtungsvoller Ergebenheit
der Ihrige

Graf **Moltke.**



Aus Briefen an den Geheimen Ober-Finanzrath Scheller.

—•—

Die Bekanntschaft des Feldmarschalls mit dem Geheimen Ober-Finanzrath **Scheller** stammt aus der Zeit des Aufenthalts in Magdeburg. Scheller war dort Stadtrath und wohnte mit dem damaligen Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps in einem Hause. Die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849, in deren Beurtheilung beide Männer überein-

stimmten, brachten sie einander näher, und ihre Beziehungen gestalteten sich bald sehr freundschaftlich. Scheller wurde 1851 als vortragender Rath ins Handelsministerium berufen, später war er als Geheimer Ober-Finanzrath an der Seehandlung thätig. Bis zu seinem 1883 erfolgten Tode dauerte der Verkehr zwischen Moltke und ihm in gleich herzlicher Weise fort; er war mit dem General v. Gliscinski auch ein regelmäßiger Theilnehmer an der abendlichen Whistpartie des Feldmarschalls.

Dieser fühlte sich besonders zu Dank verpflichtet für den Rath und die Hülfe, womit Scheller ihm bei Anlegung und Verwaltung seines durch die Staatsdotationen erworbenen Vermögens zur Seite stand.

Ferrières bei Paris, den 29. September 1870.

Verehrter Herr Geheimrath!

Ich habe Sie zu verschiedenen Malen mit Bitten und Aufträgen behelligt und bin noch nicht einmal dazu gekommen, Ihnen für gütige Besorgung zu danken. . .

Nachdem die eine Hälfte der französischen Armee gefangen genommen, ist die andere jetzt in Metz und Paris eingeschlossen, dort sechs, hier eine Woche, und wir müssen abwarten, wie lange das noch dauern kann. Die Lage Frankreichs kann sich dabei nur verschlechtern, wenn nicht eine kollektive Vermittelung des Auslandes eintritt, die aber am wenigsten zu Gunsten der Republik stattfinden dürfte. Der Friede liegt in Aller Interesse, aber wo ist Frankreich? mit wem sollen wir verhandeln?

Die zum 2. k. M. ausgeschriebenen Wahlen für eine konstituirende Versammlung sind vertagt. Es wäre eine wirkliche Vertretung des Landes gewesen. Die Wahl hätte stattgefunden ohne Beeinflussung der Regierungsbeamten, ohne das Uebergewicht der Hauptstadt, denn ihre Vertreter hätten wir aus Paris nicht herausgelassen. Die besitzenden Klassen, das Landvolk hätte einmal

mitsprechen können, aber das eben will man in Paris nicht. Wir müssen nun diesen Vulkan erst in sich ausbrennen lassen. Inzwischen haben wir Toul und Straßburg genommen und werden jetzt Soissons und Belfort angreifen. Unser Herrgott ist mit uns gewesen und möge es ferner sein.

Ich hoffe, daß Ihr Sohn mit dem Ersatz zur Armee abgegangen ist, damit er noch den Schluß des Feldzuges mitmachen kann.

Meine drei Neffen sind alle Gottlob wohlauf, obwohl das 7. Regiment entsetzlich verloren hat. Ueberhaupt, wieviel Trauer neben der Siegesfreude!

Mit angelegentlichen Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin und gelegentlichen, herzlichen Grüßen an Glisczinski

ergebenst

Moltke.

Versailles, den 11. Oktober 1870.

Verehrter Herr Geheimrath!

Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar dafür, daß Sie sich meiner Geldangelegenheiten, um die ich mich selbst gar nicht bekümmern kann, so thätig und so befriedigend annehmen . . .

Ich denke mir wohl, daß die Erfolge, welche der Herr uns geschenkt hat, Ihnen Freude machen, denn Sie haben schon in den schlimmsten Zeiten, in Magdeburg, treu zu König und Vaterland gehalten. Ja! wenn meine Frau das Alles noch erlebt hätte, wie würde ihr patriotisches, tapferes Herz sich gefreut haben. Sie wird mich nicht mehr empfangen wie nach 1866 auf dem Bahnhofe; aber ich denke, die Hingeschiedenen sind doch dieser Welt nicht so fern, daß sie nicht doch noch mit uns

empfinden. In der That, es ist ein Gottesgericht über dies auch noch jetzt so hochmüthige Volk der Franzosen ergangen. Aber viel bleibt noch zu thun. In Berlin wird man auch etwas Geduld haben müssen. Das Mittel des Aushungerns wirkt langsam, wie Metz zeigt, und 100 000 Centner Belagerungsmaterial lassen sich auf einer einzigen eben erst hergestellten Bahn nicht so schnell transportiren, die zugleich noch nachrückende Truppen und Nahrungsmittel für Alle heranführen soll. Inzwischen werden wir den Ungeduldigen doch immer einiges Neue mitzutheilen haben, so eben jetzt die Besetzung von Orléans, und hoffentlich bald die Flucht der Regierung aus Tours . . .

Die Kavallerie hat fortwährend kleine Scharmützel gegen die „franc voleurs“, die doch immer Menschen kosten. Es ist Schade um jeden Einzelnen, der jetzt noch fällt, wo das Schicksal des Krieges entschieden ist.

Aus den Forts werden täglich sechzig bis achtzig Granaten schwersten Kalibers auf Entfernung von 6000 ja 8000 Schritt auf gut Glück gegen unsere Vorposten geworfen. Dadurch werden täglich sechs bis acht Menschen verwundet, was auf die Entscheidung absolut keinen Einfluß haben kann und äußerst kostspielig ist.

Die ganze Situation kann nicht richtiger gekennzeichnet werden, als wie es in dem Schreiben eines sehr verständigen französischen Offiziers an den Gaulois geschieht. Sie werden dasselbe in einer der nächsten Nummern unserer Berliner Zeitungen finden . . .

Mit nochmals meinem besten Dank für alle Ihre Güte, empfehle ich mich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin und füge noch herzlichen Gruß an unseren Freund Gliscinski hinzu

ergebenst

Moltke.

Versailles, den 18. Dezember 1870.

Verehrter Herr Geheimrath!

... Die zwölften Dragoner sind tüchtig mit gewesen, und da Ihr Sohn glücklich durchgekommen ist, so können Sie wohl Freude an ihm haben. Solche Erfahrungen bleiben fürs Leben und stählen die Tüchtigkeit des jungen Mannes für alle Zukunft. Ich habe Ursache zu glauben, daß das Regiment in Orléans einige Ruhe haben wird, deren die Truppen nach stetem Marschiren und Fechten gar sehr bedürfen. General Chanzy ist vorerst abgefunden, aber Bourbaki dürfte am rechten Loire-Ufer wohl noch einmal auftreten. Doch auch er braucht dazu Zeit, und inzwischen werden die Ratten in Paris immer seltener ...

Aus den Zeitungen und Zuschriften sehe ich, daß man in der Heimath glaubt, daß wir das feindliche Feuer bis jetzt nicht beantworten aus zarter Rücksicht auf Paris oder gar auf Verwendung hoher Persönlichkeiten. Das ist durchaus nicht der Fall; es geschieht, was zweckmäßig und ausführbar. Wir wünschen wahrlich auch nicht hier länger zu warten als nöthig.

Wie kurz oder wie lange dieser furchtbare Krieg noch dauert, und mit wem wir einmal den Frieden abzuschließen haben werden, das übersieht auch hier Niemand! Ein ganzes Volk in Waffen ist nicht zu unterschätzen. Nach Neujahr können wir wohl eine Million gegen uns haben, aber im freien Felde hoffen wir jedes feindliche Heer zu schlagen, und auf die Dauer kann auch das reichste Land die Lasten nicht tragen, welche jetzt die Schreckensherrschaft der Advokaten Frankreich auferlegt ...

Mit herzlichem Dank für alle Ihre Mühewaltung und besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin

ergebenst

Moltke.

Versailles, den 1. Februar 1871.

Verehrter Herr Geheimrath!

... Aus den Zeitungen werden Sie schon wissen, daß sämmtliche Forts von Paris in unserem Besitz sind. Heute habe ich mir Paris vom Mont Valérien angesehen. Die Stadt ist für uns nur noch das große von uns zu bewachende Gefängniß der gefangenen Armee. Diese auch noch nach Deutschland abzuführen, unterzubringen und zu ernähren, war fast unmöglich. So sind sie in Paris eingesperrt. Faidherbe ist nach Norden, Chanzy nach Westen zurückgeworfen, und ich hoffe, daß heute oder morgen die Armee Bourbakis auf Schweizer Gebiet hinüber gedrängt wird. Eine neue gefangene Armee wäre für uns eine wahre Kalamität. In drei Wochen werden wir nun auch eine von Frankreich anerkannte Regierung haben, mit der man verhandeln kann, und wie die Dinge liegen, sollte man glauben, daß sie zum Frieden geneigt sein wird. Aber freilich, die Franzosen sind unberechenbar, die Phrase geht ihnen über Alles, und ein Dutzend Redner kann die Versammlung zu den tollsten Beschlüssen hinreißen. Schließlich glaube ich aber doch, daß dieser Feldzug Europa für lange von der Republik kuriren wird. Die gegenwärtige hat ein Fünftel vom französischen Boden und ein Dutzend Festungen verloren, 100 000 Menschen hingeschlachtet, die Hauptstadt verwüstet, die Finanzen ruinirt und ihr Ziel dennoch verfehlt. Von diesem Unheil kann auch Trochu nicht losgesprochen werden, obwohl ich in ihm einen tüchtigen und redlichen Mann achte.

Ueber Ihren Georg habe ich zwar keine spezielle Nachricht, aber der Waffenstillstand wird auch ihm zu Gute kommen ...

Mit meinen angelegentlichen Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin

dankbar ergebenst

Moltke.



III.

Gelegentlichen Briefwechsel.





Religiöses.

Pastor Baumann, Sekretär der Evangelischen Allianz, übersendet (1. Mai 1878) deren Statuten nebst Nachrichten über den Evangelischen Bund.

Antwort:

Creisau, den 10. Mai 1878.

Hochgeehrter Herr Pastor!

Dem Bestreben, die verschiedenen Abtheilungen der evangelischen Kirche auf einem gemeinsamen Boden zu versammeln, kann ich nur volle Anerkennung zollen, befürchte aber, daß das durch die gütigst mitgetheilten neuen Lehrpunkte des Evangelischen Bundes scharf umgrenzte Gebiet dafür zu eng sein wird.

Die Zahl derer ist groß, welche die Wahrheit redlich suchen, aber nicht zu der Erkenntniß gelangt sind, welche die Statuten als die ausschließlich richtige bezeichnen, und die für einen evangelischen Geistlichen gewiß der korrekte Standpunkt ist. Es sind nicht Leugner und Zweifler, die, wenn sie ehrlich gegen sich selbst sein wollen, nicht behaupten können, daß jene Punkte ihre wahre Ueberzeugung bilden.

Ich selbst gehöre zu diesen, und muß daher ablehnen, in das Komitee des Deutschen Zweiges des Evangelischen Bundes einzutreten.

Indem ich meinen aufrichtigsten Dank für das in mich gesetzte Vertrauen ausspreche, verharre ich mit besonderer Hochachtung

Euer Hochwürden ergebenster

Graf Moltke.



Erziehung.

Ein Mann in bedeutender Lebensstellung hatte die Schrift seines Freundes des Dr. H. Stürenberg, jetzigen Rektors des Gymnasiums zum heiligen Kreuz in Dresden, „die Erziehung zur Wehrhaftigkeit", dem Feldmarschall übersandt, worin der Verfasser als Sachverständiger und erfahrener Feldsoldat die Bedeutung des Turnens und verwandter Leibesübungen für die Erziehung in vorurtheilsfreier Art und dem wahren Werthe nach würdigt.

Antwort:

Berlin, den 18. Mai 1878.

Euer Hochwohlgeboren verfehle ich nicht, für die mit dem gefälligen Schreiben vom 17. April cr. übersandten Exemplare der Schrift „Erziehung zur Wehrhaftigkeit" von Dr. Stürenberg in Leipzig den verbindlichsten Dank auszusprechen.

Ich habe den Aufsatz mit um so größerem Interesse gelesen, als derselbe in patriotischem Sinne geschrieben ist und den Verfasser als einen besonnenen, kriegserfahrenen Mann

zeigt, der durch die Schule Kenntnisse, wissenschaftliche Bildung und sittliche Zucht, durch den Dienst im Heere Disziplin, Gehorsam, Entsagung und die berufsmäßigen Fertigkeiten gegeben wissen will. Er weiß genau zu unterscheiden zwischen körperlicher Entwickelung durch Turnen und andere leibliche Uebungen, wie sie naturgemäß auf den Dienst im Heere vorbereiten, und dem überschätzten Exerzir- und Gewehrspielen, welches nach volksthümlicher Anschauung wohl gar eine Herabsetzung der Dienstzeit zuläßt. In dieser Hinsicht widerlegt er sehr treffend verschiedene oberflächliche Anschauungen, wie er auch an dem Vergleich spartanischer und atheniensischer Erziehung zeigt, wohin es führt, wenn die ganze Erziehung, alles Leben nur dem einen Zwecke, der Wehrhaftmachung des Volkes, untergeordnet wird.

Ich kann der beachtenswerthen Schrift nur eine ausgedehnte Verbreitung wünschen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Graf **Moltke**,
Feldmarschall.

Oberlehrer Raydt in Ratzeburg übersendet am 11. Oktober 1890 eine von ihm verfaßte Schrift über die Erziehung der deutschen Jugend.

Antwort:

Creisau, den 13. Oktober 1890.

Geehrter Herr!

Sie haben die Güte gehabt, mir Ihre neueste Broschüre zu übersenden, und ich habe sie mit demselben Interesse gelesen, wie die früheren.

In der That ist nicht, was die Knaben auf der Schule lernen, die Hauptsache, sondern wie ihr Gemüth ausgebildet wird.

Für die körperliche Entwickelung durch Turnen und Spielübung wird seit dem bezüglichen Kaiserlichen Erlaß, wie ich glaube, mehr und mehr gesorgt. Ich möchte nur, daß durch Erweckung patriotischen Sinnes den Kindern ein Schutzbrief mitgegeben würde für die Periode vom 16. bis 21. Jahre, vom Austritt aus der Schule bis zum Eintritt in die große Erziehungsanstalt, die Armee, daß sie aufgeklärt würden über den Unverstand und Frevel der sozialdemokratischen Bestrebungen, in welche sie, wie die Erfahrung lehrt, nur zu leicht während dieses gefährlichen Zeitabschnittes hineingezogen werden.

Was mir an der englischen Erziehung noch besonders gefällt, ist, daß nach Ihrer Schilderung die Lüge nicht bloß als Vergehen, sondern als Schimpf, als ungentlemanlike behandelt wird.

Für Ihre freundliche Mittheilung und den Glückwunsch zu meinem Geburtstage sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank.

Hochachtungsvoll ergebenst

Graf **Moltke**,
Feldmarschall.



Herr Ernest W. Smith, Redakteur der „Revue des Revues", fragt durch eingeschickten Fragebogen an, welche Schriftsteller Moltke am meisten bevorzuge:

Antwort:

Vos Auteurs favoris?

Quels livres ont exercé le plus d'influence sur vous?	*Quels livres relisez-vous avec le plus de plaisir?*
La Bible.	Schiller.
Homère, Iliade.	Goethe.
Littrow, Les merveilles du ciel.	Shakespeare.
Liebig, Lettres sur la Chimie agricole.	Walter Scott
Clausewitz, Sur la guerre.	Ranke Histoire.
	Treitschke -
	Carlyle -

Berlin, 11. November 1890.

Geehrter Herr!

Ihrem Wunsche gern entsprechend, übersende ich anliegend ein Verzeichniß der Bücher, von welchen ich glaube, daß sie den meisten Einfluß auf mich geübt haben.

Ich bemerke dabei, daß ich die Iliade als neunjähriger Knabe, also nur in der Uebersetzung, gelesen habe.

Ergebenst

Graf **Moltke**,
Feldmarschall.

Wohlthätigkeit.

Dr. Sillem in Hamburg schlägt den Bau von Invalidenhäusern für die Verwundeten des Krieges gegen Frankreich vor.

Antwort:

Berlin, den 31. März 1871.

Auf Ihre gefällige Zuschrift erwidere ich ergebenst, daß ich mich dem Bestreben meiner Hamburger Mitbürger*) für den Zweck der Versorgung unserer Invaliden gern anschließen werde, aber mich nicht mit dem von Ihnen dafür eingeschlagenen Wege einverstanden erklären kann.

Die Gesuche um Aufnahme in die Invalidenhäuser sind nach den letzten Kriegen äußerst spärlich gewesen. Die einigermaßen erwerbsfähigen Invaliden können in der Heimath von ihrer Zeit, ihren noch vorhandenen Kräften und den ihnen zugewandten pekuniären Unterstützungen einen für ihr Wohlsein günstigeren Gebrauch machen; die völlig erwerbsunfähigen finden ebendaselbst in den erhaltenen Geldern das Mittel, um ihre Familien für Aufnahme und Pflege zu entschädigen. Für die Wenigen, welche eine solche Aufnahme und Pflege, wie sie der völlig Erwerbsunfähige bedarf, nicht erlangen können, reichen die vorhandenen Invalidenhäuser vollkommen aus.

Ausreichende Geldmittel den Invaliden in die Hand zu geben, scheint nach allen Erfahrungen deren beste Versorgung zu sein. Die Stiftungen ergänzen die vom Staate gewährten Pensionen und Zulagen und sind dasjenige Mittel, durch welches

*) Moltke war Ehrenbürger von Hamburg seit dem 9. Februar 1871.

private oder kommunale Beiträge am nützlichsten für die Invaliden verwandt werden können. Diese Stiftungen können ihre Fonds durch Gewährung von Pensionen (Kronprinz-Stiftung monatlich 4 bis 5 Thaler) oder durch Darreichung von Kapitalien zur Gründung eines den Unterhalt sichernden Geschäftes verausgaben. Welches von diesen beiden Verfahren das vortheilhaftere ist, bleibt in jedem konkreten Fall nach der Individualität und dem Grade der Erwerbsfähigkeit des Hülfsbedürftigen zu entscheiden.

Die meisten aller Invaliden gehören der ländlichen Bevölkerung an. Anstatt durch sie die Zahl der Stadtbewohner noch zu vermehren, würde ihrem wahren Wohl durch Ankauf kleiner Stellen am besten gedient sein. Allerdings erfordert dies bedeutende Geldmittel, aber ein großer Theil davon könnte auf dem erworbenen Grundbesitz hypothekarisch eingetragen bleiben. Die Verpflichtung der Besitzer, diese Schuld durch mäßige Zinszahlung zu amortisiren, würde von guter moralischer Wirkung sein.

Ebenso würde denjenigen Invaliden, welche in ihrem bürgerlichen Verhältniß ein Gewerbe oder einen Handel betrieben haben, durch eine Kapitalzahlung zu helfen sein, die es ihnen ermöglicht, den Betrieb wieder aufzunehmen.

Diese Versorgungen sind zwar weniger in die Augen fallend als der Bau eines Invalidenhauses, aber sie geben der Gesellschaft statt müßiger Konsumenten arbeitende Hände zurück und fördern das materielle Wohl und den sittlichen Werth der Versorgten.

Graf **Moltke.**

Völkerrecht, Politik, Krieg.

Herr Alfred v. Moltke, Deutscher Generalkonsul in London, bittet (27. Mai 1874) den Feldmarschall, sich der Zahl der Patrone der Universal Alliance einfügen zu wollen, und übersendet ein Schriftstück dieses Vereins, worin eine diplomatische Konvention zu Gunsten des Looses der Kriegsgefangenen angeregt wird.

Antwort:

Creisau, den 2. Juni 1874.

Euer Hochwohlgeboren gefällige Zuschrift vom 27. vorigen Monats habe ich erhalten und bitte ergebenst, dem Herrn Baron v. Linden und M. Henry Dunant meinen verbindlichsten Dank aussprechen zu wollen für die Mittheilung des projet pouvant servir de base etc., welches ich mit großem Interesse gelesen habe.

Das Bestreben, den Kriegsgefangenen ein erträgliches Loos zu bereiten (denn anlockend darf es immer nicht sein), ist durchaus anzuerkennen und wird gewiß vielseitigen Beifall finden. Ob aber die wohlgemeinten Bestimmungen einer solchen Uebereinkunft im Drange kriegerischer Ereignisse von beiden Seiten eingehalten werden, erscheint mir zweifelhaft.

Eine derartige Konvention über Behandlung der Verwundeten bestand bereits 1870, nichtsdestoweniger wurden unsere bei den verwundeten Franzosen zurückbleibenden Aerzte vielfach als Gefangene fortgeführt.

Das „Projet“ räumt ein, daß ein Offizier, welcher sein Wort bricht, mit dem Tode bestraft werden kann. Ja! wenn er dem in die Hände fällt, dem er das Wort gebrochen. Wie

aber, wenn das nicht der Fall
macht ihn zum Divisionsgeneral

Wir haben auch ohne int
Gefangenen (und es waren ganz
Behandlung zu Theil werden la
gewilligt, sie unter die Protektio
Mächte zu stellen.

Mehrere Bestimmungen de
erheblichen Bedenken Anlaß, und
die Ehre nicht annehmen zu dürf
Alliance beigezählt zu werden.

Ich habe mich sehr gefreut
Mittheilung von Ihnen zu erha
liche Thätigkeit Ihren Wünschen
Ihrer Frau Gemahlin zu empf

Hochachtungs

Herr General der Kavallerie z.
bruar 1878) eine kleine Schrift,
doktrinären Tendenz des modernen
militärischen Realismus wissenschaftl

Antwort:

Euer Excellenz bin ich zu
die gütige Uebersendung Ihrer
dem größten Interesse gelesen h

Wer den Krieg kennt, wird Ihrer Ansicht beitreten, daß derselbe sich nicht in theoretische Fesseln schlagen läßt. Die Milderung seiner Schrecken steht nur zu erwarten von einer strengen Disziplin und von der fortschreitenden allgemeinen Gesittung, von dem Zwange, den erstere übt, und von der Humanität jedes Einzelnen, welche jener Fortschritt fördert.

Die geistreiche und gründliche Behandlung des Gegenstandes wird dazu beitragen, den Tadel zu widerlegen, der sich gegen die Kriegführung auch von 1870/71 richtet, welche doch weder die durch Plünderung reich gewordenen Marschälle früherer Feldzüge, noch die Greuel des gegenwärtigen orientalischen Kampfes aufzuweisen hat.

Eurer Excellenz ganz ergebenster

Graf **Moltke.**



Herr Karl Friedrich August Hauschild in Herbergen bei Liebstadt in Sachsen entwickelt in einem längeren Schreiben (26. Februar 1879) die Segnungen, die eine Abrüstung Deutschlands zur Folge haben würde. Er fordert den Feldmarschall auf, bei Kaiser Wilhelms Majestät in diesem Sinne zu wirken.

Antwort:

Ohne Datum (Berlin, Anfang März 1879).

Geehrter Herr!

Wer theilte nicht den innigen Wunsch, die schweren Militärlasten erleichtert zu sehen, welche vermöge seiner Weltstellung in Mitten der mächtigsten Nachbarn zu tragen Deutschland genöthigt

ist. Nicht die Fürsten und die Regierungen verschließen sich ihm, aber glücklichere Verhältnisse können erst eintreten, wenn alle Völker zu der Erkenntniß gelangen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist. Diese Ueberzeugung herbeizuführen, vermag auch die Macht unseres Kaisers nicht; sie kann nur aus einer besseren religiösen und sittlichen Erziehung der Völker hervorgehen, eine Frucht von Jahrhunderten weltgeschichtlicher Entwicklung, die wir beide nicht erleben werden.

Mit freundlichem Gruß

Graf **Moltke.**



Ueber die Idee eines ewigen Friedens.

Geheimrath Professor Dr. Bluntschli schreibt:

Heidelberg, den 19. November 1880.

Euer Excellenz

beehrt sich der ergebenst Unterzeichnete, einige Exemplare des Manuel: „Les Lois de la Guerre sur terre“ zu übersenden, welches von dem Institute für Völkerrecht mit Beachtung der Brüsseler Erklärung, der in einigen europäischen Staaten neu eingeführten Instruktionen und der wissenschaftlichen Literatur ausgearbeitet und veröffentlicht worden ist. Die Kommission hat sich redlich bemüht, die Uebungen und die Interessen der Heere mit den nothwendigen Grundsätzen des Rechtes und den Bedürfnissen der civilen Welt in Harmonie zu bringen und das Kriegsrecht

in einer auch dem schlichten Sinne des gemeinen Mannes und des einfachen Soldaten verständlichen und dennoch grundsätzlich korrekten Form auszusprechen.

Es würde dem Unterzeichneten und sicher auch dem Berichterstatter und den anderen Mitgliedern der völkerrechtlichen Akademie zu großer Beruhigung und Befriedigung gereichen, wenn das für den praktischen Gebrauch bestimmte Werk die Anerkennung Eurer Excellenz finden würde.

Eurer Excellenz verehrungsvoll ergebener

Prof. Bluntschli, Geheimrath.

Antwort:

Berlin, den 11. Dezember 1880.

Geehrter Herr Geheimrath!

Sie haben die Güte gehabt, mir das Handbuch mitzutheilen, welches das Institut für internationales Recht veröffentlicht, und wünschen meine Anerkennung desselben.

Zunächst würdige ich vollkommen das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildern, welche der Krieg mit sich führt.

Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Satz, daß die allmälig fortschreitende Gesittung sich auch in der Kriegführung abspiegeln muß, aber ich gehe weiter und glaube, daß *sie allein*, nicht ein kodifizirtes Kriegsrecht, dies Ziel zu erreichen vermag.

Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritten Staaten werden um deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine — oder beide — die lois de la guerre verletzt sind? Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung der Einzelnen, von dem Ehrgefühl und dem Rechtssinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Kriegs es überhaupt möglich machen.

Nun kann doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß wirklich die Humanität der Kriegführung der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist.

Man vergleiche nur die Verwilderung des dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der Neuzeit.

Ein wichtiger Schritt zur Erreichung des erwünschten Zieles ist in unseren Tagen die Einführung der allgemeinen Militärpflicht gewesen, welche die gebildeten Stände in die Armeen einreiht. Freilich sind auch die rohen und gewaltthätigen Elemente geblieben, aber sie bilden nicht mehr wie früher den alleinigen Bestand.

Zwei wirksame Mittel liegen außerdem in der Hand der Regierungen, um den schlimmsten Ausschreitungen vorzubeugen. Die schon im Frieden gehandhabte und eingelebte strenge Mannszucht und die administrative Vorsorge für Ernährung der Truppen im Felde.

Ohne diese Vorsorge ist auch die Disziplin nur in beschränktem Maße aufrecht zu erhalten. Der Soldat, welcher Leiden und Entbehrungen, Anstrengung und Gefahr erduldet, kann dann nicht nur en proportion avec les ressources du pays, er muß alles nehmen, was zu seiner Existenz nöthig ist. Das Uebermenschliche darf man von ihm nicht fordern.

Die größte Wohlthat im Kriege ist die schnelle Beendigung des Krieges und dazu müssen alle, nicht geradezu verwerfliche, Mittel frei stehen. Ich kann mich in keiner Weise einverstanden erklären mit der Déclaration de St. Pétersbourg, daß die „Schwächung der feindlichen Streitmacht ꝛc.“ das allein berechtigte Vorgehen im Kriege sei. Nein, alle Hülfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige.

Mit dieser Energie, und doch mit mehr Mäßigung wie je zuvor, ist der letzte Krieg gegen Frankreich geführt worden. Nach zwei Monaten war der Feldzug entschieden, und erst als eine revolutionäre Regierung ihn zum Verderben des eigenen Landes noch vier Monate länger fortsetzte, nahmen die Kämpfe einen erbitterten Charakter an.

Gern erkenne ich an, daß das Manuel in klaren und kurzen Sätzen den Nothwendigkeiten im Kriege im höheren Maße Rechnung trägt, als dies in früheren Versuchen der Fall gewesen ist. Aber selbst die Anerkennung der dort aufgestellten Regeln durch die Regierungen sichert noch nicht die Ausführung. Daß auf einen Parlementär nicht geschossen werden darf, ist ein längst allseitig zugestandener Kriegsgebrauch, und doch haben wir denselben im letzten Feldzug mehrfach übertreten gesehen.

Kein auswendig gelernter Paragraph wird den Soldaten überzeugen, daß er (§ 2 ad 43) in der nicht organisirten Bevölkerung, welche (spontanément, also aus eigenem Antrieb) die Waffen ergreift, und durch welche er bei Tag wie bei Nacht nicht einen Augenblick seines Lebens sicher ist, einen regelrechten Feind zu erblicken hat.

Einzelne Forderungen des Manuel dürften unausführbar sein, z. B. die Feststellung der Identität der Gefallenen nach einer großen Schlacht. Andere würden zu Bedenken Anlaß geben, wenn nicht die Einschaltung von „Lorsque les circonstances le permettent, s'il se peut, si possible, s'il-y-a nécessité etc.“

ihnen eine Elastizität verliehe, ohne welche der bittere Ernst der Wirklichkeit die Fesseln sprengen würde, welche sie auferlegen.

Im Kriege, wo Alles individuell aufgefaßt sein will, werden, wie ich glaube, nur die Paragraphen wirksam werden, welche sich wesentlich an die Führer wenden. Dahin gehört, was das Manuel über Verwundete, Kranke, Aerzte und Sanitätsmaterial festsetzen will. Die allgemeine Anerkennung schon dieser Grundsätze, sowie die über Behandlung der Gefangenen würde ein wesentlicher Fortschritt zu dem Ziel sein, welches das Institut für Völkerrecht mit so rühmlicher Beharrlichkeit erstrebt.

Hochachtungsvoll ergebenst

Graf **Moltke**.

Die Erörterung wird fortgesetzt durch nachfolgenden Brief des Herrn Goubareff:

Villa Goubareff zu Beaulieu, Alpes Maritimes.
Frankreich, den 4. Februar 1881.

Herr Graf!

Ich habe die Ehre gehabt, in einer Zeitung den Brief zu lesen, welchen Sie an Herrn Bluntschli, Professor der Rechte zu Berlin, gerichtet haben bezüglich des Handbuches der Kriegsgesetze, welches in der letzten Sitzung zu Oxford von dem Institut des Internationalen Rechtes angenommen ist. Indem ich vollständig den tiefen Respekt vor den Meinungen Ihres erhabenen Geistes bewahre, erlauben Sie mir in meiner Eigenschaft als Mitglied der Société des Amis de la Paix und der Association for the reform and codification of the Law of nations Ihnen meine persönliche Anschauung über die Frage des Krieges, die Vortheile des Friedens und die Mittel, ihn zu erlangen, zu unterbreiten.

Ja, ohne Zweifel ist es ein großer Trost, alle Dinge hienieden von der besten Seite anzusehen und in allen Lagen des Lebens als Richtschnur zu nehmen, daß jedes Unglück Gutes mit sich führt; aber kann diese Täuschung von langer Dauer sein, und ist man nicht schließlich genöthigt, sich vor jener großen Macht zu ergeben, welche die Wahrheit heißt? Jedoch giebt es Leute, welche behaupten, daß der Krieg, diese Ungeheuerlichkeit, dies in Versen besungene Verbrechen, welches unserm Jahrhundert, unserer Gesittung Hohn spricht und Zerrüttung in den Finanzen verursacht, neues Leben und neue Blüthen in den Angelegenheiten hervorbringt, so daß die Millionen von Männern, ihrem Vaterlande und ihren Familien entrissen, die Erde von einer Ueberfüllung mit Menschen befreien, und daß die Besiegten und unterdrückten Völker, indem sie Freiheit und Unabhängigkeit verlieren, Vortheile davon tragen, welche sie für den Verlust entschädigen. Selbst das Elend, sagt man, hat sein Gutes, weil es die Mildthätigkeit erzeugt.

Aber welcher Unterschied ist vorhanden zwischen ähnlichen Ausführungen und z. B. denen eines Kranken, welcher über seine Unfähigkeit, handeln zu können, sich freut, weil er wenigstens die Gewißheit hat, nichts thun zu können, was er einmal bereuen könnte; oder eines Arztes (wie es deren leider nur zu viele giebt), der sich über eine Epidemie freut, weil sie ihm Klienten verspricht. Muß man denn seines Gleichen ausplündern, um Gelegenheit zu finden, ihnen zu helfen? Steine vor den Karren wälzen, um die Anstrengungen des Arbeiters zu vergrößern? Die Einen zu Grunde richten, um die Andern zu bereichern? Des Nachbars Haus anzünden, um den Ruhm, es auszulöschen, zu gewinnen? Sich zum Sklaven machen, um sich den Genuß des Augenblicks zu schaffen, wo man aufhört, es zu sein?

Welches ist das Ergebniß aller dieser Irrthümer, welche die Zeit in eine Gewohnheit verwandelt hat? Es ist, daß das persönliche Wohlergehen über das allgemeine Wohlergehen herrscht, man bedenkt nicht, daß das persönliche Wohlsein unmittelbar abhängig ist vom allgemeinen Wohlsein, daß das menschliche Wesen ein ausschließlich geselliges Wesen ist und daß die moralische Macht, mit der es begabt ist, eine Macht ist, welche eine Berechtigung für ihre Existenz nur besitzt, wenn sie wechselseitig ist, daß, wenn diese Macht sich der Selbstsucht ergiebt, sie Individuen, Familien, Völker und die ganze Menschheit in eine Menge sich gegenseitig abstoßender Mittelpunkte theilt, die sich nur durch den Kampf um ihre Existenz erhalten können. Daher die Kriege,

welche die Gesundesten dahinraffen, welche die physische und folglich auch die von ihr abhängige moralische Entwickelung des Menschengeschlechts verhindern im Gegensatz zu den Absichten der Natur, welche die Schwachen den Starken opfern, welche die das Leben verbitternden Sorgen vermehren; welche herbeiführen, daß die freie Konkurrenz und der Freihandel, diese natürlichen Motoren des Fortschrittes und der allgemeinen Wohlfahrt, verdrängt werden durch verbrecherische Utopien, welche die Laster vermehren und mehr und mehr die Einen gegen die Anderen aufreizen.

Ich habe die Ehre, Ihnen das Memorandum zu übersenden, in dem ich meinen Gedanken über die Fragen, welche die Gegenwart beschäftigen, Ausdruck gegeben habe, und meine Flugschrift: La force morale. Ich habe ein großes Vertrauen zu Ihrem moralischen Talent und hoffe, daß Sie mir die Ehre erweisen werden, mir einige Worte über meine Gedanken zu senden, wenn Sie überhaupt Vertrauen zu meiner unbegrenzten Diskretion haben.

Gestatten Sie mir, Herr Graf, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung.

Goubareff.

Antwort:

Berlin, den 10. Februar 1881.

Geehrter Herr!

Sie haben die Güte gehabt, mir ein Memorandum zu übersenden, in welchem Sie Ihre Gedanken entwickeln über die ernsten Fragen, welche die Gegenwart bewegen, und erzeigen mir die Ehre, meine Ansicht darüber zu fordern.

Ich muß mich beschränken, auf Ihre Anschauung über den Krieg von meinem Standpunkt aus zu antworten.

Sie erklären den Krieg bedingungslos für ein Verbrechen; wenn auch ein in Versen besungenes, ich halte ihn für ein letztes aber vollkommen gerechtfertigtes Mittel, das Bestehen, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Staates zu behaupten.

Hoffentlich wird dies letzte Mittel bei fortschreitender Kultur immer seltener in Anwendung kommen, aber ganz darauf verzichten kann kein Staat. Ist doch das Leben des Menschen, ja der ganzen Natur ein Kampf des Werdenden gegen das Bestehende, und nicht anders gestaltet sich das Leben der Völkereinheiten. Wer möchte in Abrede stellen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein Unglück für das eigene Volk ist, denn kein Landerwerb, keine Milliarden können Menschenleben ersetzen und die Trauer der Familien aufwiegen.

Aber wer vermag in dieser Welt sich dem Unglück, wer der Nothwendigkeit zu entziehen? Sind nicht Beide nach Gottes Fügung Bedingungen unseres irdischen Daseins? Nicht den Wallenstein, sondern Max läßt unser großer Dichter sprechen:

> Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen,
> Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.

Und daß der Krieg auch seine schöne Seite hat, daß er Tugenden zur Ausführung bringt, die sonst schlummern oder erlöschen würden, kann wohl kaum in Abrede gestellt werden.

Gewiß ist es viel leichter, das Glück des Friedens zu preisen als anzugeben, wie er gewahrt werden soll. Um die so vielfach sich kreuzenden Interessen der Nationen auszugleichen, ihre Streitigkeiten zu schlichten, somit die Kriege zu verhindern, wollen Sie an Stelle der Diplomatie eine dauernde Versammlung von Auserwählten der Völker. Mehr Vertrauen als zu diesem Areopag habe ich zu der Einsicht und der Macht der Regierungen selbst. Die Zeit der Kabinetskriege gehört der Vergangenheit an, und es giebt heute schwerlich einen Staatslenker, welcher die schwerwiegende Verantwortung auf sich nimmt, ohne Noth das Schwert zu ziehen. Möchten nur überall die Regierungen stark genug

sein, um zum Krieg drängende Leidenschaften der Völker zu beherrschen.*)

Ihr Memorandum betont die besonders kriegerische Neigung der germanischen Rasse; ich bitte Sie, die Geschichte unseres Jahrhunderts durchzumustern und zu urtheilen, ob von Deutschland die Kriege ausgegangen sind.

Deutschland hat sein Ziel, die Wiedervereinigung, erreicht; es hat nicht die mindeste Veranlassung, auf kriegerische Abenteuer auszuziehen, aber es kann zur Abwehr gezwungen werden und muß darauf vorbereitet sein. Mit Ihnen wünsche ich aufrichtig, daß diese Nothwendigkeit nicht eintreten möge.

Was den Schluß Ihres geehrten Schreibens betrifft, so habe ich durchaus nichts dawider, wenn Sie dasselbe mit meiner Antwort der Oeffentlichkeit übergeben wollen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Graf Moltke.

Schreiben des Professors Dr. Jansen.

Berlin, den 6. März 1881.

Excellenz

Hochgebietender Herr General-Feldmarschall!

Von allen Denen, die mit Theilnahme und freudiger Bewunderung die Aussprüche und Erörterungen Eurer Excellenz über

*) Denselben Gedanken bringt der Feldmarschall in der Einleitung zu seiner Geschichte des Krieges 1870/71 zum Ausdruck. Vergl. Bd. III, Seite 1 und 2.

die Idee des ewigen Friedens oder vielmehr über die ideale Bedeutung des Krieges vernehmen, ist es nur sehr Wenigen gestattet, ihre Gefühle Ihnen auszusprechen. Ich würde der Letzte sein, der sich unbescheiden diesen Vorzug anmaßte. Aber in demselben Augenblicke, wo der zweite Brief Eurer Excellenz veröffentlicht wird, führen mich meine Studien auf Aussprüche Kants, welche den Gedanken und Empfindungen Eurer Excellenz in überraschender Weise entsprechen. Ueberzeugt, daß Ihnen dieselben willkommen sein werden, wage ich es, dieselben hier mitzutheilen; und falls sie, was vielleicht nur zu wahrscheinlich ist, Eurer Excellenz schon bekannt sind, so bitte ich, meinen Eifer gütigst zu entschuldigen, da er einzig und allein aus der Befriedigung entstand, in Betreff der vornehmsten Frage der politischen Moral den Feldherrn und den Philosophen in voller Uebereinstimmung zu sehen.

1790. Kant, Kritik der ästhetischen Urtheilskraft IV, 120:

Was ist das, was selbst den Wilden ein Gegenstand der größten Bewunderung ist? Ein Mensch, der nicht erschrickt, der sich nicht fürchtet, also der Gefahr nicht weicht, zugleich aber mit völliger Ueberlegung rüstig zu Werke geht.

Auch im allergesittetsten Zustande bleibt diese vorzügliche Hochachtung für den Krieger; nur daß man noch dazu verlangt, daß er zugleich alle Tugenden des Friedens, Sanftmuth, Mitleid und selbst geziemende Sorgfalt für seine eigene Person beweise, eben darum, weil daran die Unbezwinglichkeit seines Gemüthes durch Gefahr erkannt wird. Daher mag man noch soviel in der Vergleichung des Staatsmannes mit dem Feldherrn über die Vorzüglichkeit der Achtung, die einer vor dem anderen verdient, streiten; das ästhetische Urtheil entscheidet für den letzteren. Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heilighaltung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Weise führt, desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich muthig darunter hat behaupten können; dahingegen ein langer Friede den bloßen Handlungsgeist, mit ihm aber den

niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volkes zu erniedrigen pflegt.

1793. Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft X, 36.

Anmerkung ... „Daß der Mensch etwas haben und sich zum Zwecke machen könne, was er noch höher schätzt, als sein Leben — die Ehre, womit er allem Eigennutze entsagt —, beweist doch eine gewisse Erhabenheit in seiner Anlage.

1795. Zum ewigen Frieden VII, 262.

Der Krieg selbst bedarf keines besonderen Beweggrundes, sondern scheint auf die menschliche Natur gepfropft zu sein und sogar als etwas Edles, wozu der Mensch durch den Ehrtrieb, ohne eigennützige Triebfedern, beseelt wird, zu gelten: so daß Kriegsmuth nicht bloß, wenn Krieg ist — wie billig — sondern auch daß Krieg sei, von unmittelbar großem Werth zu sein geurtheilt wird, und er oft bloß, um jenen zu zeigen, angefangen, mithin in dem Kriege an sich selbst eine innere Würde gesetzt wird, sogar daß ihm auch wohl Philosophen als einer gewissen Veredelung der Menschheit eine Lobrede halten.

1786. VII, 380 .... nur nach einer — Gott weiß wann — vollendeten Kultur würde immerwährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich sein.

1790. IV, 330. Der Krieg ist ... ungeachtet der schrecklichsten Drangsale, womit er das menschliche Geschlecht belegt, und der vielleicht noch größeren, womit die beständige Bereitschaft dazu im Frieden drückt, dennoch eine Triebfeder mehr, alle Talente, die zur Kultur dienen, bis zum höchsten Grade zu entwickeln.

Der Feldherr, der, die Aufgaben der Gegenwart lösend, für die Zukunft sorgt, hat eine größere Wärme und lebendigere Sprache für den Idealismus, der sich in der Wirklichkeit offenbart, als der Philosoph, der sich doch immer am liebsten für einen Bürger der erst noch zu erwartenden vollendeteren Zeiten hält. Und so erhebt sich auch Kant in den angeführten Stellen

durchaus nicht zu der Beredsamkeit, der er fähig ist. Denn Zeit und Raum als bloße Anschauungsformen betrachtend, hängt er mit ganzer Seele an den letzten Zielen und bekümmert sich nicht um die Jahrtausende, die uns davon trennen. „Der ewige Friede" ist ihm zwar auf jeden Fall „eine unausführbare Idee", aber er glaubt doch an eine „kontinuirliche Annäherung zu demselben" (IX, 204) und er findet das Mittel dafür in „einem rechtlichen Zustand der Föderation nach einem gemeinschaftlich verabredeten Völkerrecht" (VII, 225). „Man sieht: — sagt er selbst — die Philosophie könne auch ihren Chiliasmus haben" (VII, 330). Die Spekulation mag ihm ruhig und getrost in diese Fernen folgen. Allein je mehr die Möglichkeiten, die er in dieselben als Wirklichkeiten verlegt, doch auch nur subjektive Ansichten sind und Visionen sein können, desto mehr wird es gestattet sein, wenngleich in einem anderen Sinne, als er die Worte gebraucht, der Kritik der reinen Vernunft eine Kritik der praktischen Vernunft entgegenzusetzen. „Auf der Stufe der Kultur — muß er selbst eingestehen — worauf das menschliche Geschlecht noch steht, ist der Krieg ein unentbehrliches Mittel, diese noch weiter zu bringen" (VII, 380).

Folglich werden alle die Sätze, worin er den Krieg als das Mittel der geistigen und sittlichen Bildung preist, für Jeden ihre Gültigkeit bewahren, dem nicht tausend Jahre wie ein Tag sind.

Ich habe nicht einmal das geringe Verdienst, die angeführten Sätze aus Kants Werken selbst zusammengezogen zu haben; sie stehen in dem Buche: Dr. Konrad Friedrich, Kant und Rousseau. 1878, Seite 138 u. s. w. Aber ich las sie mit allen Gefühlen der Dankbarkeit und Verehrung für Eure Excellenz, in denen ich mich mit allen Angehörigen unserer Nation eins weiß.

Ich verharre als Eurer Excellenz

stets gehorsamster Diener

Professor Dr. Jansen,
vordem Lehrer an der Königlichen Kriegs-Akademie.

Antwort:

Berlin, den 8. März 1881.

Sehr geehrter Herr Professor!

In Erwiederung Ihres freundlichen Schreibens vom 6. dieses Monats spreche ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank aus für die gütige Mittheilung einiger Aussprüche Kants über die ideale Bedeutung des Krieges. Da ich dieselben nicht kannte, war es mir von großem Interesse, sie zu lesen und auch von dieser Seite eine Bestätigung meiner Ansicht zu erhalten.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

Graf **Moltke**,
General-Feldmarschall.

Webermeister Ehrenfried Hessel entwickelt in einem längeren Schreiben vom 15. April 1881 seine Ansichten über die Frage von der Nothwendigkeit des Krieges und von der Möglichkeit eines ewigen Friedens im Sinne der ihm bekannt gewordenen Korrespondenz des Feldmarschalls mit Bluntschli u. s. w., und im Gegensatz zu den Angriffen Berliner Zeitungen.

Antwort:

Berlin, den 17. April 1881.

Geehrter Herr!

Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Mittheilung, in der sich so viel gesunder Sinn und klares Urtheil ausspricht.

Die Angriffe der Presse machen wenig Eindruck auf mich, sie beruhen auf dem — vielleicht absichtlichen — Mißverständniß, als ob ich den Krieg wünsche, weil ich ihn für ein nicht zu vermeidendes Uebel halte.

Mit besonderer Hochachtung

ergebenst

Graf **Moltke.**



Dr. Ludwig Hahn übersendet ein Exemplar (November 1883) seines soeben erschienenen Werkes: „Das Heer und das Vaterland".

Antwort:

Creisau, den 14. November 1883.

Hochgeehrter Herr Geheimrath!

Ich sage Ihnen den verbindlichsten und aufrichtigsten Dank für Uebersendung Ihrer interessanten und patriotischen Schrift. Das Erscheinen derselben kann nur von bester Wirkung sein in einer Zeit, wo von allen Seiten und selbst im Reichstag an den Institutionen unserer Armee gerüttelt wird, ohne welche ein Reichstag überhaupt nicht vorhanden wäre.

Wie viele Jahre hat man von deutscher Einheit geredet, gedichtet, gesungen, Volksversammlungen und Schützenfeste gefeiert und Resolutionen gefaßt; so lange man das „Logos" nur mit „das Wort" übersetzte, wurde nichts. Erst als man sich auf die Kraft besann, als unser Kaiser mit Roon das Heer schuf und

als dann **Bismarck** „die That" unvermeidlich gemacht hatte, trat die Schöpfung hervor. Jetzt aber herrscht wieder das Wort.

Die Art, wie Sie meiner erwähnen, hat mich erfreut aber auch beschämt; ich weiß, wieviel ich Anderen verdanke und den Zeitumständen.

Mit dem Wunsche, daß Ihre Gesundheit Ihnen auch ferner die literarische Thätigkeit gestatten möge, und mit vorzüglichster Hochachtung

ergebenst

Graf **Moltke**,
Feldmarschall.



Moritz **Mohl***) übersendet (Stuttgart, den 14. Januar 1878) zwei von ihm verfaßte Schriften. Die eine richtet sich gegen den Versuch, eine sozialdemokratische Wühlerei gegen die indirekten und überhaupt gegen alle rechtlichen Steuern ins Land zu werfen, die andere empfiehlt die Einführung eines Reichs-Tabakmonopols. Der Schluß des Schreibens lautet:

„Ich bin immer unaussprechlich glücklich, wenn ich es wagen darf, Euer Excellenz eine Arbeit unterthänigst vorlegen zu dürfen, weil es mir gestattet, dem größten Manne aller Zeiten den bewegtesten Ausdruck der grenzenlosen Ehrfurcht und Huldigung zu Füßen zu legen."

Antwort:

Berlin, den 18. Januar 1878.

Hochgeehrtester Herr!

Mit dem größten Interesse habe ich Ihre beiden mit der gründlichsten Sachkenntniß geschriebenen Abhandlungen gelesen,

---

*) Bekannter Nationalökonom.

welche Sie die Güte gehabt haben, mir unter dem 14. d. Mts. zu übersenden.

Ihre Widerlegung des Herrn Carl Mayer ist schlagend. Wenn derselbe fordert, der Wähler müsse wissen, wieviel er zahlt, so läßt die direkte Steuer an Klarheit darüber nichts zu wünschen übrig. Bei der Einkommensteuer weiß es jeder auf Mark und Pfennig genau aber auch, wie sehr sie ihn drückt. Daß man die indirekte Steuer gar nicht verspürt, scheint mir eben die beste Empfehlung, und dabei ist sie eine freiwillige, der sich Jedermann entziehen kann, wenn er will, sobald sie nur das rechte Objekt trifft.

Als einer der zweckmäßigsten Zölle ist mir immer der auf das Petroleum erschienen, aber dieser wurde durch die bloße Phrase „Besteuerung des Lichts" todtgeschlagen. Ich bekenne mich sogar als ein ketzerischer Anhänger der Salzsteuer, obwohl sie ein wirkliches Lebensbedürfniß trifft. Es scheint mir gerechtfertigt, daß auch der Aermste dem Staate etwas und zwar sehr Geringes steuert, der ihn schirmt und schützt. Weder die Abminderung, noch die Abschaffung der Salzsteuer kommt dem kleinen Mann zu Gute, der sein Salz nach Bedarf lothweise kauft. Der Staat verliert eine große Einnahme an den Detailhändler.

Offenbar trifft aber die Tabaksteuer einen Luxusgegenstand und ist nach Ihrer lichtvollen Darlegung eine mächtige Einnahmequelle, wenn der Staat sie als Monopol beherrscht. Daß der Wohlhabende seine Cigarren etwas theuerer bezahlt, ist keine schwere Last. Auch ist zu bedenken, wie viel imaginäre Werthe dabei schon jetzt unterlaufen. Die hochfeine Cigarre ist oft keine andere, als die ordinäre mit einer anderen Etikette. Viele Leute können mit verbundenen Augen Rothwein von Weißwein vielleicht auch eine Havanna von einer Vierradner nicht unterscheiden.

Ich hoffe, daß die unerbittliche Logik Ihrer Zahlen nicht ohne Wirkung bleiben wird, und bitte die vorstehende Auslassung eines Laien auf dem von Ihnen beherrschten Gebiet zu verzeihen.

Auf den Ausdruck Ihres mich so sehr überschätzenden Wohlwollens kann ich nur mit einem Citat aus dem Faust antworten:

„Eure Höflichkeit erfreut mich sehr!
Ich bin ein Mann wie andre mehr" —

und außerdem mit ganz besonderer Hochschätzung

Ihr ergebenster Diener

Graf **Moltke.**



Moritz Mohl überschickt (Stuttgart, den 10. Februar 1887) einen gegen „das sinnlose Treiben der Mehrheit des aufgelösten Reichstags" gerichteten von ihm geschriebenen Zeitungsartikel. Er fährt dann fort: „Ganz Deutschland weiß, daß, wenn Frankreich wieder zu Boden geschlagen sein will, Hochdieselben die deutschen Fahnen wieder zum glänzendsten Siege führen werden."

Antwort:

Berlin, 11. Februar 1887.

Hochverehrter Herr Geheimrath!

Ich danke verbindlichst für Zusendung Ihres Artikels. Wenn etwas die guten Leute und schlechten Politiker zur Vernunft bringen kann, so ist es ein solches Wort in Ihrem Namen.

Ihr tausendfach überschätzter, aber Sie aufrichtig verehrender

Graf **Moltke,**
Feldmarschall.



Herr Sidney Whitman übersendet seine Schrift „Das kaiserliche Deutschland."*)

Antwort:

Berlin, den 21. Januar 1889.

Geehrter Herr!

Mit großem Interesse habe ich Ihre Studie über Deutschland gelesen.

Gewiß bedarf jedes Staatswesen einer seiner Besonderheit entsprechenden Form.

Die in der geschützten Lage Englands aus dem Volkscharakter langsam herangewachsene Verfassung läßt sich auf das Festland nicht übertragen.

Frankreich hat — es sind nun 100 Jahre — das Königthum in verschiedener Gestalt, das Imperium und die Republik durchprobirt, ohne zum Abschluß zu gelangen.

Zum Reich eben erst geeinigt, ist Deutschland ein Emporkömmling, ein Eindringling in die europäische Staatenfamilie. Mitten zwischen mächtigen Nachbarn glauben wir ein starkes Königthum zu brauchen, und es hat mich gefreut, daß Sie dem von Alters her begründeten paternal government der Hohenzollern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich danke Ihnen verbindlichst für die freundliche Zusendung Ihrer geistreichen Schrift.

Ergebenst

Graf **Moltke**,
Feldmarschall.

---

*) Deutsch: Berlin 1889; übersetzt von Alexander.

Dr. D. in London übersendet eine Abhandlung über Socialdemokratie.

Antwort:

Berlin, den 10. Dezember 1890.

Geehrter Herr!

Sie haben mein Urtheil gewünscht über das mit dem verbindlichsten Dank anliegend zurückerfolgende Schriftstück aus Ihrer Feder.

Ich trete Ihrer Ansicht bei, daß ein wirklicher Fortschritt der Gesellschaft sich nur langsam und gradweise vollziehen kann. Natura non facit saltum, die Gesittung ebenso wenig. Vor Allem kommt es darauf an, die unteren Volksklassen aufzuklären über ihr eigenes Interesse. Das ist die Arbeit von Schule und Kirche durch ein Jahrhundert. Wir stehen aber — vielleicht unmittelbar — vor dem Ausbruch einer gewaltigen Bewegung und müssen der Gefahr schon jetzt ins Auge sehn.

Sie wünschen nun, daß die Socialdemokraten durch ein weniger revolutionaires Verhalten es „der großen Zahl von besitzlosen Gebildeten" gestatten mögen, in Kameradschaft mit ihnen zu treten, es werde sich dann eine unblutige und segenbringende Umwälzung von selbst vollziehn.

Glauben Sie, daß der einsichtige, wohlwollende Gebildete in der Lage sein wird, die auf Umsturz und Plünderung gerichtete Bewegung der unzufriedenen Massen auf ein vernünftiges Ziel zu lenken? Ich fürchte, daß er als erstes Opfer derselben fallen wird. — Grade gegen den Mittelstand, gegen die bourgeoisie wendet sich der Haß der Proletarier zunächst. Blicken Sie zurück auf die Commune von 1870. Sie hat die Denkmäler des französischen Ruhms zertrümmert, die Priester ermordet, die

Boutique geplündert, aber das Haus Rothschild ist unbelästigt geblieben.

Die Revolution hat jederzeit die zuerst verschlungen, welche sie zu leiten versuchten. Stets sind die gemäßigten Parteien von den extremen mit fortgerissen worden. Keiner der Männer, die in der französischen Revolution eine Hauptrolle gespielt haben, der nicht unter dem Fallbeil geendet hätte. Auch die Führer der deutschen Demokraten fangen schon an zu erkennen, daß sie die Massen zwar in Bewegung setzen nicht aber leiten und zügeln können.

Nach meiner Ueberzeugung kann die dringend nöthige Socialreform nur durchgeführt werden von oben her, durch ein starkes Königthum, welches den Willen und die Macht dazu besitzt, und das haben wir in Deutschland.

Schon sind — wie billig auf Kosten der Besitzenden — die Steuern für die Unvermögenden herabgesetzt, ja aufgehoben. Die Kranken- und Unfallversicherung steht in voller und segensreicher Wirksamkeit. In wenig Tagen tritt das große Gesetz über Invaliden- und Altersversorgung in Kraft. Das weitere Fortschreiten dieser staatlichen Fürsorge kann nur gehemmt oder doch verzögert werden durch den Unverstand derer, für welche sie wirkt, und hier tritt die eiserne Nothwendigkeit der Machtentfaltung ein.

Das Gesetz gegen die Socialdemokratie war das humanere Verfahren, es wirkte präventiv. Nach seiner Aufhebung bleibt nur die rücksichtslose Repression.

So scheint mir, geehrter Herr, daß besitzlose Gebildete sich lieber den conservativen Elementen anschließen sollten, welche die Regierung in ihrer heilsamen Bestrebung unterstützen, als Kameradschaft zu suchen mit denen, welche derselben und damit ihrem eigenen Wohl entgegen arbeiten.

Mit aufrichtiger Theilnahme ersehe ich aus dem Schluß Ihres Schreibens, daß Sie sich in bedrängtester Lage befinden.

Leider muß ich mir versagen, bei den vielfachen Verbindlichkeiten, die ich auf mich genommen habe, eine wirkliche und dauernde Hülfe zu leisten.

Hochachtungsvoll ergebenst

Graf **Moltke.**

Im März 1891 schrieb ein bekannter französischer Chauvinist an den Feldmarschall, „er beabsichtige, eine Preß-Polemik in Scene zu setzen, ob eine Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland möglich sei, und unter welchen Bedingungen. Er wende sich daher an parlamentarische Autoritäten (der Brief war an le comte de Moltke, député du Reichstag adressirt), um deren Antworten in seiner Zeitung wiederzugeben, und verpflichte sich, die Antworten durchaus unentstellt zu veröffentlichen.“

Der Feldmarschall erhielt diesen Brief im Herrenhause und schrieb, entsprechend seiner Gewohnheit, seine Antwort sofort zu Papier zu bringen, auf die Rückseite der Tagesordnung:

Ich halte die Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich für möglich, weil vernünftig.

Bedingung ist aufrichtige Anerkennung des Frankfurter Friedensvertrages.

Die Antwort ist aber nicht abgegangen, da der Feldmarschall von kundiger Seite über den Fragesteller unterrichtet wurde.



Glückwünsche, Höflichkeiten, Anerkennungen und Aehnliches.

An den Grafen v. Egloffstein auf Arklitten in Ostpreußen:*)

Berlin, den 25. August 1866.

Euer Hochgeboren

danke ich aufrichtig, daß Sie Sich so freundlich eines jüngeren Kameraden im Generalstabe erinnert haben. Mit großem Interesse habe ich Ihre „Scheideworte" gelesen und hoffe, daß vor dem wirklichen Scheiden Ihr patriotisches Herz erfreut worden ist durch die Tüchtigkeit der Enkel jener Helden, mit welchen Sie die Befreiungskriege durchgekämpft haben.

Wohl kennzeichnet es die unhaltbaren Verhältnisse in Deutschland, daß der echt preußisch gesinnte wackere Königer im Kampfe gegen Preußen von preußischen Kugeln fallen mußte. Ich habe in brieflichem Verkehr mit Königer gestanden, war durch seine vortrefflichen Aufsätze auf ihn aufmerksam geworden und durfte hoffen, bei Erweiterung meines Etats ihn für die kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabes zu gewinnen.

Wenn Euer Hochgeboren auch meines Antheils an den letzten, so überaus erfolgreichen, kriegerischen Begebenheiten freundlichst erwähnen, so darf ich sagen, wie oft mir die Worte eingefallen sind, „daß der Herr stark ist in den Schwachen".

---

*) Das Schreiben des Grafen v. Egloffstein, das die Veranlassung zu dem oben abgedruckten Briefe gab, liegt nicht vor.

Genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit der sich Ihrem ferneren Wohlwollen empfiehlt

Euer Hochgeboren ganz ergebenster

Moltke,
General und Chef des Generalstabes.

Graf Egloffstein schreibt am 16. Januar 1881:

Es ist dem unterzeichneten 85jährigen Veteranen Herzensbedürfniß, Euer Excellenz seiner Segenswünsche sichtbaren Ausdruck, wenn auch mit verlöschenden Augen, darzubringen, ehe Gott ihn abruft.

Ich habe meinem Neffen, welcher die Ehre und das Glück hat, unter Euer Excellenz Befehl und Leitung zu stehen, den anliegenden Brief mitgetheilt, welchen Sie mir einst schrieben, nachdem Gott so Großes durch Sie vollbracht und Sie ihm die Ehre gaben. Das ist das schönste Blatt in Euer Excellenz Lorbeerkranze.

Gedenken Sie gütigst eines Veteranen und müden Pilgers, der sich zum großen Appell bereitet.

Antwort:

Berlin, den 25. Januar 1881.

Hochgeehrter Herr Graf!

Gestatten Sie, daß ich meinen herzlichen Dank ausspreche für Ihre so freundlichen Zeilen vom 16. d. M., welche ich durch Ihren Herrn Neffen erhalten habe. Wir haben es beide zu hohem Alter gebracht nach Gottes gnädiger Fügung, und ich folge Ihnen in dem Abstand von nur vier Jahren. Beide müssen wir gewärtigen, bald abgerufen zu werden, und möge der Herr uns ein gnädiger Richter sein.

Mit meinen besten Wünschen und aufrichtiger Verehrung verharre ich

Euer Hochgeboren ganz ergebenster

Graf **Moltke**,
Feldmarschall.



Der General der Kavallerie Freiherr v. Manteuffel spricht seine Glückwünsche zum neuen Jahre aus. (Nancy, den 30. Dezember 1871.)

Antwort:

Berlin, den 3. Januar 1872.

Euer Excellenz danke ich herzlich für die freundliche Zuschrift vom 30. v. M. und erwiedere aufrichtig die besten Wünsche für das neue Jahr. Möge es, trotz hämischer Neider und Feinde, die Welt mehr und mehr aufklären über das Große, was Sie für König und Vaterland geleistet haben. Den Unbefangenen und Unterrichteten ist das ohnehin schon klar, aber die blinde Menge bedarf dafür statt der Zeitungspresse der Geschichte.

Gott erhalte Sie in Gesundheit und ungeschwächter Kraft auf Ihrem wichtigen Posten.

Mit aufrichtiger Verehrung

Graf **Moltke**.



Der nordamerikanische Historiker und Staatsmann George Bancroft, 1867 bis 1874 Gesandter in Berlin, schreibt am 18. Februar 1885:

Wir sind in demselben Monat des gleichen Jahres geboren. Ich bin 23 Tage älter als Sie. Ich befinde mich in ausgezeichneter Gesundheit und hoffe, gleich Gutes von Ihnen zu hören. Die Erinnerung an unsere Freundschaft während meines Auf-

enthaltes in Berlin ist mir auf meine alten Tage eine Freude. Ich bleibe bei meiner alten Ansicht, daß die Einigung Deutschlands das größte Ereigniß unseres Jahrhunderts ist. Ich bin erfreut, hinzufügen zu können, daß meine Frau bei guter Gesundheit ist. Sie vereinigt ihre Segenswünsche mit den meinigen.

Antwort:

Berlin, den 3. März 1885.

Aus Euer Excellenz freundlichem Schreiben vom 18. v. M. ersehe ich, daß Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen auch jenseit des Oceans bewahren.

Von Ihren Landsleuten habe ich von Zeit zu Zeit Nachricht über Sie einziehen können und erfahre, daß Sie in voller Rüstigkeit sogar die Spazierritte noch fortsetzen, auf welchen hier Sie oftmals zu begleiten ich die Ehre hatte.

Der endlichen Einigung Deutschlands, als dessen Freund Sie sich immer bewährten, legen Sie gewiß mit vollem Recht eine hohe Bedeutung bei; ich glaube, daß ein mächtiger und doch friedfertiger Staat im Herzen Europas die sicherste Bürgschaft für dauernde Ruhe in diesem Welttheil ist.

Ich wünsche, daß Sie noch viele Jahre die 23 Tage Vorsprung im Alter vor mir bewahren mögen,*) und indem ich bitte, Ihrer Frau Gemahlin meine verehrungsvolle Empfehlung zu machen, verharre ich in aufrichtigster Hochschätzung

ganz ergebenst

der Ihrige

Graf **Moltke.**

---

*) Bancroft starb am 17. Januar 1890 zu Washington.

Als Beispiel von der dem Feldmarschall bei Gelegenheit zu Gebote stehenden lapidaren Beredsamkeit geben wir hier den nachfolgenden Trinkspruch, den er bei einem Abschiedsmahle der Offiziere des Großen Generalstabes zu Ehren eines scheidenden Kameraden im Jahre 1883 ausbrachte:

„Indem unser Gast von heute aus unserem Kreise scheidet, um eine hohe Kommandostelle in der Armee anzutreten, gedenken wir der langen Jahre, die er uns angehörte. Viele von Ihnen, meine Herren, verehren in ihm einen Lehrer und Führer, wir Alle in ihm einen wohlwollenden Vorgesetzten und liebenswürdigen Kameraden. Mir war er ein treuer Gefährte in zwei Feldzügen, eine sichere Stütze im Frieden. Wir vereinigen unsere Wünsche für seine Zukunft, indem wir in den Ruf einstimmen: „Er lebe hoch!"

Huldigungen verschiedener Art.

Die Direktion der Berlin-Anhalter Eisenbahn-Gesellschaft bittet um die Erlaubniß, eine neue Lokomotive „Moltke" nennen zu dürfen.

Antwort:

(Ohne Ort) den 13. April 1872.

Der geehrten Direktion danke ich für die mir zugedachte Aufmerksamkeit und wünsche, daß die Lokomotive meines Namens einen ebenso weiten Weg zurücklegen möge, wie ich ihn in meinem Leben unter Gottes gnädiger Hülfe zurückgelegt habe.

Graf **Moltke.**



Ernennung zum Mitglied der Kaiserlich Russischen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg.

Von dem Präsidenten der Kaiserlichen Akademie
der Wissenschaften zu St. Petersburg
den 5./17. Dezember 1871.

An Seine Erlaucht den Grafen Helmuth v. Moltke,
Feldmarschall und Ritter hoher Orden.

Erlauchtester Herr Graf!

Der entscheidende Antheil, den Eure Erlaucht an den welthistorischen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit genommen haben, um den Triumph der wahren Civilisation zu sichern, hat Ihren Namen in den Annalen der Geschichte verewigt. Gestatten Eure Erlaucht, daß auch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften Ihren glorreichen Namen in ihre Listen eintrage und damit den späteren Geschlechtern ein Zeugniß der bewundernden Anerkennung Ihrer Großthaten hinterlasse. Mit der Bitte, das beiliegende Diplom eines Ehrenmitgliedes der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften geneigt entgegen nehmen zu wollen, verbleibe ich

Eurer Erlaucht
Gehorsamster Diener
Graf Fr. Lütke,
Präsident.



Dem Präsidenten der Kaiserlich Russischen Akademie der Wissenschaften, Ritter höchster Orden
Herrn Admiral Grafen Lütke Erlaucht.

Berlin, den 24. Dezember 1871.

Euer Erlaucht habe ich bei meinem Abschiedsbesuch in Petersburg leider nicht angetroffen; gestatten Sie mir daher, meinen aufrichtigen Dank für die Auszeichnung schriftlich auszusprechen, welche mir durch Aufnahme in die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Theil geworden ist. Ich schätze es mir zur besonderen Ehre, meinen Namen denen von Männern angereiht zu sehen, deren wissenschaftlicher Ruf in der ganzen

gelehrten Welt verbreitet ist. Neben den unermeßlichen Fortschritten, welche seit anderthalb Dezennien wahre Humanität in den weiten Grenzen des Russischen Reichs gemacht hat, zeugen die reich ausgestatteten Institute für Wissenschaft und Kunst von der Pflege, welche der höchsten geistigen Entwickelung angedeiht.

Eurer Erlaucht, als dem würdigen Vertreter der Fortschritte auf diesem Gebiet, spreche ich die ausgezeichnete Verehrung aus, mit welcher ich verharre

Euer Erlaucht gehorsamster Diener

Graf **Moltke**,
Feldmarschall.

Literarische Huldigungen.

Hoffmann von Fallersleben übersendet folgendes Gedicht:

Zum 26. Oktober 1873.

Wem gilt am heutigen Tage
Des Dankes Sang und Wort?
Ein Held ist heute geboren,
Gott hat ihn auserkoren
Zu Deutschlands Segenshort.

Das bist du, edeler Moltke!
Dank dir viel tausendmal!
Du kriegserfahrener Denker,
Du sicherer Schlachtenlenker,
Du glücklicher General.

Du hast das Volk, das nur dachte,
Zum Thatenvolk gemacht;
Den Sieg stets vorbereitet,
Zu Ruhm und Ehr' uns geleitet
Durch manche glückliche Schlacht.

So sei denn heut' und immer
Herzinnig deiner gedacht.
Und noch in fernen Tagen
Soll Deutschland singen und sagen,
Was du für uns vollbracht.

Schloß Corvey. Hoffmann von Fallersleben.

Antwort:

Creisau, den 26. Oktober 1873.

Dem gefeierten Sänger in Schloß Corvey meinen herzlichen Dank in Prosa für Verse, die ihm keiner nachmacht.

Graf **Moltke.**

Professor Dr. Felix Dahn hatte dem Feldmarschall zu seinem neunzigsten Geburtstage sein Festspiel „Moltke" (I. Vorspiel: In Walhall 1870. II. Hauptspiel: In Moltkes Lager 1870. III. Schlußspiel: 1890.) und andere seiner Dichtungen zu Ehren des Feldmarschalls gewidmet.

An Professor Felix Dahn in Breslau.

Creisau, den 17. Oktober 1890.

Sehr geehrter Herr Professor!

Es ist außerordentlich ehrenvoll für mich, daß mein bevorstehender Geburtstag einem Mann von Ihrer hervorragenden schriftstellerischen Bedeutung Veranlassung geworden ist, mich in Ihrem Festspiel und Ihren schönen Versen so unverdientermaßen zu feiern. Das Wohlwollen, welches Sie mir durch diese Dichtungen bezeugen, ist mir besonders werthvoll von dem Schriftsteller, der mir schon früher durch seine Werke, besonders den Kampf um Rom, viele schöne Stunden geschenkt hat.

Nehmen Sie, geehrter Herr Professor, meinen verbindlichsten Dank für Ihre Sendung und die liebenswürdigen, dieselbe begleitenden Worte.

Hochachtungsvoll ergebenst

Graf **Moltke**,
Feldmarschall.

Eine junge Dame der Elsässer Aristokratie hatte eine Anzahl Gedichte verfaßt, die „das Leben und die Thaten des Feldmarschalls" verherrlichten. Durch einen Freund läßt sie anfragen, ob der Feldmarschall die Gedichte sehen und die Widmung annehmen will.

Antwort:

Creisau, den 20. Juni 1877.

Ich erkenne es überaus freundlich an, wenn eine junge Dame Gedichte verfaßt, welche mich zum Gegenstande nehmen. Aber eben dann dürfte noch eine besondere Dedikation überflüssig sein, und ich möchte eine solche dankend ablehnen.

Eine poetische Seite wird meinem Leben kaum abzugewinnen sein, und ich will nicht verhehlen, daß es mir bei weitem am liebsten wäre, wenn ein Urtheil über mich der späteren Zukunft vorbehalten bliebe.

Graf **Moltke**.



Eine Verlagsbuchhandlung, die eine Lebensbeschreibung des Feldmarschalls vorbereitet, bittet um Material für den Verfasser.

Antwort:

Creisau, den 20. Juli 1877.

Ich erkenne die Absicht dankbarlichst an, gestatte mir aber zu bemerken: Biographien von Lebenden können kaum etwas anderes sein als Lobpreisungen, und die legt jeder gelangweilt bei Seite. Nur erst über den Hingeschiedenen ist ein freieres Urtheil zu erwarten.

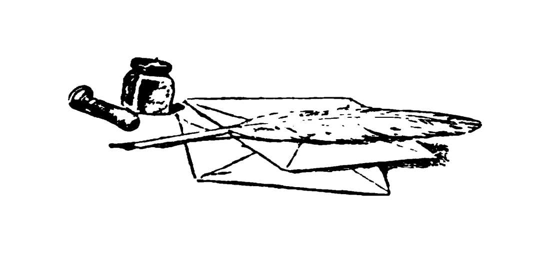
Es hat sich so gefügt, daß ich erst in vorgeschrittenem Alter in Verhältnisse getreten bin, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen können. Niemand wird Antheil nehmen an einer langen Reihe früherer Jahre. Was aus dieser Zeit irgend bemerkenswerth, ist durch bereits veröffentlichte Briefe bekannt.

Das Innere eines Menschen ist selbst für seine Angehörigen ein schwer zu lösendes Räthsel, wieviel mehr für den Fernstehenden. Herr . . .*) würde selbst nicht einmal auf der unsichern Grundlage persönlicher Bekanntschaft ein Charakterbild von mir aufzustellen in der Lage sein.

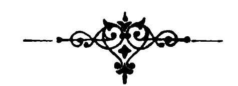
Ich möchte es der Nachwelt überlassen sehen, ein Urtheil über mich zu fällen, und da die Arbeit glücklicherweise noch nicht angefangen ist, so kann ich nur recht aufrichtig rathen, davon abzusehen.

Graf **Moltke.**

*) Der Verfasser.

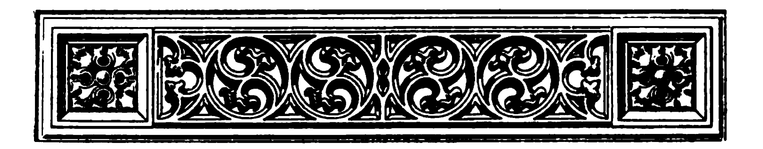


Erinnerungen an den Feldmarschall.



I.

Aus dem Kreise der Verwandten.



Erinnerungen des Fräuleins Marie Ballhorn, einer Nichte des Feldmarschalls.

Das, was die Welt von dem Feldmarschall gesehen, was das eigene Volk von ihm erfahren und durch ihn errungen hat, gehört nur der letzten Zeit seines langen Lebens an. Man ist gewohnt, den Helden nur als Greis zu denken, denn ihm war das seltene Loos zu Theil geworden, erst mit 70 Jahren im vollen Glanze der Bethätigung und Anerkennung seines Genies zu stehen. Alle sahen nur den fertigen Mann, sahen nur die Folgen schwerer Arbeit und stillen Denkens. Den Werdenden kannten Wenige, denn alle seine Zeitgenossen waren vor ihm dahingegangen. Mir war das Glück beschieden, dem berühmten Mann schon in meiner frühesten Jugend als nahem Verwandten und Freunde meines Vaters nahezustehen.

Meine ältesten Erinnerungen reichen bis auf das Jahr 1839 zurück, in dem der Feldmarschall, damals Hauptmann v. Moltke, aus der Türkei zurückkehrte. Seine Briefe von dorther gingen fast alle über Berlin durch meines Vaters Hände an die übrigen Verwandten und machten uns Kindern einen tiefen Eindruck, schon allein ihres Aeußeren wegen. Sie waren stets ganz durchstochen und durchräuchert der damals in der Türkei herrschenden Pest wegen. Man glaubte so die Ansteckung zu verhüten.

Der Vater des Feldmarschalls, der dänische General v. Moltke, war der Bruder meiner Großmutter väterlicherseits. Er war eines jener Originale, wie man sie jetzt fast gar nicht mehr findet.

Seine bis ins hohe Alter stattliche Erscheinung, sein edles Gesicht mit vollem weißen Haar und einem martialischen Schnurrbart, im Verein mit einem munteren, jovialen Wesen, gewannen ihm überall Interesse und Ehrerbietung. Er hatte wie sein Sohn große Vorliebe fürs Reisen, was damals noch mit vielen Schwierigkeiten verknüpft war. Auch wurde seine Lebhaftigkeit oft zur Unruhe, weshalb eine Aeußerung von ihm bei uns zum bon mot wurde. Er sagte nämlich stets, wenn man mit ihm spazieren ging und etwas ausruhte: „Aber Kinder, wollen wir hier ewig sitzen?“

Seine Reisen machte er im offnen sogenannten Holsteiner Wagen, von einem Schimmel gezogen, von ihm selbst gefahren und von einem Diener begleitet. Einst fuhr er in dieser Weise mit drei jungen Mädchen von Kiel nach Salzbrunn. Ein anderes Mal fuhr er mit diesem geliebten Gefährt sogar bis Paris und nach dem südlichen Frankreich. Es klingt uns jetzt fast unglaublich, daß dies lediglich aus Vergnügen geschah und der alte Herr dabei bei bester Laune blieb und seine vielfachen Erlebnisse in der lustigsten Weise erzählte. Auf diesen Reisen besuchte er auch oft das Haus meines Großvaters, seines Schwagers, und neckte sich mit uns Kindern herum. Der alte Onkel Fritz ist uns, ein Gegenstand des Staunens und der Verehrung, tief in der Erinnerung geblieben. So hatte er sogar den Plan, seinen Sohn Helmuth, als dieser in der Türkei war, in Konstantinopel zu besuchen. Da er aber auch dorthin nur mit seinem alten Schimmel fahren wollte, so hätten ihm wohl dort ernste Gefahren gedroht. Er kam jedoch wirklich bis Wien und Preßburg.

Nach Abschluß der türkischen Reise machte der damalige

Hauptmann v. Moltke zuerst in Berlin bei meinen Eltern Halt. Es waren gerade die Weihnachtstage, als er bei uns ankam, und ich erinnere mich deutlich des großen, hübschen Mannes, der, mit dem türkischen Fez das Haupt bedeckt, in leichter Civilkleidung, mit den Schätzen des Orients beladen (so schien es uns Kindern) in unser Weihnachtszimmer trat. Meiner Mutter hatte er unter Anderem ein Fläschchen mit Rosenwasser mitgebracht, das noch heut in der Familie bewahrt wird. Unter mancherlei seidenen Shawls, von Türkinnen gestrickten Strümpfen, kleinen Handarbeiten, Schmucksachen und Rosenkränzen befanden sich auch zwei Holzlöffel, von Soldaten im Lager von Nisib geschnitzt; auch diese sind noch in unserem Besitz. Freilich haben sie jetzt nur noch den Werth, den ihnen die Hand, die sie gab, verlieh. Damals aber waren sie noch ziemlich einzig in ihrer Art. Auch das kleine arabische Pferd, das der Onkel in der Schlacht von Nisib geritten, hatte er mitgebracht. Es hatte Aufnahme in unserem Stall gefunden, und mein Bruder und ich machten darauf unsere ersten Reitversuche, freilich nur wenn uns der Onkel selbst oder dessen Reitknecht darauf festhielt. Ersterer ritt damals fast täglich, von meinem Vater begleitet, auf dem Nisib spazieren. Der Weg führte die Herren meistens zum Halleschen Thore hinaus, von wo aus man damals sogleich auf die Felder kam. Unser altes Familienhaus stand an der Ecke der Friedrich- und Zimmerstraße, und von dort aus bis zum Thor wurde die erstere nur noch durch die Kochstraße durchschnitten. So konnten wir Kinder die lange damals ganz öde Straße fast bis zum Thor hinunter den Reitern nachschauen. Mir hat sich dies Bild tief eingeprägt.

Schon damals hatte der Onkel seine schweigsame Art, die ihm später den Namen des „großen Schweigers“ eintrug. Es war dies Schweigen ein Gemisch von Nachdenklichkeit und einer Art Blödigkeit, wie er selbst manchmal sagte. Er fühlte in sich nicht die Fähigkeit, sich leicht über augenblickliche Eindrücke

auszusprechen oder gar, wie man sagt, „Redensarten zu machen". Daher kam es, daß man ihm sein Schweigen oft als Stolz auslegte. Er war eben im Schreiben stets ein Anderer, als im Reden. Er selbst sagte einmal zu seiner Frau nach einer Gesellschaft: „Heut war es natürlich wieder sehr langweilig bei Moltkes". So wenig gern er sich im geselligen Verkehr äußerte, so gern verkehrte er mit Kindern. Mit uns neckte er sich viel, erzählte uns Geschichten von Türken und Türkinnen, wobei er, wie ich vermuthe, Manches für seine kleinen Zuhörer erfand, um sie zu erfreuen. Er konnte dann still vergnügt in sich hineinlachen; sahen all die staunenden Kinderaugen auf ihn, so war er befriedigt. Ueberhaupt liebte er Witz und Scherz und besaß selbst einen trocknen Humor, bei dessen Aeußerungen sein an sich hübsches Gesicht von einem feinen, ironischen Lächeln umspielt wurde, das es sehr verschönte.

Eines Abends erinnere ich mich besonders, an dem er am Theetisch eine türkische Schildwache in sitzender Stellung zeichnete; da er uns erzählte, daß die Türkinnen stets verschleiert wären, so fragte ich ihn bedauernd: Eine Dame kannst Du wohl nicht zeichnen? Da erschien das oben erwähnte Lächeln auf seinem Gesicht; er nahm den Stift und zeichnete ein weibliches Gesicht mit scharf gebogenen Augenbrauen und von großer Schönheit, wie mir schien.

„Aber, Onkel, woher weißt Du, wie sie aussah?" fragte ich.

„Nun, ich sah hinter den Schleier", sagte er ganz ernst.

Warum die Erwachsenen alle lachten, begriff ich damals gar nicht. Da ich ein sehr großes Gefallen an seinen Zeichnungen fand, so machte er mir öfter das Vergnügen, mir Kleinigkeiten zu zeichnen. Leider hat sie alle der Zahn der Zeit vertilgt, wer konnte damals ahnen, welchen Werth die Sachen später haben würden.

Seine Liebe für kindliches, unbefangenes Seelenleben mochte bei dem Feldmarschall auch wohl bei seiner Verlobung mit-

gewirkt haben, denn seine Braut war fast ein Kind, als er sich mit ihr verlobte. Wenige Tage nach ihrem sechzehnten Geburtstage war sie die Braut des schon vierzigjährigen Mannes.

Deutlich erinnere ich mich noch des Eindrucks, den diese Verlobung auf die Familie machte. Man glaubte nicht, daß Helmuth richtig gewählt habe, erstens des großen Altersunterschiedes wegen und dann, weil Marie Allen als ein äußerst wildes, ausgelassenes Kind bekannt war — wie sollte sie zur ehrbaren Gattin des ernsten, gelehrten Offiziers passen? Da er so schweigsam war und sein Inneres so sorgfältig verbarg, traute ihm wohl Niemand eine so tiefe, innige Liebe zu. Aber auch hier bewies er durch die That die Richtigkeit seiner Absichten. Seine 27 Jahre lang mit seiner Frau geführte glückliche Ehe hat genügend gezeigt, wie richtig er gewählt hatte. Niemals hat er nach dem Tode seiner Frau an eine zweite Ehe gedacht, wie man ihm so viele Jahre zumuthete, und von der zu reden die Zeitungen nicht müde wurden. Als er einmal in jener Zeit mit meiner Schwester durchs Brandenburger Thor fuhr, sagte er lächelnd zu ihr: „Morgen habe ich im Gerede der Welt nun wieder eine neue Braut."

Auch des Tages erinnere ich mich deutlich, an dem wir die Jugendgespielin als Frau Majorin in Berlin begrüßen konnten. Wie erstaunt waren wir, in ihr zwar eine stattliche, ziemlich große, schöne junge Frau zu sehen, aber doch auch bald das lustige Kind wiederzufinden, das sich munter mit uns herumjagte. Am allerwunderbarsten aber war es mir, daß der ernste Herr Gemahl uns mit seinem stillen Lachen zusah und sehr zufrieden zu sein schien, während er den Eltern gegenüber sich wenig von seinem inneren Glücke merken ließ.

Mehrere Jahre verlebten wir von da an in Berlin mit dem jungen Ehepaare in lebhaftem Verkehr, und die innige Freundschaft der Jugend, die meinen Vater mit dem Feldmarschall verband, erlitt durch alle Wechselfälle des späteren

Lebens keinen Abbruch. Ja, der Graf v. Moltke war der letzte unter allen Freunden und Verwandten, der am Sterbebette seines Vetters Eduard saß und seine letzten mit Bewußtsein gesprochenen Worte vernahm. Er brachte dem Sterbenden noch eine Flasche alten Weins und hoffte dem Leidenden damit zu helfen. Seine so ganz veränderte Stellung (es war im Jahre 1877) und die große Kluft zwischen den beiden Vettern in äußerlicher Beziehung hatten keinen Unterschied in ihrer Freundschaft gemacht.

Von den späteren Jahren des Feldmarschalls weiß die Welt mehr als ich, darum seien diese Jugenderinnerungen hiermit geschlossen. Sie haben vielleicht Interesse, da fast Niemand mehr lebt, der jene längst vergangene Zeit aus eigener Anschauung kennt.



Major Henry v. Burt,

der Neffe und langjährige Adjutant des Feldmarschalls, berichtet nachstehende kleine Charakterzüge und Begebnisse.

1. Als der Feldmarschall im Jahre 1882 auf einer Reise zum Besuche des Königs von Schweden einen Tag in Kopenhagen verweilte, zeigte er mir das Haus, wo er mit seinem Bruder Fritz als Pensionär und Kadet bei einem General Lorenz gewohnt hatte. Ihr Zimmer war ein kleines Gelaß über einem Thorwege. Dort haben die beiden Knaben gefroren und gehungert, denn der sehr geizige General kümmerte sich nicht um ihr Wohl und Wehe,

sondern überließ sie ganz einer alten, zanksüchtigen Haushälterin, die ihnen weder gehörige Nahrung noch im Winter Wärme zukommen ließ. Sie besaß eine alte Ziege, die einst in die Wohnräume des Generals gelangte und hier einen Spiegel zertrümmerte. Aus Zorn darüber befahl der General, das Thier zu schlachten, und Fleisch und Fett dienten den Knaben zur Speise.

Wir gingen dann auf den Paradeplatz. Hier hatte der kleine Helmuth als Kadet einmal den Kopf beim Stillstehen im Gliede etwas vorgestreckt, da kam ein Offizier auf ihn zu und versetzte ihm mit dem Ellenbogen einen Stoß ins Gesicht, so daß das Blut sogleich aus der Nase floß. Der Knabe fing an zu weinen, und der Offizier fuhr ihn mit den Worten an: „Hvorfor holder du Snuden for?“ (Warum hältst du die Schnauze vor?) Auf meine Frage, warum er seinen Eltern nicht geklagt habe, erwiederte der Feldmarschall: „Die Post ging nur sehr selten, so daß wir Jahre lang nicht nach Hause kamen, und dann dachten wir, es müßte so sein.“ Endlich erkrankte der Knabe am Typhus und kam ins Lazareth, das ihm wie ein Paradies erschien.

2. Der Feldmarschall war ein großer Gegner von Erzählungen über Vorbedeutungen und über das Eintreffen von Träumen. Mehrmals theilte er mir mit, er habe im Anfange der sechziger Jahre eines Nachts geträumt, er steige eine Leiter hinan und jedesmal sei er hinunter gefallen, wenn er die sechsundsechzigste Stufe erreicht hatte. Diesen Traum verschwieg er bis nach dem Jahre 1866; erst dann sprach er davon und bemerkte, daß wenn er in dem genannten Jahre gestorben und der Traum bekannt gewesen wäre, Jeder ihn für eine Vorahnung gehalten haben würde.

3. Zwischen Meudon und Sèvres liegt ein kleiner Ort, Namens Bellevue. Bei meinen Ritten von Versailles in die Umgegend hatte ich dort eine kleine Villa entdeckt, die von ihren Bewohnern verlassen war und aus ihrer Giebelstube eine sehr schöne Aussicht auf die Belagerungsbatterien und nach Paris hin

bot. Ich führte den Feldmarschall nach der Villa; dort traf uns der Maler Graf Harrach bei der Beobachtung der Beschießung und malte später das bekannte Bild: „Graf Moltke vor Paris“ so, wie er uns gesehen hatte. Auf diesem Gemälde sieht man auch einen Granatsplitter, mit dem es folgende Bewandtniß hat. Wir waren eines Tages mit dem Major v. Brandenstein vom Generalstabe nach jener Villa gefahren, hatten der Beschießung eine Zeit lang zugeschaut und waren dann auf die Allee hinausgetreten, die von Meudon nach Sèvres führt und von einem Geschütze des Mont Valérien bestrichen wurde. Plötzlich hörten wir ein Brummen über uns, und nach wenigen Augenblicken explodirte etwa 15 Schritt von uns eines jener Riesengeschosse des Forts und überschüttete uns mit Erde und Staub. Einige Granatsplitter waren liegen geblieben, und Moltke fühlte einen an, ob er noch warm wäre. Diesen Splitter nahm ich mit, und er wird noch jetzt in Creisau aufbewahrt.

Einstmals fuhren wir nach St. Cloud und ließen uns vom Portier das Schloß zeigen. Es war noch ganz in der Verfassung, wie Napoleon es verlassen hatte. Auf seinem Schreibtische lagen Hefte des Schneiderschen Soldaten-Freundes mit Abbildungen preußischer Soldaten. Prachtvoll war im Boudoir der Kaiserin ein großer Spiegel, der zurückwich, wenn man auf einen Knopf drückte, und dann eine entzückende Aussicht auf Paris frei machte. Alles war unversehrt, nur eine Granate hatte den über Napoleons Bett angebrachten Adler heruntergeschleudert. Bald nach diesem Besuch wurde das Schloß von den Franzosen in Brand geschossen.

4. In den siebziger Jahren war der Feldmarschall im Gefolge des Kaisers bei zahlreichen Truppenbesichtigungen und Manövern in Süddeutschland zugegen gewesen und fühlte sich so angegriffen, daß er den Kaiser noch vor Beendigung der Uebungen bat, nach Berlin zurückreisen zu dürfen. Nachdem seine Bitte genehmigt war, sagte er mir am Nachmittage: „Wir wollen

jetzt irgendwo hingehen, wo man sich einmal recht ausruhen kann. Nimm Billets für uns und den Diener nach X." Unser Gepäck hatten wir nach Hause geschickt, der Diener trug nur einen kleinen Handkoffer. Als wir auf dem Bahnhofe ankamen, erschien der Stationsvorsteher und meldete: „Excellenz, ich habe in den Zug einen Salonwagen für Sie einschieben lassen." Wir stiegen ein und fuhren mit dem angenehmen Gefühl ab, endlich zur Ruhe zu kommen. Kaum aber hielt der Zug in X., als der Bürgermeister im Frack, weißer Halsbinde und weißen Handschuhen ins Coupé stieg mit den Worten: „Excellenz, es ist Alles zum Empfange bereit, Quartier bestellt, ein Wagen wartet am Bahnhof und ebenso ein Fourgon für das Gepäck." Nicht ganz heiterer Laune bestieg der Feldmarschall mit dem Bürgermeister und mir den Wagen, der Diener mit dem kleinen Handkoffer den Fourgon. Die Stadt hatte Flaggenschmuck angelegt; noch waren einzelne Bewohner bemüht, Kränze an den Häusern zu befestigen; die ganze Schuljugend lief hinter dem Wagen her, und ganz X. war auf den Beinen. Unterwegs erklärte der Bürgermeister dem Feldmarschall, heute sei das Veteranen- und Winzerfest, und man würde es ihm sehr übelnehmen, wenn er Seine Excellenz nicht zu bewegen wüßte, dem Feste seinen hohen Besuch zu schenken. In etwas bedenklicher Stimmung sagte Moltke zu, und bald darauf hielt der Wagen vor dem Gasthause. Ehrfurchtsvoll begrüßte der Wirth seine Gäste und geleitete sie in eine Flucht von Zimmern, die für sie eingerichtet waren. Der Bürgermeister drängte mit dem Feste, und der Feldmarschall antwortete etwas gereizt: „Nun, erlauben Sie wenigstens, daß ich mich etwas wasche." Bald aber saßen wir wieder im offenen Wagen, dem die begeisterte Jugend folgte. Es fing an zu tröpfeln, aber in einer halben Stunde hatten wir den mit Menschen angefüllten Weinberg erreicht. Wir stiegen aus, und der Polizeidiener schaffte so viel Platz, daß wir einzeln durch die Menge uns fortbewegen konnten, oftmals über einen kleinen Teckel stolpernd,

der wohl seinen Herrn verloren hatte und ihn auf dem für uns gebildeten Wege zu finden hoffte. Endlich setzten wir uns, oben angelangt, zu einer ehrsamen Bürgerfamilie, die sich auf der hölzernen Bank zusammendrückte und uns ein Glas Most kredenzte. Mittlerweile hatte es stark zu regnen angefangen, und eine alte Frau bot dem Feldmarschall einen Regenschirm an, den er aber, weil er in Uniform war, ablehnte. Dafür wurde ihm mit einem donnernden Hurrah gelohnt. Nun wurden wir zu einem Feuerwerk geführt, das aber des Regens wegen nicht recht brennen wollte und in der Dämmerung überhaupt seines Eindruckes verfehlte. Dann ging es weiter, und schließlich gelangten wir wieder in den Wagen und in unseren Gasthof. Ich bestellte das Abendessen, und als wir dies eingenommen hatten, legte sich Moltke behaglich im Lehnstuhl zurück und sagte: „Nun wollen wir noch eine Patience legen und dann zu Bett gehen." Kaum hatte ich aber die Karten ausgebreitet, als es klopfte; auf unser „Herein" trat der Bürgermeister in dem erwähnten Anzuge ins Zimmer. „Die Stadt", sagte er, „wünscht Eurer Excellenz durch ihre Liedertafel ein Ständchen und durch die Feuerwehr einen Fackelzug zu bringen. Es ist an diesem Zimmer ein Balkon, und es wäre sehr gütig, wenn Sie sich darauf der versammelten Menge zeigen möchten." Bedenkliche Wolken sammelten sich auf der Stirn des alten Herrn, die wohl dem Kenner nicht aber dem harmlosen Beamten bemerkbar wurden. Ich eilte hinunter und bestellte rasch die Lieblingslieder des Feldmarschalls, und nachdem diese Festlichkeit ihr Ende erreicht hatte, gelang es uns, in unseren Betten die ersehnte Ruhe zu finden.

Am andern Morgen aber beim Tagesgrauen klopfte es wieder an meine Thür, und wieder erschien der Bürgermeister im Frack u. s. w., um zu melden: Die städtische Kapelle hätte sich unten versammelt, um dem Feldmarschall ein Morgenständchen zu bringen. Ich machte dringende Vorstellungen: Der alte Herr bedürfe der Ruhe, man könne ihn doch nicht so früh aus

dem Schlafe wecken, — nichts half, ich mußte handeln. Zaghaft betrat ich das Schlafzimmer und etwas ängstlich weckte ich ihn. Als er erfuhr, um was es sich handle, brach ein heftiges Gewitter aus. „Ich komme hierher, um mich auszuruhen, und keinen Augenblick läßt man mich zur Ruhe kommen — —.“ Ich beschwichtigte, so gut ich konnte, stellte vor, daß doch Alles nur aus gutem Willen geschehe, und daß es einen schlechten Eindruck machen würde, wenn er unfreundlich wäre. „Ja“, erwiederte er, „dann wollen wir aber mit dem nächsten Zuge, und zwar direkt nach Berlin, abfahren.“ Das geschah.

Der alte Herr war damals sehr übler Laune, aber als ich ihn an die kleine Geschichte später einmal erinnerte, lachte er, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen, und fügte hinzu: „Ja, und bis an mein Zimmer heran bildeten sie Spalier, und ich konnte es des Morgens nach dem Kaffee nicht verlassen, ohne mit einem schallenden Hurrah begrüßt zu werden.“

5. Als der Feldmarschall einmal in Ragaz zur Kur war, ging er allein durch den Wald nach dem Dorfe Pfäfers. Es war sehr heiß geworden, und er verspürte starken Durst. Er ging in eine Dorfschenke, um sich mit einem Trunk zu erfrischen. Der Wirth gesellte sich zu ihm und sagte:

„Wohl Kurgast in Ragaz?“

„Ja.“

„Der Moltke soll ja da sein?“

„Ja.“

„Wie schaut er denn aus?“

„Nun, wie soll er denn aussehen? Wie Einer von uns Beiden.“

6. Einmal kam er, wie er hoffte unerkannt, von Ragaz nach Lindau und ließ sich ein Zimmer im Erdgeschoß im „Bayerischen Hof“ geben. Er war müde und ging früh zu Bett, vergaß aber, die Fenstervorhänge zuzuziehen. Eben im Einschlafen begriffen, hörte er nahende Musik, die sich vor

seinen Fenstern aufstellte, beleuchtet von Fackeln der städtischen Feuerwehr. Es war klar, daß er doch erkannt und man Willens war, ihm ein Ständchen zu bringen. Die Schwierigkeit für ihn war nun, sich anzuziehen, ohne gesehen zu werden. Licht durfte er nicht anzünden. Aber, erzählte er selbst, der Fackelschein drang in sein Zimmer, und die neugierige Jugend stand an den Fenstern mit an den Scheiben plattgedrückten Nasen. Er fühlte sich veranlaßt, trotzdem aufzustehen, und bei jedem Kleidungsstücke, das er anlegte, erschollen unendliche Hurrahs.



II.

Aus dem Kreise der Jugendfreunde.





Erinnerungen des Generallieutenants v. Hegermann-Lindencrone,

in einem Briefe an den Major Helmuth v. Moltke, den Neffen und langjährigen Adjutanten des Feldmarschalls, enthalten.

—•●•—

Kopenhagen, 1. Oktober 1891.

Im Verfolg meines Briefes an Sie vom 7. September 1891 beginne ich hiermit das niederzuschreiben, was mir aus meinem Zusammenleben mit dem Feldmarschall Grafen Helmuth Moltke erinnerlich geblieben ist, hauptsächlich aus dem früheren Jugendleben, zugleich aber auch über mein Zusammentreffen mit ihm in späteren Jahren, da dies vielleicht dazu beitragen kann, eine Anschauung von der unveränderten Richtung zu geben, in der sich sein edler Charakter in stetem Festhalten dessen, was er für das Rechte ansah, entwickelte. Ich machte die erste Bekanntschaft mit dem jungen Helmuth v. Moltke und seinem Bruder Fritz in dem Hause meiner Eltern, das beide regelmäßig aufzusuchen pflegten, wenn sie Ferien hatten, und in das sie durch meinen ältesten Bruder Fritz eingeführt wurden, der gleichzeitig mit ihnen die Kadetten-Akademie besuchte. Als auch ich im Jahre 1816 in die Akademie aufgenommen wurde, trat ich in noch nähere Beziehungen zu den zwei so lieben Brüdern. Ihrem Aussehen

nach waren beide ziemlich verschieden. Fritz Moltke hatte einen mehr ernsten Ausdruck und stark ausgeprägte Züge, doch konnte er bei Gelegenheit auch munter und sehr freundlich sein.

Helmuth Moltke war blonder, größer, mit einer schlanken, elastischen Figur, feineren Zügen und einer vornehmen Haltung. Seine ansprechenden, Zutrauen erweckenden, schönen blauen Augen erhielten sich als Ausdruck seiner ganzen liebenswürdigen Persönlichkeit bis in seine späten Jahre. Meine Eltern sowie meine ganze Familie gewannen diese Brüder mehr und mehr lieb, und zwischen ihnen und meinem Bruder Fritz erwuchs eine innerliche Freundschaft, die bis zum Tode andauerte.*)

Ich, der ich sechs Jahre jünger war als Helmuth, sah gleichzeitig mit einer natürlichen Achtung und mit stetig wachsender Hingabe zu dem mir imponirenden älteren Kameraden auf, der meine Gefühle mit einer brüderlichen Liebe vergalt, die mich ebenso fest an ihn band, wie mich sein ganzes ritterliches Wesen anzog.

Die Orte, wo wir mit verschiedenen anderen Kadetten zusammenzukommen pflegten, waren abwechselnd der Landsitz Rolighed in der Nähe des Strandes ungefähr eine Viertelmeile von Kopenhagen, und das Kastell, in dem mein Vater das dort kasernirte Jägerkorps als Chef kommandirte. Es ist selbstverständlich, daß unsere Spiele und Beschäftigungen zum größten Theil das Gepräge der Lebensstellung trugen, für die wir bestimmt waren.

Außer den gewöhnlichen Spielen, wie alle Arten Ballspiele, Kraftproben u. s. w., ahmten wir mit viel Eifer die bekannten römischen Spiele nach, wie das Diskuswerfen. Wir brauchten hierzu den runden Boden einer Tonne, der, da er scharfe Kanten hatte, nicht selten fühlbare Schrammen hervorbrachte, wenn er im Lauf auf den Knittel stieß, mit dem der Gegner versuchte,

---

*) Vergl. Band I, Seite 316.

den Tonnenboden aus seiner Richtung zu bringen. Da wir Zugang zu einigen Booten hatten, die im Hafen neben einer Kalkfabrik lagen, deren Mitbesitzer mein Vater war, tummelten wir uns oft auf dem Öresund und machten Ausflüge nach der zur Kalkfabrik gehörenden Insel Saltholm, auf welcher der Kalk aus den dortigen Gruben gewonnen wurde. Hier übten wir unsere Reitkünste auf einigen alten, ausrangirten Pferden, die alljährlich eingekauft wurden, um mit ihnen den Kalk an die Schiffe zu schaffen, die ihn nach der Kalkfabrik überführten. Helmuth fand großes Vergnügen an diesen Unternehmungen und zeigte sich als ein gewandter und dreister Reiter in dem von vielen Gräben durchschnittenen Terrain. Er benutzte dabei einen merkwürdig geformten Sattel, von dem erzählt wurde, er werde seit der Zeit auf der Insel aufbewahrt, da Carl Gustav Kopenhagen belagerte. Der Sattelknopf wurde durch ein großes, metallenes Löwenhaupt gebildet und der Zwiesel wurde von einem großen Metallkorbe umschlossen. Für diesen historischen Sattel hatte Helmuth ein besonderes Interesse gefaßt.

Ein Spiel, das den wenig schönen Namen „Pulsög" führte, hätte einmal beinahe auf die traurigste Weise in unsere munteren Unterhaltungen eingegriffen. Das Spiel bestand darin, daß ein Kreis von Theilnehmern mit Hülfe von Knitteln einen Ball in ein Erdloch bringen mußte, während die Gegenpartei dies hinderte, indem sie suchte, die Knittel der anderen aus der Richtung zu schlagen. Als nun einmal Helmuth den Ball in das Loch zu bringen versuchte und mein Bruder Fritz ihn daran hindern sollte, gestaltete sich diese Art Gefecht immer heftiger, da beide sehr schnell und gewandt waren. Die Spielenden bedienten sich an diesem Tage einiger schwerer Knittel, die zu einer Zeit zur Vertheidigung beschafft worden waren, da einsam liegende Häuser oft der Plünderung durch herumstreifende Vagabunden ausgesetzt gewesen waren. In dem Augenblick, wo Helmuth nahe daran war, den Ball in das Loch zu

bekommen, bückte er sich, um seinen Knittel besser benutzen zu können, mein Bruder Fritz aber, der gleichzeitig Helmuths Knittel bei Seite schlagen wollte, traf Helmuth mit einem so gewaltigen Schlage gerade auf den Kopf, daß er wie leblos zur Erde stürzte. Unsere Bemühungen, ihn ins Bewußtsein zurückzubringen, waren erfolglos, wir trugen ihn deshalb auf mein Zimmer und schickten Boten auf den beiden Wegen aus, die von der Citadelle nach Rolighed führten, um so schnell als möglich unseres Hausarztes habhaft zu werden, der um die Zeit zum Mittagessen erwartet wurde. Wie dieser nun etwa dreiviertel Stunden, nachdem Helmuth den Schlag erhalten hatte, ankam, fand er den Zustand höchst bedenklich, denn Helmuth hatte bisher noch kein Lebenszeichen gegeben und ganz das Aussehen eines Todten. Endlich nach längerer Behandlung begann er wieder Athem zu holen und war nach Verlauf einer Stunde im Stande zu sprechen. Man kann sich denken, was diese Zeit für uns Alle und besonders für meinen Bruder Fritz war, der seinen Freund fast erschlagen hätte. Der unglückliche Schlag hatte indessen keine weiteren Folgen.

Die Brüder, besonders Helmuth und mein Bruder Fritz, beschäftigten sich mit den verschiedensten Dingen, z. B. mit dem Abfassen historischer und kriegsgeschichtlicher Aufzeichnungen in dem sogenannten „Strom der Zeit“ (Tidens Ström) und arbeiteten an dem Zustandekommen eines Kriegsspiels, das unter der Arbeit beständig an Interesse zunahm und viele der Stunden ausfüllte, die im Laufe des Tages nicht zu Unternehmungen im Freien benutzt werden konnten. Ich erinnere mich, ich glaube, es war während der Weihnachtszeit des Jahres 1815, daß sie einen Platz herrichteten, der eine Art Felsen darstellte, auf dessen Spitze ein Tempelbau errichtet wurde, der mit einer krenelirten Mauer in der Form eines Bollwerks umgeben war. Auf den Felsen hinauf führte ein Weg, auf dem der Angreifer sich vorwärts bewegen mußte, um sich der Festung zu bemächtigen,

die von einigen Anderen vertheidigt wurde. Beide Parteien waren soldatenmäßig ausgerüstet. Die Entscheidung darüber, ob der Angreifer vorschreiten durfte oder gezwungen war, zurückzugehen, wurde durch eine Art Würfelspiel getroffen; das Spiel führte den Namen: „der Weg zum Tempel der Ehre".

Helmuth hatte schon damals die Anlage dazu, mit fester Hand charakteristische Bilder derjenigen Gegenstände zu entwerfen, die ihn anzogen. Daß er diese Anlage später weiter entwickelte, beweisen die vielen Illustrationen, mit denen er oft in Tinte oder Blei die Beschreibungen anschaulich machte, die seine Briefe über seine verschiedenen Reisen enthalten. Neben einem lebhaften Drange nach Erweiterung seiner Kenntnisse und einer klaren Auffassung Alles dessen, was ihm im Leben entgegentrat, bewahrte er einen hohen Grad von Bescheidenheit, die ihn oft bei Gelegenheiten stillschweigen ließ, die ihn sonst dazu veranlaßt haben könnten, theils zu fragen, theils seine eigene Meinung auszusprechen. Wenn er übrigens doch einmal damit hervortrat, so erweckte sie stets das Interesse der Anwesenden. In dem Hause meiner Eltern verkehrte eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten, u. A. Bischof Münster, der große Denker M. S. Örsted, ein Bruder des Naturforschers Örsted, Professor Sibbern, Professor Oehlenschläger und unter unseren Kameraden der damalige Kadet und spätere bekannte Jurist, Justizminister und General-Auditeur A. B. Scheel. Mit dem allergrößten Interesse und gespannter Aufmerksamkeit folgte Helmuth Moltke den Gesprächen dieser Männer, wie er ebenso bemüht war, sich Kenntniß von deren schriftlichen Arbeiten, die uns irgendwie zugänglich waren, zu verschaffen. Auf diese Weise gewann er unter Anderem eine große Vorliebe für die Oehlenschlägerschen Gedichte, Sagen und Trauerspiele, wie „Ewald", „Rolf Krake" u. s. w.

Nachdem Moltke Offizier geworden und nach Holstein zu dem damals sogenannten Oldenburgischen Infanterie-Regiment in Garnison gekommen war, kam er eines Tages nach Kopenhagen

und fragte meinen Vater um Rath, wie er sich in einer Angelegenheit verhalten sollte, über die der Brief eines älteren, so viel ich weiß, hochstehenden Verwandten in Preußen sich aussprach. Derselbe sagte darin: „Es ist mir mitgetheilt, daß Du gute Anlagen haben und Dich mit Ernst auf das, was Du unternimmst, appliciren sollst. Wenn dies sich so verhält, und Du meinem Rathe folgen willst, so suche Deine zukünftige Entwickelung in einer Stellung in einer größeren Armee, statt in der kleinen dänischen. Ich glaube, Du wirst eine größere Befriedigung und mehr Aussicht auf die Zukunft finden, wenn Du Dich zu dieser Veränderung geneigt finden solltest." Mein Vater sprach eingehend mit Moltke über diese Sache und rieth ihm bestimmt, dem gegebenen Rathe zu folgen, vorausgesetzt, daß er selber Neigung dazu habe. Es ist bekannt, wie Moltke in preußische Dienste ging und mit seinem nie rastenden Eifer sich zu dem Endziel seiner militärischen Ausbildung durcharbeitete, indem er alle die verschiedenen Stellungen, in die ihn die Verhältnisse brachten, dazu benutzte, sich unablässig weiter zu bilden. Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, ob es hauptsächlich der Rath meines Vaters oder in der Familie Moltkes gemeinsam gefaßte Beschlüsse waren, die in ihm den Entschluß hervorriefen, sich einen neuen Lebensweg zu suchen.

Daß das Interesse für die Schöpfungen unserer Dichter tief in Moltkes Innern wurzelte, und daß er dieses bis in eine ferne Zeit bewahrte, dafür kann ich ein Beispiel anführen. Als ich im Jahre 1844 ihn und seine liebenswürdige Frau in Berlin besuchte, wo er damals in der Nähe des Brandenburger Thores und des Thiergartens wohnte, und ich mit einigen Herren des Generalstabes bei ihm zusammen war, erwähnte er, daß er die dänische Sprache sehr hübsch fände, wenn sie mit Verständniß, Liebe und Geschick gebraucht würde, und bat mich, wenn ich mich noch an Einiges von den Sachen erinnerte, welche wir damals auswendig gelernt hätten, dieses herzusagen; er werde vorher

den Inhalt für diejenigen erklären, die kein Dänisch verständen. Auf meine Aufforderung, er möchte mir etwas bezeichnen, dessen er sich noch erinnere, wählte er das Gedicht „Hakon Jarl“:

Es brüten die Nächte so schwarz und bang,
Das Siebengestirn blinkt so matt ꝛc.

und ferner ein Trauergedicht über den Tod des Botanikers Vahl:

Decken grüne Pflanzen auch Dein Grab ꝛc.

Es war hübsch, zu bemerken, wie das Charakteristische und Schöne der genannten Gedichte, die er in seiner Jugend gelernt hatte, ihn noch immer ansprach.

Daß sein Interesse für alles wirklich Gute und Künstlerische sich durch seine reichen Erfahrungen immer mehr und mehr entwickelt hatte, davon erlebte ich eine Probe, als er uns, wenn ich nicht irre im Jahre 1846, in Jägersborg in Begleitung seines lieben Bruders Adolf besuchte. Wir waren am Abend im Theater und sahen „Staatsmann und Bürger“ und „Quäker und Tänzerin“. Die Stücke wurden von den vortrefflichen Schauspielern aufgeführt, die sein eigen zu nennen das Theater zu der Zeit das Glück hatte.

Sein Entzücken über diese Aufführungen war groß, und er brach in die Worte aus: „Wenn ich vielleicht das Théâtre français ausnehme, giebt es sicher keine Bühne in Europa, die eine solche Darstellung bieten kann. Man kommt gar nicht dazu, zu beurtheilen, wie er oder sie spielt, denn die Darstellung ist so natürlich und von solcher Feinheit, daß die Illusion uns glauben läßt, nicht daß wir etwas ansehen, sondern daß wir etwas erleben.“

Während seines Besuches in Jägersborg machten wir eine Spazierfahrt nach dem nahen Thiergarten, in dem wir als Kadetten in der Nähe des alten Jagdschlosses „Eremitage“ auf einer schön gelegenen Hochfläche im Lager gelegen hatten, und wo wir noch die Linien der Tracirung wiederfanden, die damals das Lager umschloß.

Diese alten Erinnerungen, die herrlichen Eichen- und Buchenwälder und ein malerisch dahin fließender Bach, der sich in den Öresund ergießt, sowie die große Menge der Hirsche gewährten Moltke einen wahren Genuß; sein Verständniß für die Natur war ebenso groß wie sein Kunstsinn. Dieser Besuch gereichte meiner Frau und mir zur allergrößten Freude.

Während Moltkes langer Abwesenheit von Dänemark blieben wir in steter Verbindung mit ihm durch Fritz Moltke, der hier im Lande verblieben war, bis er, schon in hohem Alter, zu dem General Helmuth Moltke nach Berlin zog, nachdem beide Brüder ihre Frauen verloren hatten. Helmuth Moltke schrieb nämlich häufig an seinen Bruder Fritz, der uns einige der Briefe zum Durchlesen zukommen ließ. Fritz Moltke gab meinem Bruder Fritz die Erlaubniß, einige dieser Briefe zu behalten. — Während meines vorhin erwähnten Aufenthaltes in Berlin im Jahre 1844 sagte Moltke zu seinen damaligen Kameraden: „Jetzt können Sie von Hegermann hören, ob er findet, daß die Beschreibung, die ich Ihnen über unseren Aufenthalt auf der Kopenhagener Kadetten-Anstalt gegeben habe, richtig ist.“ Er wiederholte dann seine Aeußerungen vor mir: „Es war eine wahrhaft spartanische Erziehung, die den Kadetten durch strenge, ja ich glaube, viel zu strenge Behandlung zu Theil wurde, der Ton war sehr hart, von Liebe und Theilnahme merkte man keine Spur, eine sorgsame Erziehung in moralischer Richtung gewährte diese Institution nicht; ein oft zu Tage tretendes Mißtrauen wirkte außerordentlich schädlich, wenn auch die Absichten, die es hervorriefen, vielleicht gut sein mochten, die Wirkungen waren schädlich. Die Zöglinge, die ohne Schaden zu nehmen, diese Schule durchmachten, sind in einer harten aber auch abhärtenden Schule gewesen; eins aber muß betont werden, daß tüchtige und in jeder Richtung militärisch denkende Soldaten aus dieser spartanischen Schule hervorgingen. Das Ansprechendste für uns war das Kameradschaftsgefühl und die unverbrüchliche,

tief innerliche Treue, die sich vom ersten bis zum letzten die Kadetten gegenseitig bewahrten. Keine Härte konnte irgend einen dazu bringen, diese Treue zu brechen."

Das nächste Mal sah ich Moltke in Paris im Jahre 1856, als er auf der Heimreise von England nach der Verlobung des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessin Victoria von England dort hinkam. Sobald er erfuhr, daß wir dort wären, suchte er mich auf und fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, mich dem Gefolge des Prinzen gelegentlich des Besuchs einiger militärischer Uebungen anzuschließen, er würde dafür sorgen, daß ich dazu angesagt würde. Leider mußte ich hierauf verzichten, da ich mich noch nicht in Paris gemeldet und meine Uniform noch nicht erhalten hatte. Er bot mir hierauf an, es mich jedes Mal wissen zu lassen, wenn eine Uebung stattfände, die mich interessiren könnte, damit ich wenigstens als Privatzuschauer Alles sehen könnte.

Das nächste und letzte Mal, daß ich Moltke sah, war im November 1863, da ich gelegentlich einer Sendung nach Petersburg durch Berlin kam. Ich fand ihn unverändert liebenswürdig, aber glaubte zu bemerken, daß etwas schwer auf ihm lastete. Während des Gesprächs mit ihm und seiner liebenswürdigen Frau bat er mich um meine Photographie, die er bei dem General Schlichting nach der Rückkehr des Generalstabes aus Dänemark gesehen hatte, wo ich die für das X. Bundes-Armeekorps bestimmten Truppen vorgestellt hatte. Als ich ihm die Photographie gab, bat ich ihn, mir auch die seinige zu geben, und als er mir einige zur Auswahl vorlegte, fragte er: „Wollen Sie aber auch wirklich mein Bild haben?" Als ich fortging, begleitete er mich die Treppe hinab bis in das Vestibül, wo er mich fragte, ob es mit unserer alten Freundschaft aus sein sollte, falls unsere hohen Herrscher miteinander in Unfrieden gerathen sollten. Ich antwortete, daß unsere persönlichen gegenseitigen Gefühle gewiß unter allen Verhältnissen dieselben bleiben würden,

wenn wir auch unter gewissen Voraussetzungen wie die genannte in der äußeren Welt voneinander geschieden werden sollten. Er fragte mich, ob ich Abends zu Hause sein könnte, er würde mich gern aufsuchen, um mit mir zu sprechen. Ich konnte um 10 Uhr zu Hause sein und freute mich außerordentlich darauf, ihn zu sehen, um so mehr, als vielleicht lange Zeit darüber vergehen würde, bis wir wieder zusammenkommen könnten. Moltke kam aber nicht, vermuthlich weil er dachte, daß ich wie gewöhnlich in Meinhardts Hotel wohnte, was nicht der Fall war, und er konnte wohl nicht gut herumgehen, um meine Wohnung zu erfragen. Als ich aus Petersburg zurückkam, war Moltke nicht in Berlin.

Als ich, nachdem ich à la suite gegangen war, in Björnemke auf Fünen wohnte, hörte ich wiederholt, daß Moltke sich in der freundlichsten Weise meiner Familie erinnerte. Ich habe diese Dinge nur als einen Beweis dafür angeführt, wie treu Moltke seine Erinnerungen und seine Freunde durch die lange Zeit bewahrte. Wir hatten in meinem alten väterlichen Hause soviel Anregung und Freude von Moltke genossen, daß dies allein uns schon Veranlassung genug gewesen sein würde, ihm und seinem lieben Bruder mit aufrichtiger Hingebung ein treues Gedächtniß zu bewahren.

Was ich hier niedergeschrieben habe, gehört zu meinen liebsten Erinnerungen, die sich für mich an das Bild des lieben Entschlafenen und an sein Zusammenleben mit mir und meiner Familie knüpfen. Der Umstand, daß mein in der letzten Zeit geschwächtes Gesicht mich genöthigt hat, meine Mittheilungen zu diktiren, hat das Ordnen erschwert. Ich will nicht unterlassen, noch hinzuzufügen, daß ich nach Schluß des Krieges die Freude gehabt habe, noch wiederholt Briefe von dem Feldmarschall zu erhalten, darunter einen auf acht eng geschriebenen Seiten über den Krieg 1864, der für mich ein Spiegelbild der ganzen Persönlichkeit des mir so lieben Grafen Moltke war, wie ich ihn

seit unserer frühesten Jugend gekannt hatte und wie ich ihm folgen konnte durch alle die ungewöhnlichen Verhältnisse, die in sein und mein Leben eingegriffen hatten.

Ehre seinem Gedächtniß — als dem meines lieben Freundes und meines seinerzeit ernsten Feindes.*)

Erinnerungen der Frau Louy v. Schimpff, geborenen Gräfin Kospoth,

an Graf Moltkes Aufenthalt in Briese.

Ich bin eine im einundachtzigsten Jahre stehende alte Frau, und ruhig gehen meine letzten Tage dahin. Viel lebe ich in der Erinnerung an alte Zeiten, ohne das Interesse für die Gegenwart verloren zu haben. Ich kann nicht sagen, welche Freude mir das Erscheinen der Moltkeschen Briefe an seine Mutter bereitete; schilderten sie doch auch eine Episode meiner Jugendjahre. Wenn ich an das Jahr 1828 und das elterliche Haus zurückdenke, wie anders waren die damaligen Zeiten. Es waren in Allem einfachere Verhältnisse, die napoleonischen Kriege waren noch nicht vergessen, noch nicht überwunden. Sie hatten läuternd gewirkt, eine ideale Richtung, kein moderner Realismus, beeinflußte das Leben. Nur mit mäßigen Mitteln, trotz eines ansehnlichen Grundbesitzes, wirthschafteten meine Eltern, aber mit Wenigem wußten sie das Leben schön zu gestalten.

*) General Hegermann-Lindencrone kommandirte während des Krieges 1864 die dänische Kavallerie-Division und seit Mitte Februar die in Jütland versammelten Streitkräfte.

Ich sollte konfirmirt werden, war siebzehn Jahre alt und pflegte mit meiner zum Besuche anwesenden Cousine Bianca v. Forcade eine echte Mädchenfreundschaft, als, erst zu unserem Mißvergnügen, der Lieutenant v. Moltke als Topograph sich in Briese einquartierte. Er wurde von meinen Eltern herzlich empfangen, wir Mädchen mögen aber wohl anfangs etwas steif gewesen sein, doch bald waren wir die besten Freunde. Meine Eltern bildeten den Mittelpunkt des Hauses; mein Vater, Graf August Kospoth, war der Typus der Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, es ging eine künstlerische Ader durch sein Wesen, er malte viel in einer Art feinster Detailausführung, fast miniature, dichtete bei Gelegenheit und liebte die Musik; meine Mutter Julie, geb. v. Poser, die Tochter des in der Nähe, auf Peuke, angesessen gewesenen Majors v. Poser, früheren Adjutanten Friedrichs des Großen, und der Henriette, geb. v. Loeben, war eine geistig hochbegabte, edle und schöne Frau. Außer uns beiden Mädchen gehörte noch mein sehr musikalischer, neun Jahre älterer Bruder August zum Brieser Kreise. Zum Brieser Schloß, dem Schauplatz unseres beschaulichen Lebens, führte eine neunfache Lindenallee in den herrschaftlichen Vorhof, hinter dem Hause lag der schöne und gepflegte Garten mit großer Orangerie. Alles war, wie wir jetzt sagen würden, sehr stilvoll, ein Musterblatt aus Rococo. In dem in Lenôtreschem Geschmack angelegten Garten ergingen wir uns oft, und zeigte unser Gast seine große körperliche Gewandtheit, indem er geschickt über die Hecken setzte. Es wurde viel gelesen, musizirt, gemalt, gedichtet, Kostüme und Muster gezeichnet, kleine Theaterszenen entworfen, in denen, wie es damals Sitte, die Götter Griechenlands eine große Rolle spielten. Wir interessirten uns lebhaft für die Arbeiten des Topographen und schenkten ihm Handschuhe mit abgeschnittenen Fingerspitzen zum Schutze der Hände, auf deren tadellosen Zustand er große Stücke hielt, gegen die Sonne. Oefter führte uns der große vielsitzige, mit vier polnischen

Pferden bespannte und von einem geschickten, aber nicht immer ganz nüchternen polnischen Kutscher gelenkte Wagen in die Nachbarschaft zu den bekannten und verwandten Familien der Reichenbach in Zessel, der Schwerin in Borau, der Poser in Domsel, der Randow in Krakowahne und anderen.

So vergingen die Wochen schnell, und mit Bedauern sahen wir den liebenswürdigen Gast scheiden, nicht ahnend, welche große Zukunft ihm in späterer Zeit beschieden sei. Er hatte uns erzählt, wie einsam er oft lebe; daß er zum Weihnachtsfest in den Straßen Berlins herumgegangen sei, um durch die Fenster die Tannenbäume brennen zu sehen. Zum heiligen Abend 1828 schickten wir ihm einen aufgeputzten kleinen Baum aus Schlesiens Erde mit auf unser Zusammenleben sich beziehenden geringfügigen Geschenken, die er auch in den Briefen an seine Mutter erwähnt.

Weit über ein halbes Jahrhundert war verstrichen, als ich dem Bekannten aus ferner Jugend meine Glückwünsche zum neunzigsten Geburtstage überschickte und nachstehende freundliche Antwort erhielt:

Berlin, den 31. Oktober 1890.

Sehr verehrte gnädige Frau

haben mich durch Ihr gütiges Schreiben hoch erfreut. Ich bin dankbar dafür, daß Sie mir durch ein halbes Jahrhundert ein wohlwollendes Andenken bewahrt haben, und erinnere mich meinerseits lebhaft an die so überaus freundliche Aufnahme, welche ich in dem schönen Schloß Briese genossen habe.

Ihr Herr Sohn, der eine Zeit lang hier zum Generalstabe kommandirt war, hat das Andenken eines ausgezeichneten Offiziers hinterlassen. Er muß Ihnen Freude machen.

Ich hoffe, daß auch Sie Ihr hohes Alter in Gesundheit und Zufriedenheit tragen, und verharre in vorzüglichster Verehrung und mit wiederholtem Dank

Ihr ganz ergebenster

Graf Moltke,
Feldmarschall.

Die Schriftzüge des Neunzigjährigen waren schöner und fester als die der niedergeschriebenen Gedichte des jungen Mannes. Die Zeichnungen, welche ich von ihm besitze, sind musterhaft ausgeführt, die Schriftstücke flüchtiger hingeworfen. Wie ich höre, hatte Graf Moltke noch im Mannesalter sich im Schreiben besonders geübt, um seine Handschrift zu verbessern. In Allem strebte er nach Vervollkommnung. Dadurch erreichte er Großes.



Major a. D. v. Kameke in Halle

hat die folgenden Aufzeichnungen nach dem Tode des Feldmarschalls der Familie zur Verfügung gestellt. Herr v. Kameke hatte sich auch durch seinen Glückwunsch zum neunzigsten Geburtstage bei Moltke wieder in freundliche Erinnerung gebracht und erhielt das unten mitgetheilte Antwortschreiben.

In den Jahren 1830 und 1832 war ich mit Moltke in Berührung gekommen, er im letzten, ich im ersten Jahre kommandirt zum topographischen Bureau. Hier traten wir in nähere, vertrauliche Beziehungen. Moltke hatte sonst fast gar keinen kameradschaftlichen Umgang, lebte sehr eingezogen und eigentlich wenig zugänglich. Er galt für stolz, war aber sonst wenig beachtet. (Damals noch Sekondlieutenant.) Wir kamen fast täglich zusammen und spielten regelmäßig unsere Partie Schach,

er sehr gut und fast stets Sieger. Wenn ich Nachmittags in sein Zimmer trat, so fand ich ihn stehend am Arbeitspult, wo er Gibbons römische Geschichte aus dem Englischen ins Deutsche für eine Buchhandlung übersetzte. Er machte sich dadurch eine Einnahme,*) da er, fast ohne Vermögen, auch nur sehr geringe Zulage hatte. Das war auch der Grund, warum er des Generals v. Krauseneck (Chef des Generalstabes) Kommando zum Generalstabe anfangs ablehnen mußte, da er nicht in der Lage sei, sich die nöthigen Pferde zu der bevorstehenden Uebungsreise anzuschaffen. Krausenecks richtiger Blick erkannte aber die hervorragende geistige Bedeutung von Moltke und half ihm durch Vorschüsse aus der Generalstabskasse aus. Er gab ihm auch das Kommando nach der Türkei. Von Konstantinopel her schrieb mir Moltke über seine dortige Situation mit bereitstehender Schaluppe und sechs Reitpferden. Nach der Schlacht bei Nisib, die gegen seinen ausdrücklichen Rath angenommen war, kehrte er heim, vom Sultan wohlwollend entlassen. Bei unserem späteren Zusammentreffen 1842 ritten wir täglich spazieren. Dann gingen unsere Wege auseinander.

Berlin, den 2. November 1890.

Lieber Kameke!

Unter vielen Glückwünschen zu meinem Geburtstag hat mich Ihr freundliches Schreiben ganz besonders erfreut.

Sie waren mir ja ganz verschwunden seit den vierziger Jahren, wo wir nahe nebeneinander vor dem Potsdamer Thor wohnten. Ich ging dann nach Rom, seitdem habe ich nichts mehr von Ihnen erfahren, und von unseren Altersgenossen lebt wohl nur noch Randow in Potsdam. Jetzt finde ich Sie

*) Wie die Hoffnung ihn trog, schildern seine Briefe Band II, Seite 246 ff., 70, 78.

endlich in Ihrem Versteck Harzburg, der schönen kleinen Gebirgsstadt, und danke Ihnen herzlich, daß Sie mir durch so lange Zeit ein gütiges Andenken bewahrt haben. Mir ist unser jugendliches Zusammenleben, die Schachpartien und vieles Andere unvergeßlich.

Sie müssen doch auch ein Achtziger sein, aber ich hoffe, daß Sie die Jahre in guter Gesundheit tragen und in Zufriedenheit leben. Die Schwerhörigkeit, welche früh schon Ihre militärische Laufbahn unterbrach, theile ich mit Ihnen im Alter.

Nun nochmals herzlichen Dank, und mit den besten Wünschen in alter Freundschaft Ihr

ergebenster

Graf Moltke.

Der in diesem Briefe erwähnte Altersgenosse des Feldmarschalls, Generallieutenant v. Randow, geboren 6. Januar 1801, gestorben 13. Januar 1891, von 1856 bis 1881 Direktor des Großen Militär-Waisenhauses zu Potsdam, hatte sich, gleich dem Major v. Kameke, zeitlebens der Freundschaft des Feldmarschalls zu erfreuen. Die diese Treue bezeugenden Briefe sind dem vorstehenden so gleichartig, daß sie hier am besten sich anschließen.

Creisau, den 8. Oktober 1881.

Lieber alter Freund Randow!

Aus Ihrem Schreiben vom 1. d. M. ersehe ich, daß Sie, unter ehrender Anerkennung Ihres langjährigen, erfolgreichen Wirkens, Ihre Laufbahn im aktiven Militärdienst geschlossen haben. Ich wollte herzlich froh sein, wenn ich dasselbe thun und meine letzten Tage hier auf meiner Hufe in Zurückgezogenheit beenden dürfte. Wenn das Aufhören geschäftlicher Thätig-

keit wohl immer anfangs eine gewisse Leere empfinden läßt, so knüpfen sich doch bald neue Interessen an, und an diese wird es Ihrem vielseitig gebildeten Geist nicht fehlen.

Als wir, ich glaube beide gleich unbemittelt, auf den untersten Stufen der Militär-Hierarchie das topographische Bureau besuchten, das Kriegsspiel kultivirten und gemeinsam unser nicht sehr üppiges Mittagessen einnahmen, konnte wohl keiner von uns denken, daß wir die obersten Sprossen erklettern würden. Wenige Kameraden sind aus jener Zeit mannigfacher Entbehrungen noch am Leben, und man spürt das Alter, wenn ringsumher die alten Bekannten und Freunde verschwinden. Um so lieber sind uns die wenigen, welche übrig blieben und treue Freundschaft aus frühern Jahren bewahrt haben. Und so wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen, daß das Bewußtsein erfüllter Pflicht Ihnen manch schmerzlichen Verlust ersetzen möge, und daß ein langes und zufriedenes Alter Ihnen zu theil werde.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Eurer Excellenz ergebenster

Graf **Moltke**,
Feldmarschall.

Berlin, den 6. Januar 1891.

Hochgeehrter Freund!
Lieber alter Kamerad!

Der heutige Tag giebt mir Veranlassung, mich Eurer Excellenz mit meinen herzlichen und treu gemeinten Glückwünschen für Ihr 91. Lebensjahr zu nahen.

Ich weiß, daß harte Schicksalsschläge Sie unlängst in Ihrer Familie betroffen haben. In unserm Alter sieht man ringsumher fast alle die hinscheiden, welche uns im Leben theuer waren und uns zunächst standen. Es bleibt nur die Hoffnung, um so eher mit ihnen wieder vereinigt zu werden.

Das Leben wird immer ärmer, aber so viel enger schließt man sich an das, was uns geblieben ist, an.

Möge das neue Jahr Ihnen wenigstens Ruhe bringen, und Zufriedenheit im Rückblick auf ein langes, in Thätigkeit und Pflichttreue verflossenes Leben.

Auch ohne Erwiedrung dieser Zeilen weiß ich, daß Sie die alte Freundschaft bewahren werden

Ihrem herzlich ergebenen

Graf **Moltke**,
Feldmarschall.

Der Generallieutenant z. D. H. A. v. Gliscziuski,

zuletzt Direktor des Allgemeinen Kriegs-Departements im Kriegsministerium (gestorben 1886), gedenkt des Feldmarschalls in seiner handschriftlich hinterlassenen Selbstbiographie, aus welcher der Sohn, Herr Generalmajor v. Chammier-Gliscziuski, den folgenden Abschnitt, sowie einen Brief des Feldmarschalls an seinen Vater gütigst mittheilt.

... Da wir Kameraden auf der Kriegsschule täglich mehrere Stunden zusammenlebten, vielerlei gemeinschaftliche Interessen hatten, auch ziemlich in gleichem Lebens- und Dienstalter waren, ferner nahezu auf gleichem Standpunkte geselliger und wissenschaftlicher Bildung uns befanden, so rückten wir einander

nahe wie genaue Bekannte, etwa ähnlich wie Studenten auf der Universität, und keiner von Allen ist mir fremd geblieben, wennschon ein eigentliches Freundschaftsbündniß nur mit Wenigen geschlossen worden ist.

... Es leuchten aus dieser Zahl die Namen Moltke und Roon hervor. Dieser war schon im Kadettenkorps mir nah befreundet, Moltke lernte ich erst auf der Kriegsschule im Oktober 1823 kennen. — Er war aus dänischen Diensten kürzlich zu uns übergetreten und stand als junger Sekondlieutenant im Leib-Infanterie-Regiment Nr. 8, sah damals ganz so aus wie später und war auch ungefähr derselbe. Nie habe ich einen Mann wieder getroffen, der zeitlebens sich so wenig geändert hat wie Moltke. — Da wir in einem und demselben Coetus uns befanden, so bin ich drei volle Jahre täglich mit ihm zusammengekommen. Mit ihm gemeinschaftlich habe ich die schwierigen mathematischen Aufgaben bearbeitet und oft guten Rath von ihm empfangen. Sonst ist er mir nicht überlegen erschienen, wie er sich auch vor anderen Kameraden weiter nicht hervorthat. Desto größer ist der Unterschied später geworden. Er hat angestrengt und mit Ernst weiter studirt, ich habe Jahre lang gar nichts gethan, vielmehr von dem Erworbenen manches wieder vergessen.

Dann haben wir uns im Dienstleben zuweilen getroffen, bis ich 23 Jahre später, im Juli 1849, als Major und Generalstabsoffizier zum IV. Armeekorps nach Magdeburg kam und unter seinen unmittelbaren Befehl trat, da er dort Chef des Generalstabes war. Es war während einer bewegten Zeit, in der badischen Kampagne und auf einem sehr widerwärtigen Terrain, denn Magdeburg war sehr unterwühlt, und die 24 Pfünder der armirten Citadelle standen auf die Stadt gerichtet. Unsere alte Bekanntschaft wurde unter solchen Umständen schnell und auf das Allerwärmste erneuert, wir paßten in unserer dienstlichen und geschäftlichen Stellung gut zu einander, erkannten

das beiderseits und haben so, was man sagt, eine glückliche Ehe zusammen geführt. Gesteigert wurde dies für mich so glückliche Verhältniß dadurch, daß auch die Damen mitsprachen. Moltke hatte kurz vorher seine reizende, liebenswürdige und überaus gutherzige, damals noch sehr junge, Frau geheirathet, die sich bald eng an uns anschloß und mit sehr großem Vertrauen von meiner Frau öfter guten Rath einholte und annahm. — Auch die Damen waren in der politisch erregten Zeit sehr auf Gleichgesinnte hingewiesen, und so knüpfte sich denn während der neun Monate, die wir in Magdeburg gewesen sind, ein festes Freundschaftsband, das bis zum Tode dieser edlen von mir hochverehrten Frau nicht nur gehalten, sondern sich noch mehr befestigt hat und noch inniger geworden ist.

Als Moltke 1855 zum ersten Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm ernannt wurde, kam er nach Berlin. Er war damals noch Oberst und verhältnißmäßig viel Herr seiner Zeit. Wenn meine Frau oder ich nach Berlin kam, waren wir jedesmal im Moltkeschen Hause wohl aufgenommen. Meine Frau wohnte dort; ich lehnte das ab, habe aber wiederholentlich Freundschaftsdienste von ihm angenommen und ihm solche zu erweisen nie unterlassen, wo ich dazu Gelegenheit fand.

Nach meiner Verabschiedung, als ich aufhörte, Gesellschaften zu geben oder zu besuchen, beschränkten wir uns Moltkes gegenüber ganz und gar auf den einfachen häuslichen Verkehr, und als um Weihnachten 1868 die hochverehrte Frau plötzlich starb, hatte auch das ein Ende. Statt dessen ging ich häufig Abends zur Whistpartie zu Moltke. Ab und zu, aber selten, kam er mit dem Bruder auch zu einer solchen zu mir oder zu Scheller, am liebsten war es ihm, wenn wir bei ihm spielten, von 6½ bis 8½ Uhr, dann wurde etwas Thee und Butterbrot gereicht, so daß ich um 10 Uhr wieder zu Hause war.

Im Juli 1870, bei Ausbruch des Krieges, nahm ich von Moltke in der Ueberzeugung Abschied, wir würden uns nicht

wiedersehen. — An diesem Tage empfing er die von ihm freudig entgegengenommene Vertrauensäußerung, daß, als er aus dem Palais des Königs nach seinem Wagen ging, ihm ein Straßenjunge zurief: „Nanu, Moltke, mach man wieder en juten Plan" — ein Zuruf, in dem allerdings seine große Popularität ungeschminkt zu Tage trat.

Durch Gottes Gnade hat mein alter treu bewährter Freund in seiner Laufbahn die Gelegenheit gefunden, seine Gaben zur Geltung zu bringen und den hohen Ruhm sich zu erwerben, welcher ihm in der preußischen Armee und so lange es ein Preußen geben wird, einen unsterblichen Namen sichert.

Aus dem brieflichen Verkehr sei der folgende Brief aus der Zeit mitgetheilt, als Gliscinski Chef des Generalstabes des Gardekorps, Moltke in gleicher Stellung beim IV. Armeekorps war.

Magdeburg, den 13. Februar 1851.

... Aus Ihrem trefflichen, launigen Briefe, lieber Gliscinski, habe ich das Angemessene Sr. Excellenz und unseren Offizieren mitgetheilt und Alle sehr ergötzt.

Daß wir mit unserer Politik auf einer falschen Fährte waren, scheint mir unzweifelhaft, da jeder Schritt vorwärts uns tiefer in den Sumpf führte. Ich glaube, daß wir umkehren mußten und das geschieht nicht ohne Verlust und Kränkung. Aber das fühlt auch ein Uneingeweihter, daß wir nicht die Stellung einnehmen, die uns gebührt. Ich kann mich nicht von der Ueberzeugung trennen, daß die Mobilmachung am 2. November beabsichtigt wurde als Demonstration, am 6. November befohlen wurde aus plötzlicher Besorgniß, daß nun doch Ernst

werde, ein Ernst, an den man vorher gar nicht gedacht zu haben scheint. Dann allerdings konnten 20000 Oesterreicher und 15000 Bayern die Mobilmachung des IV., III. und Gardekorps vollständig unmöglich machen. Unsere Heeresorganisation erlaubt uns durch 35 Jahre nur Kadres bei den Waffen zu haben; ist aber die Möglichkeit eines Konflikts, dann dürfen wir die Mobilmachung nicht verschieben. Man bewilligte uns aber die kostbare Frist von vier Wochen, und nachdem wir 400000 Mann beisammen hatten, räumen wir Baden und Hessen, geben Holstein Preis und lassen uns alle und jede Bedingung gefallen.

Vorgestern hatten wir in Magdeburg Kaiserlich Königlich Oesterreichische Einquartierung, nur 20 Mann, das nächste Mal 200 u. s. w. Eine hohe Behörde, wie ein Generalkommando, sollte am Abend vor Ausbruch eines Krieges wohl einigen politischen Ueberblick haben. Wir wußten offiziell nicht, ob wir gegen Rußland, Frankreich, Oesterreich oder Dänemark rüsteten. Wir konzentrirten uns ganz fröhlich bei Merseburg in der sicheren Erwartung, unsere Winterquartiere in Leipzig zu nehmen. Da überraschte uns denn sehr, vom Oberkommando zu hören, daß wir uns eiligst zwischen Mulde und Elbe zu versammeln hätten, um möglicherweise mit dem II., III. und Gardekorps uns noch konzentriren zu können. Wie später verlautete, sollte eine Defensivstellung hinter der Nuthe genommen werden. Kaum rückten wir ab, so kam eine neue Dislokation. Die kombinirten Landwehr-Kavallerie-Regimenter waren noch nicht formirt, als die Landwehr-Kavallerie entlassen wurde. Die vierten Bataillone waren noch nicht formirt (aus den jüngsten Mannschaften), als deren Zusammensetzung aus den ältesten Mannschaften bestimmt wurde, und demnächst wird diese neue Schöpfung wohl wieder verschwinden. Es war von oben her eine fortwährende Unruhe, die uns in fortdauerndem Wechsel erhalten hat. — Ich fürchte, daß selbst die Eroberung von Neuenburg-Vallendis uns nicht ganz wieder auf die Beine bringen wird.

Roons Versetzung, während das Armeekorps noch mobil war, ist eine große Härte. Daß die Befehle des Kriegsministers nicht alle ohne Weiteres auszuführen waren, lag nicht in den Personen sondern in den Befehlen selbst. Der Schlag sollte den Kommandirenden treffen und traf den Chef des Generalstabs. Ich glaube, daß man in den Versetzungen aus der Linie unmittelbar zu Chefs doch einige Haare gefunden hat, und zweifle gar nicht, daß Sie bestätigt werden.

Die letzte Zeit war eine gute Probe für die Brauchbarkeit der Chefs. Die Mobilmachung erfolgte fast überall unter sehr schwierigen Umständen. Wir hatten vom ganzen Armeekorps nicht einen Mann Linientruppen, weder Infanterie noch Kavallerie, im Korpsbezirk; keinen Intendanten, keinen Generalarzt und keinen Generalstabsoffizier. Die ganze Mobilmachungs-Instruktion war illusorisch und mußte durch lauter Spezialbestimmungen ersetzt werden. Wenn wir für die 40 Millionen nur etwas gelernt haben! Eine Erfahrung, die wir hier gemacht haben, ist, daß der jetzige Geschäftsgang sich auf mobile Verhältnisse gar nicht übertragen läßt, namentlich das Rechnungswesen. Wir haben beim Generalkommando monatlich über 1000 Nummern gehabt. Da das Generalkommando bei der Kriegsformation mit 5 Divisionen, 1 Ponton-Train, 1 Reserve-Artillerie, 1 Intendantur und verschiedenen Civilbehörden direkt zu korrespondiren hat, so erforderten diese 1000 Eingänge 15000 Erwiederungen. Sechs Schreiber mundirten Sonn- und Werkeltag vom Morgen bis in die Nacht. Das geht, wenn das Generalkommando vier Wochen in Dessau und vier Wochen in Merseburg steht. Sollen aber die Schreiber marschiren, die Offiziere operiren, so fällt das ganze Gebäude zusammen, und die unwichtigen werden mit den wirklich wichtigen Eingaben von selbst ausbleiben. Am schlimmsten ist es bei der Intendantur. Der alte Lehmann*) hat in den zwei Monaten unserer Abwesenheit

*) Intendantur-Rath beim IV. Armee-Korps von 1836 bis 1851.

bloß 1700 Nummern zurückgelassen. Die Landwehr-Bataillone haben eine halbe Million Vorschuß, zum Theil noch aus dem Herbst 1848, zu verrechnen. Die Landwehr-Kavallerie ist eine bei der Mobilmachung plötzlich ganz neu ins Leben tretende Schöpfung, ohne Adjutanten, ohne Rechnungsführer, ohne Bureau, ohne Bestimmung oder Reglement. Was soll man aber gar über die neu erfundene Garde-Landwehr zweiten Aufgebots sagen! — doch genug der Tinte und der Galle.

Se. Excellenz, welcher Ihnen herzlich zugethan ist, empfiehlt sich, ebenso die Herren vom Generalkommando. Es ist ein treffliches Korps Offiziere, nur jammerschade, daß ein Theil nun wieder nach Hause geschickt wird.

Meine Frau wartet noch die Oesterreichische Exekution in Holstein ab. Bei ihrer intensiv schwarzweißen Färbung wird es ihr sehr schwer, unsere Politik zu vertheidigen. Sie fordert von mir Beistand! ich wüßte nicht, wie ich es anfangen soll.

Meine angelegentlichste Empfehlung an Frau v. Gliscinski. Wir vermissen sie hier sehr. Steinmetz ist nun auch fort und Magdeburg miserabler als je. Ihrem gütigen Andenken mich bestens empfehlend

der Ihrige

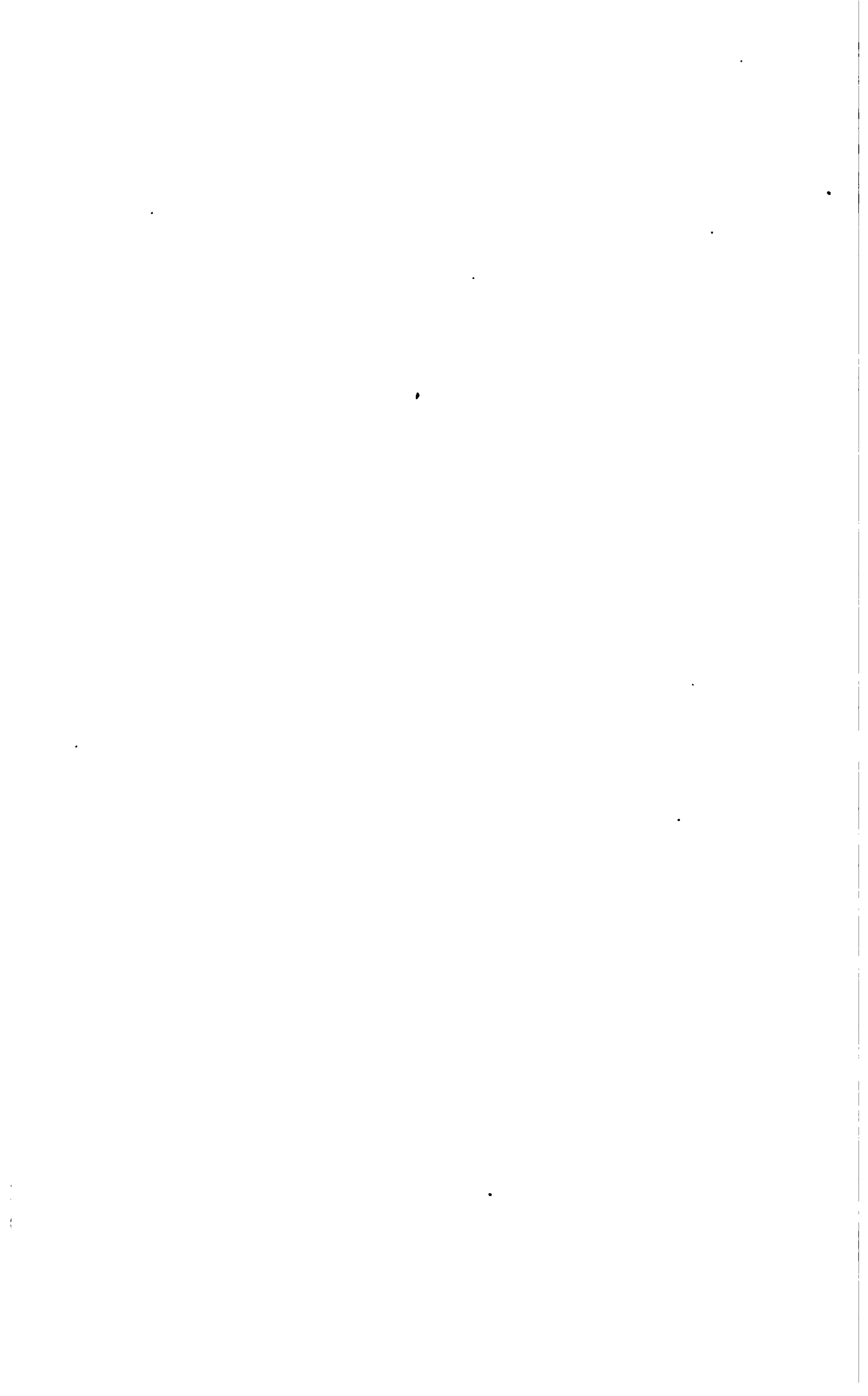
Moltke.



III.

Erinnerungen an sein Wirken in den letzten Jahrzehnten.







Der Fürst v. Bismarck

schreibt auf eine Anregung des Geheimen Justizraths und Professors Dr. Felix Dahn am 6. April 1892:

Eine Aeußerung meinerseits über meinen heimgegangenen Freund, den Grafen Moltke, würde, wenn sie den Feldherrn beträfe, eine Ueberhebung sein; ich könnte nur über meine persönlichen Beziehungen zu ihm das Zeugniß ablegen, daß er unter allen, auch unter schwierigen Umständen — jederzeit ein liebenswürdiger Freund gewesen ist. Wollte ich mehr sagen, so würde es entweder eine banale Phrase sein oder: „ne sutor ultra crepidam“ verletzen.



Aufzeichnungen des Generals der Infanterie v. Verdy.

Im Jahre 1869 machte der General mit den Offizieren des großen Generalstabes eine Uebungsreise im Königreich Sachsen. Während unserer Anwesenheit in Dresden nahm Seine Königliche Hoheit der Kronprinz Albert, des jetzigen Königs von Sachsen Majestät, den regsten Antheil an unseren Arbeiten, und es bildeten sich damals die innigen Beziehungen, die in segensreichster Weise während des Krieges 1870/71 zur Geltung gelangten, zwischen dem Prinzen und dem Chef sowie den Offizieren des Generalstabes. Bei dieser Gelegenheit gab der Kronprinz im Königlichen Schlosse uns ein Diner. Als wir nach dessen Beendigung die Treppe hinunterstiegen, blieb der General plötzlich auf einem Treppenabsatz stehen und sagte in vorwurfsvollem Tone zu sich: „Wie ungeschickt! Da hätte ich doch heute einen sächsischen Orden anlegen müssen.“ Sein Adjutant, Major de Claer, verschaffte ihm jedoch sofort Beruhigung, indem er bemerkte: „Ich würde mir erlaubt haben, Euer Excellenz darauf aufmerksam zu machen, aber Euer Excellenz besitzen keinen.“ Ein zufriedenes Lächeln glitt über des Generals Gesicht, aber auf dem nächsten Absatz blieb er wieder stehen und äußerte mit einer gewissen Schüchternheit: „Das ist aber doch eigentlich merkwürdig, daß ich noch keinen sächsischen Orden habe!“ —

Bei der Verleihung des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes bemerkte er, als die Dekoration bei ihm einging: „Das sieht aus, als wenn es mein Grabkreuz wäre!“

Andererseits machte es ihm eine besondere Freude, von der Verleihung Allerhöchster Auszeichnungen dem Betreffenden selbst

Kenntniß zu geben. So brachte er, als am Tage vor dem feierlichen Einzug in Berlin Offiziere des Generalstabes noch mit Orden bedacht wurden, die für mich bestimmte Dekoration des Hohenzollernschen Haus-Ordens mit Schwertern mir persönlich ins Haus. Auch schrieb er öfter, sobald Genehmigung von Avancements-Vorschlägen bei ihm einging, sofort eigenhändig an den Betreffenden, um ihn nebst seinem Glückwunsch davon in Kenntniß zu setzen.

Als ich mit noch vier Kameraden als Hauptmann in den Generalstab versetzt wurde und wir uns bei ihm meldeten, sagte er uns die mir unvergeßlich gebliebenen Worte: „Nehmen Sie dies nicht als eine Belohnung an, sondern als einen Vorschuß der Königlichen Gnade auf das, was Sie noch zu leisten verpflichtet sind, was Seine Majestät noch von Ihnen erwartet.“ —

Die vollste Hingabe für die Sache verwischte öfter bei ihm die Erinnerung an einzelne Personen. So fragte er nach dem Kriege von 1866 einen damals in seinem Stabe gewesenen Stabsoffizier bald darauf bei einer Eisenbahnfahrt von Berlin nach Potsdam: „Wo sind Sie doch während des Krieges gewesen?“ — Ein anderes Mal befanden sich in einer Abendgesellschaft bei ihm zwei Brüder, die beide als Hauptleute im Generalstabe standen. Der General trat an eine Gruppe heran, in der sich einer der beiden befand, und fragte, nachdem er am Gespräch Theil genommen, schließlich diesen: „Sagen Sie mal, wie heißt doch gleich der große Offizier da drüben am Ofen.“ „Das ist mein Bruder, Excellenz,“ lautete die Antwort. Ein über des Generals Gesicht hinübergleitendes Lächeln ließ den Gedanken aufkommen, daß er durch diese Antwort noch nicht zum Ziele gelangt sei. Nach einiger Zeit ging der General zu anderen Gruppen und gelangte scheinbar absichtslos auch zu dem Offizier, nach dem er gefragt hatte, sich mit diesem in ein Gespräch einlassend. Plötzlich sahen wir, als er sich abwandte, wieder dieses ihm so eigene kindlich reizende Lächeln über seine

Züge gleiten. Als wir darauf den Betreffenden ansprachen, was der General ihn gefragt habe, entgegnete dieser: „Wer der Offizier da drüben sei.“ — „Und was haben Sie geantwortet?“ — „Daß es mein Bruder ist!“ — Wir hatten dies vermuthet, der General aber gab es auf, an diesem Abend zu erfahren, wie die beiden Brüder hießen, die sich bei ihm in Gesellschaft befanden.

Dagegen war sein Gedächtniß in Bezug auf Thatsachen geradezu erstaunlich. Noch kurz vor seinem Hingange erinnerte er mich, als ich sein Nachbar an der kaiserlichen Tafel war, an Einzelheiten aus der Kriegszeit, die wir gemeinschaftlich erlebt hatten und die, meinem Gedächtniß gänzlich entschwunden, erst jetzt durch ihre Erwähnung wieder darin auftauchten.

Seine Heiterkeit hatte stets etwas kindlich Rührendes und zeigte sich dann auch in eigenthümlicher Weise. Bei einer Uebungsreise im Königreich Sachsen hatten wir in einer Stadt, wo die Reise schloß, mit Kameraden der in der Nähe übenden sächsischen Kavallerie ein gemeinschaftliches Mahl, wobei es sehr vergnügt zuging und die allgemeine Stimmung sich in verschiedenen heiteren Episoden nach Tisch ausdrückte. So kletterte einer der Herren mit einer der Ausschmückung des Saales entnommenen Sturmhaube auf den Kopf eine Säule hinauf, an der oben ein ausgestopfter Ritter in seinem Rüstzeug hing, und hielt diesem eine äußerst vergnügliche Vorlesung. Der Effekt dieser Scene wurde noch vergrößert, als dem Kameraden plötzlich das Visir seines Helms herunterklappte und durch dessen Oeffnung ein Funkenregen von der brennenden Cigarre, deren Spitze getroffen war, herausquoll und der Figur in das Gesicht spritzte. Moltke beobachtete diese Scene, sich prächtig darüber amüsirend, auf einer rings um den Saal laufenden hohen Galerie sitzend, auf die zu gelangen, ihm die Länge seiner Beine gestattet hatte. Er hatte mich eben aufgefordert, neben ihm Platz zu nehmen. Aber trotz eines Anlaufes gelang es mir nur, derart hinaufzukommen, daß

ich hülflos querüber zu liegen kam. Dieser Anblick erhöhte das Vergnügtsein des alten Herrn, in Verbindung mit der komischen Scene an der Säule, derartig, daß er es in eigenthümlicher Weise zum Ausdruck brachte, indem er mit der flachen Hand unausgesetzt den Theil meines Körpers, der ihm durch meine Lage gerade zugekehrt war, bearbeitete.

Ein anderes Mal, es war in Ferrières, hatte der Generalstab beschlossen, einen Theil der ihm reichlich zugegangenen Liebesgaben zu einem Diner zu verwerthen, wozu der Bundeskanzler und der Kriegsminister nebst Begleitung eingeladen wurden (mit dem Hinzufügen, daß sich ein Jeder Messer, Gabel und Löffel gefälligst selbst mitbringen möchte). Nun hatte zufällig einer unserer Offiziere von einem der beliebtesten deutschen Dichter in dieser Zeit ein auf den Tag von Sedan bezügliches Gedicht erhalten. Voll Begeisterung für die hervorragend schöne Poesie erbat sich der Offizier sogleich nach der Suppe die Erlaubniß, das Gedicht vortragen zu dürfen. Unglücklicherweise entschlüpfte ihm aber beim Vortrage durch Hinüberziehen des Endbuchstabens eines Wortes zu dem Anfange des folgenden eine so komische Redewendung, daß alle Zuhörer in ein homerisches Gelächter ausbrachen, das sich noch steigerte, als ein zweiter Versuch des Vorlesenden dasselbe Ergebniß hatte. Moltke aber gab, während wir Alle mit dem Kopfe auf dem Tisch lagen und uns vor Lachen ausschütteten, seinem inneren Vergnügen dadurch Ausdruck, daß er Brotstückchen in Wein tauchte und sie seinem Gegenüber an den Kopf warf.

Er liebte harmlose Neckereien und betheiligte sich auch an solchen. So wußte er, daß ich an unserer Mittagstafel in Versailles eine besondere Schwachheit für das auf dem Tisch befindliche Konfekt — insbesondere Macronen — hatte. Infolge dessen ordnete er mehrmals selbst ganz heimlich an, daß diese Macronenteller entweder weiter von mir ab auf die Tafel gestellt wurden oder sämmtlich sich vor meinem Gedeck

befanden, und hatte dann seine besondere Freude, mein verwundertes Gesicht zu beobachten.

Bekannt ist seine Einfachheit auch in Bezug auf Essen und Trinken; mancher sehr mäßige Wein wurde dabei von ihm aufs Höchste gepriesen. In seinem Hause kam eines Tages ein Tischwein auf die Tafel, der doch etwas anders schmeckte, als französischer Rothwein. Als dies bemerkt wurde, gestand er schmunzelnd: er habe zu spät entdeckt, daß sein Bordeaux ausgegangen wäre, dafür aber noch einige Flaschen Aarwein gefunden, und nun habe er geglaubt, daß wir dies nicht bemerken würden.

Unter sehr komischen Verhältnissen fand einer der ersten Vorträge während des Krieges von 1870 statt. Es war in der Nacht vom 6. zum 7. August zu Mainz, als ein Flügeladjutant einen der Abtheilungschefs weckte und ihm ein soeben eingegangenes Telegramm des Kronprinzen reichte, das Seine Majestät erhalten hatte, dessen Inhalt aber nicht recht verständlich war. (Es war die zuerst angekommene zweite Hälfte des Telegramms über die Schlacht von Wörth.) Der Betreffende sprang auf und setzte sich an den Tisch, wo die Karten aufgelegt waren, nur im Nachthemde und Pantoffeln. Das Gespräch hatte den im Nebenzimmer schlafenden zweiten Chef geweckt, er trat in demselben Kostüm in das Zimmer herein. Beide erkannten die Wichtigkeit der Nachricht trotz ihrer Verstümmelung und beschlossen, dem General-Quartiermeister hiervon Kenntniß zu geben. Jeder nahm ein Licht in die eine, die Landkarten in die andere Hand und so ging es zu dem eine Treppe höher wohnenden General v. Podbielski. Die dabei geführte Unterhaltung erweckte den dritten Chef, sowie einen der Adjutanten und, irre ich mich nicht, auch den Bureauchef, und nun begab sich die ganze Karawane zum alten Moltke, Alle in demselben vorhin beschriebenen Kostüm, ein jeder mit einem Licht und Karten versehen. Als wir in das Schlafzimmer des Generals

eintraten, war der Anblick, den wir dem erwachenden General bereiteten, gewiß sehr eigenthümlich, und während er uns, stumm sich im Bett erhebend, betrachtete, wußte er wohl zunächst nicht, ob er wache oder träume. Aber auch für die Eingetretenen war die lange, hagere Gestalt des sich erhebenden Herrn im Nachtgewande um so mehr eine gespensterhafte Erscheinung, als wir ihn zum ersten Male ohne Perrücke sahen und der helle Mondschein sich gerade in diesem Augenblick auf das klassisch geformte Haupt zu konzentriren schien. In dieser Lage und in diesem Kostüm wurde demnächst der Vortrag abgehalten.

Noch bei einem anderen anekdotenhaften Zug spielte die Perrücke eine Rolle. Es war in Meaux, die Nacht vor der beabsichtigten Einschließung von Paris, als die Abtheilungschefs etwa um 2 Uhr Morgens zum General gerufen wurden, welcher seine Wohnung im Palais des dortigen Bischofs genommen hatte; eben eingegangene Nachrichten waren von Wichtigkeit; der General hatte sie bereits gelesen, er gab sie uns, um sie durchzustudiren. Während wir am Tisch über die Karten gebeugt dies thaten, ging der General, in einen langen Schlafrock gekleidet, ebenfalls wieder ohne Perrücke im Nachdenken die Langseite des sehr geräumigen Schlafzimmers, an der sein Bett in einer Nische stand, langsam auf und ab. Ein schnell angemachtes Kaminfeuer hatte es zu gut gemeint; es verbreitete eine Hitze, daß uns die Schweißtropfen herunter liefen. Als plötzlich einer von uns aufsah, um den General etwas zu fragen, verstummte er jedoch, diesen erblickend, und machte die Anderen aufmerksam auf das, was er sah. Der General nämlich hatte wie wir das Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit den Schweiß abzutrocknen, aber wie immer, wenn er etwas erwog, vollständig von seinen Gedanken eingenommen, bemerkte er nicht, daß er hierzu von seinem Nachttisch im Vorbeigehen statt des Taschentuches die Perrücke in die Hand genommen hatte und sie für den Zweck verwendete. Dies ging eine ganze Zeit lang so fort, bis wir

ihn endlich darauf aufmerksam machten. Es war so komisch, daß wir zuerst kaum ein Wort herausbringen konnten, und als er endlich den Irrthum erkannte — lachte er mit.

Er liebte es, in irgend bedeutenden Lagen sich eines Dichterwortes zu erinnern; wurde er in einer vorgenommenen Erholung gestört, dann hörte man ihn wohl scherzhaft sagen: „Meister muß sich immer plagen!"

Nicht umsonst wurde er der „große Schweiger" genannt, wenngleich er in späteren Jahren doch mittheilsamer geworden als dies früher der Fall war. Als wir am Abend eines Tages der Uebungsreise in Schlesien (irre ich nicht, 1867) mit ihm am Spieltisch saßen, trat ein Kamerad heran und las uns einige Spottworte eines Witzblattes vor, die eine Aeußerung des Generals v. Manteuffel betrafen, die dieser über „sieben Fuß Erde" gemacht hatte. Moltke hörte ernst zu, legte dann die Karten auf den Tisch, sah uns groß an, hob die Hände empor und sagte kopfschüttelnd, aus tiefster Ueberzeugung: „Ich verstehe meinen Freund Manteuffel nicht! — Warum spricht der Mann!" —

Bei Gelegenheit einer Uebungsreise wurden wir vor dem Städtchen, wo wir Quartier nahmen, feierlichst durch den Bürgermeister mit einer Deputation begrüßt. Als die Anrede des Bürgermeisters dem General einen etwas überschwänglichen Gang einschlug, brachte er den Redner vollständig aus dem Konzept mit der plötzlich den Fluß seiner Gedanken unterbrechenden Frage: „Entschuldigen Sie, wer sind Sie eigentlich?"

Ein anderes Mal war während des Krieges ein Stabsoffizier eines Truppentheils als Gast an unserer Tafelrunde. Als dieser in Bezug auf die Kriegführung einige etwas gewagte Behauptungen aufstellte, wandte sich der General an ihn mit der Frage: „Herr Kamerad, was sind Sie in Ihrem Civilverhältniß?" (Der Betreffende war nicht etwa Reserve- oder Landwehr-Offizier, sondern gehörte der aktiven Armee an.)

Für Pferde, Reiten und Fahren interessirte sich der General sehr. Gern fuhr er selbst bei den Reisen des Generalstabes mit seinen Pferden einige Kameraden spazieren. Dabei kam es doch öfter vor, daß die Räder, statt neben den Chausseesteinen vorbei zu gehen, mit ihnen in Berührung geriethen. Je heftiger der Stoß war, desto vergnügter sagte der hohe Herr: „Sehen Sie, den habe ich doch ganz richtig getroffen," — als ob dies absichtlich von ihm geschehen wäre.

Sehr komisch konnte er bei den Whistpartien sein; während des Feldzuges war er keineswegs ein hervorragender Spieler. Kam er in die Lage, einen sogenannten Schnitt versuchen zu können, so legte er die Karten hin und fing an, den in der Nachhand befindlichen Mitspieler anzublicken, indem er sagte: „Ich muß doch einmal sehen, ob ich ihm nicht im Gesicht ablese, was er für eine Karte hat." — Mißglückte dann der Schnitt, so sagte er mit sehr drolligem Ernst: „Ich hätte mich doch darauf todt schlagen lassen, daß er die Karte nicht hatte. Kann der sich aber verstellen!"

Sehr amüsirte ihn eines Tages eine Geschichte, die sich auf seine Kosten abgespielt hatte. Es war bei einer Uebungsreise in Schlesien nach dem Kriege von 1866, als wir — an einem Sonntage — nur einen Reisemarsch ausführten. Der General, dies benutzend, um einen Bekannten in der Nähe dabei aufzusuchen, übertrug die Führung über uns dem ältesten Obersten. Im geschlossenen Trupp gelangte dieser mit uns in glühender Sonnenhitze auf ein in den Bergen befindliches kahles Plateau, dem wir schon von Weitem von allen Seiten zahlreiche Schaaren auf der es durchschneidenden Chaussee zuströmen sahen. Schließlich langten wir bei der sich dort versammelnden Menge an; es mochten über tausend Menschen sein, darunter die gesammte Schuljugend der Umgegend, mit Blumen, Fahnen und Trommeln unter ihren Lehrern. Einer von diesen trat an den Obersten, der allgemein, da er an unserer Spitze ritt, für Moltke ge-

halten wurde, heran und hielt eine hübsche, patriotische Ansprache. Der Oberst hörte aufmerksam zu und antwortete, ohne den Leuten ihren Irrthum zu benehmen, wie ihre patriotischen Gesinnungen Jedem Freude bereiten müßten, und daß sie diese auch für alle Zukunft bewahren, insbesondere auch die Lehrer die Kinder dementsprechend erziehen möchten. Mit einem von der Menge ausgebrachten Hoch auf Moltke, welches sich noch wiederholte, so lange wir in Sicht waren, setzten wir unseren Ritt fort. Als wir wieder in Schritt fielen und wohl ein etwas verwundertes Gesicht machten, daß die Leute glaubten, der General Moltke habe zu ihnen gesprochen, sagte der Oberst: „Sollte ich etwa die Leute enttäuschen, die in ihrem Eifer meilenweit in der Hitze herbeigekommen waren, den alten Moltke zu sehen, indem ich ihnen sagte: Der ist gar nicht hier. Jetzt glaubt ein Jeder, ihn gesehen und gehört zu haben, und zehrt daran bis an seine Ende. Das Einzige, was geschehen kann, ist, daß wenn einmal ein Kolporteur mit Bildern von Moltke nach ihren Dörfern kommt, er sie hier nicht los wird, denn Jeder wird sagen: „Geh nur ab, die sind nicht ähnlich — der sieht ganz anders aus, ich habe ihn ja selbst gesehen."

Am Tage nach der Schlacht von Gravelotte, am 19. August Nachmittags, fuhr der General von Rezonville mit mir und Hauptmann v. Winterfeld nach Pont à Mousson zurück. Wir kamen hierbei über den Theil des Schlachtfeldes von Vionville, wo am 16. unser äußerster rechter Flügel gefochten hatte und auf dem die Opfer jenes Tages noch unbeerdigt lagen. Während unserer Fahrt sprach der General nur drei Mal. Hier auf diesem Felde, als er einen preußischen Unteroffizier mit gefälltem Gewehr mitten unter den Leichen der französischen Garde-Voltigeure todt liegen sah, zeigte er auf diesen und sagte: „Das war der Bravste der Braven." Dann später, während er anscheinend über die gestrige Schlacht nachgedacht: „Ich habe gestern wieder gelernt, daß man nicht stark genug auf dem

Schlachtfelde sein kann," und schließlich, als wir in der Abendbeleuchtung die Umrisse der Baulichkeiten erkannten, die auf dem über Pont à Mousson sich erhebenden Berge lagen: „Mit welchen Gefühlen würden wir heute hier zurückkehren, wenn wir die Schlacht verloren hätten!"

In der letzten Zeit des Krieges waren für den Generalstab des Großen Hauptquartiers nach außen hin mannigfache Friktionen entstanden. Als wir im Gefühl, daß man sich dies nicht gefallen lassen könne, in den General drängten, er möge sich bei Seiner Majestät darüber beschweren, gab er uns die denkwürdige Antwort: „Meine Herren, in dieser schweren Zeit soll Seine Majestät wenigstens von uns kein Wort der Klage hören!"

Bezüglich der Art und Weise, wie der Feldmarschall arbeitete, gebe ich aus der Zeit zwischen den beiden letzten großen Kriegen nachfolgende Notizen:

Die kriegsgeschichtliche Abtheilung bearbeitete damals den Feldzug von 1866. Sobald in der Arbeit ein Abschnitt fertiggestellt war, wurde dieser ihm vorgelegt, und er setzte sich an dessen sorgfältigste Durcharbeitung. Vielfach wurde daraus eine vollständige Umarbeitung des Abschnittes, indem er die Ereignisse alle in seiner klassischen Schreibweise zusammendrängte, was ihm unwesentlich erschien, fortließ, jede Wiederholung strich und namentlich in wenigen kurzen Sätzen eine Zusammenstellung der Hauptpunkte hinzufügte, indem er dabei bemerkte: „Die richtige historische Darstellung giebt die schärfste Kritik." —

Die Arbeit ging alsdann in dieser Umgestaltung oder neuen Bearbeitung an die Abtheilung zurück, die sie ihrerseits darauf prüfte, ob nunmehr auch jeder Satz der historischen Grundlage völlig entsprach und durch das Zusammenarbeiten des Stoffes nicht etwa wichtige Momente in den Hintergrund gedrängt worden waren oder sich dabei Irrthümer eingeschlichen hatten.

Fand sich Stoff zu derartigen Aussetzungen, so ging die Arbeit an den General zurück, und dies Verfahren wiederholte sich so lange, bis beiderseitig nichts mehr zu bemerken war.

Die eigenen Arbeiten des Generals, die er, soweit es seine Zeit erlaubte, mit großer Vorliebe den historischen Ereignissen zuwandte, zeugten stets von einer ungemein großen Sorgsamkeit und in der Art und Weise, wie sie durchgearbeitet wurden, davon, wie schwer er sich selbst von der eigenen Arbeit befriedigt fühlte. Es kam ihm dann gar nicht darauf an, ganze Bogen mühevoller Arbeit, an denen er Tage gesessen hatte, durchzustreichen und den betreffenden Abschnitt von vorn an wieder neu abzufassen und zu gestalten.

Ueberhaupt hatte er die Gewohnheit, auch auf anderen als historischen Gebieten, das Durchdachte schriftlich niederzulegen und dies als Ausgangspunkt weiterer Kombinationen zu betrachten. Sein scharfer Verstand ruhte nicht eher, bis er auch alle Möglichkeiten und Folgen einer gegebenen Lage durchdacht hatte und mit sich vollständig im Reinen war. Während des Nachdenkens stand er in der Regel oder ging im Zimmer umher, stets den Blick auf den Boden geheftet, um durch nichts abgelenkt zu werden. Wurde er dabei gestört, so blickte er auf mit einem Ausdruck, als ob er sich plötzlich in einer anderen Welt befände. Dieses Vorher-Durchdenken aber war so umfassend und vorhersehend, daß ihn im Kriege nichts überraschte. Aenderten Nachrichten plötzlich die Lage derart, daß Anderen dies oder jenes völlig unerwartet kam, so gab es bei ihm nicht einen Augenblick des Besinnens, seine Augen schienen sich zu vergrößern, ihr wunderbarer Ausdruck erschien noch mehr durchgeistigt als sonst, und sofort entwickelte er in einfachen Sätzen in der präzisesten Weise, was nunmehr zu geschehen habe. Höchstens entfuhr ihm ein Ausruf des Erstaunens, wenn es sich durch die Nachricht ergab, daß der Gegner eine fehlerhafte Bewegung oder eine Unterlassung begangen hatte, die für

diesen verderblich werden konnte, aber in seinen Kombinationen hatten auch die Fehler des Feindes bereits vorher vollste Beachtung gefunden.

J. v. Verdy,
General der Infanterie und Chef des Infanterie-Regiments Graf Schwerin (3. Pomm.) Nr. 14
(während des deutsch-französischen Krieges Oberstlieutenant und Abtheilungschef im Generalstabe des Großen Hauptquartiers Sr. Majestät des Königs).



Vom Generalstabe des Großen Hauptquartiers im Kriege 1870/71.

Im Feldzuge 1870/71 stand dem General v. Moltke als General-Quartiermeister der Generallieutenant v. Podbielski zur Seite. Zu seinem Stabe gehörten außerdem drei Abtheilungschefs, drei Majors und sechs Hauptleute des Generalstabes, sowie zwei persönliche Adjutanten.

Das Verhältniß des General-Quartiermeisters zum Chef des Generalstabes der Armee war weder durch allgemeine Vorschriften gebunden, noch durch besondere Bestimmungen für den vorliegenden Kriegsfall geregelt, vielmehr der praktischen Entwickelung überlassen. Sein Rang verlieh dem General-Quartiermeister Anspruch darauf, der nächste Vertraute des Generalstabschefs und dessen Stellvertreter in Behinderungsfällen zu sein. Er entlastete den Generalstabschef von der Sorge um Nebendinge, indem er die Geschäftsthätigkeit des Stabes leitete und beaufsichtigte.

In Etappenangelegenheiten und im Nachrichtendienst wurde ihm stillschweigend das Recht selbstständiger Verfügung eingeräumt.

Auch für die Vertheilung der Geschäfte und den Dienstbetrieb im Stabe gab es keine Vorschriften. Die im Frieden bestehende Eintheilung des Großen Generalstabes in drei Abtheilungen, deren Chefs in den mobilen Stab übergetreten waren, bot sich als natürlicher Anhalt hierfür. Im Wesentlichen fielen der ersten Abtheilung (Oberstlieutenant Bronsart v. Schellendorff) die auf die Verwendung der Streitkräfte, der zweiten Abtheilung (Oberstlieutenant v. Verdy du Vernois) die auf das Nachrichtenwesen, der dritten Abtheilung (Oberstlieutenant v. Brandenstein) die auf das Etappen- und Eisenbahnwesen bezüglichen Arbeiten zu. Oberstlieutenant v. Brandenstein war gleichzeitig militärisches Mitglied der Eisenbahn-Exekutiv-Kommission. Die Stabsoffiziere und Hauptleute wurden auf die drei Abtheilungen vertheilt. Ein Stabsoffizier übte jedoch die Funktionen als Bureauchef aus, indem er insbesondere den Registratur-, Kanzlei- und Expeditionsdienst leitete. Die persönlichen und ökonomischen Angelegenheiten des Generalstabes bearbeitete, wie im Frieden, der erste Adjutant des Chefs.

Wenn der Generalstab des Großen Hauptquartiers das Ziel eines Marsches erreichte, wurde sofort in einer Schule oder in anderen geeigneten Räumen das Bureau eingerichtet, damit die dringenden Geschäfte ohne Verzug erledigt werden konnten. Der General v. Moltke und die Offiziere seines Stabes erhielten Quartier in möglichster Nähe des Bureaus. Dieses blieb jedoch der Hauptaufenthaltsort der Generalstabsoffiziere; sie waren bei Tage fast immer in größerer Zahl daselbst versammelt. Zur Vertretung des Bureauchefs in Abwesenheitsfällen und für den Nachtdienst wurde von 24 zu 24 Stunden ein Offizier kommandirt, so daß mindestens ein solcher zu jeder Stunde auf dem Bureau anzutreffen war. Die eingehenden Schreiben, Telegramme u. s. w. wurden von dem Bureauchef in Empfang ge-

nommen und von ihm einzeln oder gesammelt, je nach der Dringlichkeit, dem Chef des Generalstabes und dem General-Quartiermeister vorgelegt. Von hier gelangten sie an den zuständigen Abtheilungschef zum Vortrage oder zur Bearbeitung. In der Nacht eingehende Mittheilungen sammelte der Offizier vom Dienst in der Regel bis zum nächsten Morgen. In dringenden oder zweifelhaften Fällen hatte er sie jedoch sogleich dem betreffenden Abtheilungschef vorzulegen, der nöthigenfalls den General-Quartiermeister und die außerdem betheiligten Offiziere wecken ließ und sich mit ihnen zum General v. Moltke begab. Nur in Zeiten hoher Spannung der Kriegslage kam dies häufiger vor.

Auf dem Bureau wurden metallographirte Uebersichtsskizzen des Kriegsschauplatzes vorräthig erhalten; in sie trug, in der Regel an jedem Morgen, ein Offizier die Stellungen der beiderseitigen Truppen ein, soweit sie sich aus den eingegangenen Nachrichten erkennen ließen. Neben solchen Skizzen benutzte der General v. Moltke mit Vorliebe eine Eisenbahnkarte von Mittel-Europa, die, nebst Zirkel und Lupe, stets auf seinem Arbeitstisch lag. So bescheidene Hülfsmittel genügten in Verbindung mit seinen Kenntnissen, um ihm den beständigen Ueberblick über das Ganze zu sichern. Immer den Standpunkt der obersten Heeresleitung wahrend, machte er von Karten größeren Maßstabes nur beschränkten Gebrauch.

An jedem Morgen, bisweilen auch mehrmals am Tage, versammelten sich der General-Quartiermeister und die Abtheilungschefs beim General v. Moltke zum Vortrage. Demselben wohnten außerdem der Bureauchef und der erste Adjutant, sowie in der Regel auch der Generalintendant (Generallieutenant v. Stosch) und der Chef des Telegraphenwesens (Oberst Meydam) bei. Hier fand eine Besprechung der Kriegslage und der zu treffenden Anordnungen statt, die jedoch weit entfernt war, den Charakter eines Kriegsraths zu haben. Der General

v. Moltke legte seine Ansichten und Absichten mit der ihm eigenen Kürze und Klarheit dar; und wenn er auch, stets in liebenswürdigster Form, ergänzenden Betrachtungen, Fragen und selbst Bedenken Raum gewährte, so handelte es sich doch fast immer nur darum, die Einheitlichkeit der Auffassung seiner Pläne bei seinen Arbeitsgehülfen sicher zu stellen.

Demnächst begab sich der General v. Moltke, begleitet vom General-Quartiermeister, behufs Vortrages zu Seiner Majestät dem Könige. Das geschah unter Umständen selbst bei Nacht. Wie lebhaft der General auch durchdrungen war von dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die von ihm zu ertheilenden Rathschläge, so hielt er doch dem Wesen und der Form nach immer streng daran fest, daß Entschluß und Befehl dem Königlichen Oberfeldherrn allein zukomme. Wie es im Uebrigen bei diesen Immediatvorträgen herging, hat der Feldmarschall in dem von ihm hinterlassenen Aufsatz: „Ueber den angeblichen Kriegsrath in den Kriegen König Wilhelms I.“*) selbst geschildert.

Nach dem Immediatvortrage wurden die in der Regel inzwischen schon vorbereiteten Verfügungen ausgefertigt und zur Absendung bereit gestellt. Wichtige Operationsbefehle entwarf der Chef des Generalstabes häufig selbst, die von Anderen entworfenen unterzog er einer genauen Durchsicht, bevor sie ins Reine geschrieben wurden. Die Reinschrift von Operationsbefehlen fertigten stets Generalstabsoffiziere, die jederzeit zu jeder Arbeit, wäre sie auch noch so untergeordnet erschienen, freudig bereit waren. Wo die Hülfe des Telegraphen zur Verfügung stand, wurde er natürlich für den Verkehr mit den Armee-Oberkommandos ꝛc. ausgiebig benutzt. Die Ueberbringung wichtiger Schreiben auf weite Entfernungen war vorzugsweise Aufgabe der dem Großen Hauptquartier zugetheilten Feldjäger. Sie legten ihre Wege, begleitet von zwei Infanteristen mit geladenem

*) Siehe Band III, S. 417.

Gewehr, auf requirirten Fahrzeugen oft quer durch feindliches Gebiet zurück und haben sich durch die Zuverlässigkeit, mit der sie ihre gefahrvolle Aufgabe erfüllten, wohl verdient gemacht. Auf Entfernungen, die in einer Tour zu Pferde zurückgelegt werden konnten, wurden Operationsbefehle durch Generalstabsoffiziere, minder wichtige Schreiben durch Kavallerie-Ordonnanzen überbracht. Hier und da waren zu diesem Zweck auch Relaislinien eingerichtet. Die Feldpost, wie vortrefflich sie auch den Privatverkehr vermittelte, wurde doch nur zu Sendungen benutzt, auf deren schnelle und sichere Beförderung wenig ankam.*)

Galt es aber, zu einem wichtigen Erlasse mündliche Erläuterungen zu geben und die Uebereinstimmung der Ansichten zwischen dem Großen Hauptquartier und den Armee-Kommandos zu sichern, so wurde ein älterer Generalstabsoffizier, in der Regel einer der Abtheilungschefs, entsandt. Dies geschah namentlich auf den Schlachtfeldern zu dem Zweck, die Oberleitung über die Vorgänge auf entfernteren Punkten unterrichtet zu halten. Der Chef des Generalstabes und der General-Quartiermeister blieben dagegen in der Schlacht stets in unmittelbarer Nähe des Königs. Nur einmal ist von dieser Regel auf kurze Zeit abgewichen worden, und zwar in der Schlacht von Gravelotte—St. Privat. Hier begleitete der General v. Moltke den Angriff des II. Armeekorps gegen den französischen linken Flügel bis an den Ausgang des Hohlweges nördlich von Gravelotte, wo er durch die Offiziere seines Gefolges daran erinnert wurde, daß sein Platz nicht im feindlichen Infanteriefeuer sei. Er ritt dann zurück zum Könige nach

*) Ihr wurden unter Anderem einmal Karten vom Gebiet der Côte d'or anvertraut, welche aus Paris mit einem in unsere Hände gerathenen Luftballon an Garibaldi abgesandt worden waren. Da auch der General v. Werder diese Karten gut gebrauchen konnte, sollte die Post sie ihm zustellen. Der Feldpostillon wurde aber von den Garibaldianern abgefangen, und so gelangten die Karten an ihre ursprüngliche Adresse.

Rezonville. Dort wurden noch in der folgenden Nacht bei dürftigem Talgkerzenlicht die Befehle für die Einschließung der feindlichen Armee in Metz, sowie für die Bildung der Maas-Armee und deren Vormarsch mit der III. Armee gegen Paris entworfen.

Wie dienstlich, so blieb der General v. Moltke auch außer Dienst stets in naher Verbindung mit seinem Stabe. Das einfache Mittagsmahl nahm er in der Regel um 6 Uhr gemeinschaftlich mit demselben ein, wenn er nicht zur Königlichen Tafel befohlen war. Sehr bekannt ist seine Tafelrunde im „Hôtel des Réservoirs" in Versailles geworden. Hier speiste er monatelang fast täglich mit seinen Offizieren an einer Quertafel im Hintergrunde des großen Speisesaals, beim Ein- und Austritt achtungsvoll begrüßt von den deutschen Fürsten und Prinzen, sowie von den ab- und zugehenden Offizieren und Fremden, welche alle an einer Längstafel und vielen kleinen Tischen in demselben Raum ihr Mahl einnahmen. An der Unterhaltung sich selbst nur betheiligend, wenn ein ihn besonders interessirendes Thema angeschlagen wurde, erfreute er sich doch sichtlich an der guten Laune, welche stets in seiner Umgebung herrschte. Im Essen und Trinken war er bekanntlich sehr anspruchslos und mäßig; was ihm vorgesetzt wurde, war ihm gleichgültig, wenn es nur ausreichte, seinem bedürfnißlosen Körper das Nothwendige zuzuführen. Nach Tisch rauchte er mit Behagen ein oder zwei Cigarren, zu anderen Tageszeiten fast niemals. Die Mäßigkeit und Regelmäßigkeit seiner Lebensweise wird aber nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm einen gesunden Schlaf zu sichern. Zwar konnte er trotz seines hohen Alters mit wenig Schlaf auskommen, ohne zu ermüden. Aber wenn nicht unaufschiebbare Geschäfte ihn abhielten, so erfreute er sich von 11 Uhr Abends bis gegen 7 Uhr Morgens erquickender Ruhe in seinem einfachen Feldbett, auch vor großen Entscheidungstagen.

Abends nach Tisch pflegten ihn einige Offiziere seines Stabes in sein Quartier zur Whistpartie zu begleiten. Nur selten, selbst in Zeiten hoher Spannung der Kriegslage, ist von dieser Gewohnheit abgewichen worden. Dringende Dienstgeschäfte wurden zwischendurch erledigt. Man spielte stets das Point zu fünf Pfennigen, aber mit Aufmerksamkeit und Eifer; Spielfehler oder fortgesetztes Unglück im Spiele konnten den großen Strategen sehr verdrießen, wenn er auch seinem Verdruß nie in Worten Ausdruck gab.

In der Zeit des Aufenthaltes in Versailles machte er, begleitet von einem oder zwei Offizieren seines Stabes, bei gutem Wetter nach dem Frühstück häufig Spazierfahrten in der Umgebung von Paris, theils um sich an der schönen Natur und dem reichen Anbau der Gegend zu laben, theils um die Stellungen der Truppen und ihre Vertheidigungsmaßnahmen kennen zu lernen, nach Beginn des artilleristischen Angriffs auch, um den Geschützkampf zu beobachten. Im Bereich des feindlichen Feuers wurde der Wagen verlassen, es war dann erstaunlich zu sehen, mit welcher Leichtigkeit und Ausdauer der 70jährige General noch bedeutende Geländeschwierigkeiten überwand. Bei ungünstigem Wetter aber besuchte er nach dem Frühstück fast stets die berühmte Gemäldegalerie des Versailler Schlosses. Dorthin ging er, der Kunstfreund und Kunstkenner, allen Warnungen und anonymen französischen Drohungen zum Trotz, immer ohne Begleitung, um sich dem Kunstgenuß ungestört hingeben zu können. Furcht kannte er nicht.

Am heiligen Weihnachtsabend versammelten sich die Offiziere des Stabes auf dem Bureau unterm Christbaum. Auch hier erschien der General in ihrer Mitte, aber nur auf kurze Zeit und stiller und ernster noch als gewöhnlich — es war der Sterbetag seiner theuren Lebensgefährtin, die ihm zwei Jahre zuvor der Tod entrissen hatte.

In dem Stabe des Generals v. Moltke ist während des ganzen Feldzuges von mehr als halbjähriger Dauer niemals auch nur der leiseste Mißton zu Tage getreten. Der Stab bestand aus einem Kreise von Freunden, von denen jeder bestrebt war, das Beste an seinem Platze zu leisten, jeder aber auch dem anderen das Beste gönnte. Zeugt dies von einer glücklichen Zusammensetzung des Stabes, so war das Einvernehmen doch vorwiegend eine Wirkung des Zaubers, welchen die Persönlichkeit des an der Spitze stehenden großen Mannes ausübte. Die Ueberlegenheit seines Geistes ließ für Rivalitäten keinen Platz. Seine Pflichttreue, seine strenge Sachlichkeit, seine Anspruchs- und Selbstlosigkeit, die würdevolle, vornehme Ruhe, die ihn auch unter den schwierigsten Verhältnissen keinen Augenblick verließ, die Güte, die nie auch nur ein ungeduldiges Wort über seine Lippen kommen ließ — diese vorbildlichen, durch weltgeschichtliche Erfolge in das hellste Licht gestellten Eigenschaften — wirkten mächtig auf seine Umgebung. Gehülfe eines solchen Mannes in großer Zeit zu sein, war ein Glück und eine Ehre, deren sich Jeder durch hingebende Pflichterfüllung und Unterdrückung kleinlicher Regungen würdig zu machen trachtete. In diesem Sinne darf man sagen, daß Moltkes Geist in Moltkes Stabe herrschte.

v. Blume,
Generallieutenant und kommandirender General des XV. Armeekorps
(während des deutsch-französischen Krieges Major im Generalstabe des Großen Hauptquartiers Sr. Majestät des Königs).



Erinnerungen eines Generalstabs-Offiziers.

—•◦•—

Zu den Mitspielern im „Räuber-Whist", welches der Feldmarschall bekanntlich mit Vorliebe spielte, gehörte öfters ein Herr, der das schnelle Kartengeben meisterlich verstand, was ihm oft die Bewunderung des Feldmarschalls eintrug, aber auch eine kleine Spannung darauf erzeugte, „wann sich der schnelle Geber wohl einmal vergeben würde". Durch Jahre hindurch war dies nicht geschehen, bis endlich eines Abends richtig das Unglück eintrat und eine Karte übrig blieb, so daß noch einmal gegeben werden mußte. Der Triumph des Feldmarschalls aber äußerte sich in einem kaum merklichen Lächeln, das in bekannter Weise um die dünnen Lippen spielte, und in den fünf Worten: „bis dat, qui cito dat!" — Der köstliche Humor dieser trockenen Bemerkung wirkte dann aber auf den Geber so nachhaltig, daß er sich flugs zum zweiten — nun aber auch zum letzten Male vergab.

„Das feine Whist zu Dreien, auch das hohe Whist mag ich nicht. — Ich will mich Abends beim Spiel erholen, nicht aufregen." Das war die Meinung des alten Herrn, und so wurde denn das alte Räuber-Whist, Point 1 Pfennig, unermüdlich „gedroschen". Von den verschiedenen „Touren" war es Jahre lang die „schwarze Dame", die der Feldmarschall besonders begünstigte. Auf der Generalstabsreise im Jahre 1879 wurde denn auch öfter des Abends ein Partiechen gemacht, wiewohl alle Betheiligten, der damals neunundsiebzig Jahre zählende Feldmarschall nicht ausgenommen, am Vormittag viele Stunden lang zu Pferde gesessen und demnächst im Zimmer gearbeitet hatten. An einem solchen Abend hatte der alte Herr besonders Glück; auf seinen

Vorschlag wurde noch eine „schwarze Dame“ gespielt, und noch eine und noch eine, die er sämmtlich gewann. Bei der Abrechnung stellte es sich heraus, daß er über zwei Mark gewonnen hatte. Das peinliche Gefühl aber, seinen Herren Geld abzugewinnen, namentlich da auf seine Veranlassung das Spiel verlängert war, ließ ihn die Worte sagen: „Herrschaften, heut haben wir ja doch bloß zu einem halben Pfennig das Point gespielt!“

Daß seine viel berühmte Schweigsamkeit nur bedingungsweise vorhanden war, ist schon mehrfach erwiesen. Es darf nur an die vortrefflichen Reden im Reichstage, die an Klarheit und Schönheit der Sprache mit dem Alter des Feldmarschalls noch zuzunehmen schienen, erinnert werden. Leeres Geschwätz war ihm allerdings ein Greuel. Vielleicht der gewissenhafteste Zuhörer im Reichstage, verließ er doch, wenn gewisse Redner auftraten, ohne Weiteres den Sitzungssaal, während es als eine schmeichelhafte, ermuthigende Anerkennung galt, wenn der alte Herr, um besser zu hören, sich in die Nähe des Redners begab.

Konsequent wortkarg war der Feldmarschall bei den wenigen Tischreden, die er zu sprechen hatte. Ein einziges Mal, bei Gelegenheit der Generalstabsreise im Jahre 1881 in Holstein, wo das Offizierkorps der Marine den Generalstab zu einem höchst fröhlichen Abendessen in sein Kasino geladen hatte, ließ er sich zu einem längeren, vom liebenswürdigsten Humor getragenen, Toaste herbei.*)

Wenn er zum Geburtstage des Kaisers die Generale und Stabsoffiziere des Generalstabes zum Festmahle bei sich versammelte, war sein Trinkspruch nie anders als „auf das Wohl Seiner Majestät des Kaisers und Königs!“ oder „Seiner Majestät dem Kaiser und Könige!“

„Was soll ich in diesem Kreise Langes über den Kaiser reden? Jeder von uns kennt und fühlt dasselbe.“ Das waren

---

*) Vergl. den nächstfolgenden Beitrag. — Vergl. auch Seite 218.

seine Gedanken hierbei. Im Generalstabe aber wurde Tags zuvor darüber debattirt, ob der Toast acht oder neun Worte lang sein werde, ja, im Jahre 1884 wurde die Wette um ein Austernfrühstück auf höchstens neun Worte glänzend verloren, der Feldmarschall hatte den Zusatz: „Meine Herren!“ gemacht, zwei Worte mehr: die Wette war verloren.

Der unglückliche Verlierer aber war der Meinung „der Feldmarschall wird alt — er fängt an, geschwätzig zu werden“.

Erinnerungen eines früheren Generalstabsoffiziers an die letzte vom Feldmarschall geleitete Uebungsreise des Großen Generalstabes.

Die letzte Uebungsreise des Großen Generalstabes, welche der Feldmarschall leitete, war die des Jahres 1881; die Uebungsreise im Jahre 1880 hatte — zum ersten Male — Graf Waldersee als Vertreter des General-Feldmarschalls geleitet. (Graf Waldersee war damals Chef des Stabes des X. Armeekorps.)

Die zu Ende September und Anfang Oktober 1881 ausgeführte Reise hatte Schleswig-Holstein als Operationsfeld; ihr Zweck war unter Anderem, Klarheit zu verschaffen über die Frage der Befestigung Kiels — als wichtigsten Marine-Etablissements — von der Landseite.

Mehrere Tage war Kiel selbst Marschquartier der sämmtlichen Theilnehmer an der Reise, und da die Erweiterung der

Kenntnisse der Generalstabsoffiziere nach jeder Richtung hin und bei jeder Gelegenheit der von Moltke stets hochgehaltene Gesichtspunkt der Uebungsreisen war, wurde einer derselben benutzt, die Befestigungen von Sonderburg und die Düppeler Schanzen zu besuchen. Die Marine stellte bereitwilligst eines ihrer Fahrzeuge zur Verfügung, mit dem wir um 7 Uhr den Kieler Hafen verließen. In Sonderburg stiegen wir wieder an Land und wanderten unter Moltkes persönlicher Führung zu den Schanzen — ein Weg von 8 Kilometern —. Hier hielt einer der Herren einen Vortrag über die Erstürmung der Schanzen im Jahre 1864, der Feldmarschall machte seinerseits einige Zusätze und Bemerkungen, dann folgte eine genauere Besichtigung der Schanzenlinien und demnächst der Rückmarsch nach Sonderburg. Hier wurde ein einfaches Mittagsmahl eingenommen, wozu der Feldmarschall seine Offiziere und die Spitzen der Stadt eingeladen hatte, und dann die Rückfahrt auf dem Kriegsschiff angetreten. Während derselben gaben sich die meisten unter uns der wohlverdienten Ruhe hin. Der alte Herr dagegen benutzte die Zeit, um sich von einem der Marineoffiziere eingehend die innere Einrichtung des Schiffes erklären zu lassen. Erst bei einbrechender Dunkelheit langten wir wieder in Kiel an; es blieb uns gerade noch Zeit, um uns zu dem von den Marineoffizieren kameradschaftlich angebotenen Abendessen umzukleiden. Der Feldmarschall erschien mit militärischer Pünktlichkeit und in einer Frische, die nicht merken ließ, daß er seit dem frühen Morgen unterwegs gewesen war und einen Uebungsmarsch von 16 Kilometern gemacht hatte.

Bei Tische erhob er sich zu einem Trinkspruch auf das Wohl der Marine. Er sagte dabei etwa Folgendes: „Sie, meine Herren Kameraden von der Marine, haben den hohen Beruf und die Aufgabe, Deutschlands Ehre in der weiten Welt zu vertreten und sein Ansehen zu wahren. Kehren Sie in die Heimat zurück, so ist es billig, daß Ihrer ein sicheres und be-

hagliches Nest wartet, in dem Sie sich zu neuen Thaten rüsten können. Dies Ihnen zu bereiten, sind die Offiziere des Großen Generalstabes hier anwesend.

„Wir von der Landarmee sehen nicht so viel von der weiten Welt; unsere Grenzen sind uns gezogen. Manchmal zwar betreten auch wir benachbarte Länder . . .“

Bei diesen letzten Worten, die der Feldmarschall mit humoristischem Lächeln sprach, brach ein solcher Beifallssturm aus, daß das Weitere verhallte. Die fröhliche Stimmung hielt die Kameraden bis weit nach Mitternacht zusammen, und der Feldmarschall war keineswegs der Erste, der sich entfernte.

P. A.



Erinnerung eines Fraktionsgenossen aus dem Reichstage.

Des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke nie ermattende Pflichttreue kennzeichnete sich in all seinem Thun, auch im politischen Leben. Kein Abgeordneter war im Besuch des Reichstages gewissenhafter als er, und keiner im Hause übertraf ihn an Eifer, über die zur Verhandlung stehenden Fragen vollste Klarheit zu gewinnen.

Am 2. Dezember 1885 brachte der hochverehrte Alterspräsident seinen Entwurf eines Gesetzes ein „betreffend die Abänderung des Militärpensions-Gesetzes vom 27. Juni 1871“.

Die aus warmem Herzen fließende Rede zur Begründung seines Antrags gipfelte in den Worten:

> ... „soll die Armee ihren Zweck erreichen, wollen Sie die Armee kräftig und jugendfrisch erhalten, so geben Sie ihr das Pensionsgesetz.“

Graf v. Moltke errang auch hier glänzenden Sieg. Das Gesetz fand am 10. April 1886 in dritter Lesung vollberechtigte Annahme.

Am Abend dieses denkwürdigen 10. April hatte ich früherer Erlaubniß gemäß zwei Familienbilder in der Wohnung des General-Feldmarschalls abgegeben. Sie stellten dar die Gräfin Friederike v. d. Groeben, geborene Gräfin v. d. Groeben, aus dem Hause Ponarien und ihren Gemahl, den Grafen Ludwig, aus dem Hause Weslin.*) Der Hofmaler Wilhelm Hensel hatte deren Bildnisse am 9. Oktober 1821 und 24. Juni 1822 in Bleistift gezeichnet und „v. Moltke, Lieut. im 8. Reg.“ dieselben im Juli 1826 für die Familie kopirt; auf diese seine eigenen Zeichnungen sollte der Heldengreis zu der früheren Unterschrift eine neue hinzufügen. Ich frug noch an, wann die Wiederabholung erfolgen dürfe, da rief mich der Feldmarschall selbst in sein Arbeitszimmer und redete mich freundlich mit den Worten an: „Was bringen Sie mir da?“ „Excellenz“, erwiderte ich, „die Bilder der Großeltern meiner Frau, von denen ich neulich sprach.“ „Zeigen Sie mal her!“ Der Feldmarschall ergriff die Zeichnung, brachte sie der Lampe näher, betrachtete mit Interesse des Künstlers Leistung und sagte dann erfreut: „Das ist ja ganz ausgezeichnet gemacht, ausgezeichnet!“ und kurz zu mir sich wendend: „Wer hat das

*) Oberburggraf des Königreichs Preußen, Hofmarschall Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm, Bruders Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III., geboren 23. Dezember 1765, gestorben 16. Dezember 1829; seine Gemahlin geboren 10. Juni 1780, gestorben 18. Juli 1857. — Die beiden Bilder sind hier beigefügt.




9ten Octobr 1821.





gemacht?" Mit heiterer Stimme gab ich zurück: „Das haben Eure Excellenz ja selbst gemacht!" „Hab' in meinem Leben nie so gut gezeichnet!" „Halten zu Gnaden, Excellenz, dort in der untern Ecke steht Ihr Name." Der Graf nahm das eckige Leseglas zur Hand, gab dann verwundert zu: „Ja, das hab' ich geschrieben; glaubte nicht, daß ich jemals so gut gezeichnet habe", dann setzte er sich an den Schreibtisch im linken der drei Fenster des hohen Gemachs, ließ den Schein der an der Stuhllehne befestigten verstellbaren Lampe über die Schulter fallen und begann zu schreiben:

„Wiedergesehen 10. April 1886.
Graf Moltke, Feldmarschall."

Gleich beim zweiten Worte hielt er inne — „der Bleistift ist zu weich, will mir einen andern holen," ging darauf ins dritte Fenster und entnahm aus zahlreichem Vorrath den geeigneten Stift; als er wiederum bei mir vorüberschritt, wagte ich die Bemerkung: „Besondere Freude ist's für mich, daß das heutige Datum darunter kommt!" Moltke blieb stehen, sah mich an und fragte: „Das heutige Datum, warum?" „Weil Eure Excellenz den vielen Großthaten für die Armee heute eine schöne That hinzugefügt haben!" Der große Denker schwieg, ging an seinen Platz, setzte sich, und mit dem festeren Blei die begonnene Unterschrift weiter führend, sprach er in einem Tone, in dem seines treuen Herzens Bewegung durchklang:

„Wird wohl Manchem angenehm sein." Wie leuchtet doch auch aus diesem schlichten Wort die dem hehren Manne eigene Seelengröße.

Schlieffenberg, Juni 1892. Graf v. Schlieffen.

Aufzeichnungen des Grafen Eduard Bethusy-Huc auf Bankau, Vaters der Gräfin Ella Moltke.

Da meine Beziehungen zum Feldmarschall vorwiegend privater Natur waren, so werde ich vornehmlich Gelegenheit haben, an seinem Verhältniß zu seiner und meiner Familie die reiche Gemüthsfülle zu beleuchten, die dem Verstorbenen innewohnte, sowie das strenge Pflichtgefühl, das ihn auch auf diesem Gebiete auszeichnete.

Ich wurde dem Generalmajor v. Moltke im Jahre 1856 vorgestellt, als er dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm in Breslau beigegeben war. Doch erst als die Vermählung meiner Tochter Ella mit seinem Neffen Wilhelm stattgefunden hatte, entwickelten sich persönliche Beziehungen. Vom „großen Schweiger" war im Familienverkehr nur in seltenen Augenblicken etwas wahrzunehmen. Er konnte stundenlang mit meiner Frau und meinen erwachsenen Kindern plaudern, denen er allen wie ein naher Verwandter gegenüber trat, und wahrhaft bezaubernd war sein mild freundlicher Ausdruck, wenn er mit den nachwachsenden und der sich bald mehrenden Schaar meiner Enkel (auch den ihm nicht verwandten) sich spielend beschäftigte.

Seine bekannte Neigung für Garten- und Parkkultur übertrug er auch auf die hiesigen Anlagen, und mancher unnütze Baum, den ich vergebens meiner Frau abzuringen versucht hatte, wurde seinem autoritativen Ausspruch geopfert. Rührend war auch im Privatverkehr seine Bescheidenheit, die es ihm unerträglich gemacht hätte, sogenannte Umstände zu verursachen. Er wußte, daß ich das Frühaufstehen nicht liebe, und als ich das erste Mal um 7 Uhr bei ihm antrat, erklärte er mir

bündig, daß er nie wieder nach Bankau kommen würde, wenn er mich je vor 8½ Uhr erblickte. Wenn ich dann gegen 9 Uhr bei ihm erschien, hatte er schon lange im Garten promenirt und sich mit meinem Gärtner über alles Einschlagende unterhalten. Besonders interessirte und ärgerte ihn die Ananaszucht, die hier blühte und in Creisau trotz alles Bemühens keine Erfolge aufweisen wollte.

Auf meine Frage, ob er reiten, fahren oder gehen wolle, pflegte er zu antworten, man könne ja alles Dreies thun, — nur nacheinander. Dann ging es zunächst zu Pferde etwa drei Stunden lang, und das Tempo, das er angab, war wahrlich nicht das eines alten Herrn — Schritt nur ausnahmsweise, langer Trab und Galopp wechselten ab, und es wäre auf ein paar Gräben nicht angekommen, wenn ich ihn an solche herangeführt hätte. Bei einem dieser Ritte, auf dem uns meine damals noch unverheiratete Tochter begleitete, gerieth der Feldmarschall durch seine und meine Unaufmerksamkeit in sumpfiges Gelände, so daß das Pferd mit ihm hinstürzte. Gottlob war nichts geschehen, der Ritt wurde fortgesetzt, und eine unbedeutende Quetschung nach unserer Rückkehr mit Arnika von mir selbst behandelt, denn es war verabredet, daß der Vorfall Geheimniß unter uns Dreien bleiben sollte.

„Nun wollen wir einmal sehen", hatte der alte Herr gesagt, „ob kleine Mädchen schweigen können." Erst drei Jahre später wurde durch eine am Thatorte gefundene Reitpeitsche der Schleier gelüftet.

Ein anderes Mal machten wir nach einem starken Morgenritt eine weite Nachmittagsausfahrt. Bei einem Abschuß des Weges wurde ich an den Zügeln vom Kutschersitz geschleudert, im Wagen saß der Feldmarschall mit zweien meiner Töchter. Es muß schlimm ausgesehen haben, denn die Damen schrieen laut auf, nur der alte Herr blieb ganz ruhig und verzog keine Miene, nur später scherzte er lächelnd über die „Bankauer

Attentate". Es gelang mir indeß, nachdem ich ein Stück geschleift worden, die Pferde zu pariren und die Fahrt planmäßig fortzusetzen. Am Abend, da die Stunde für Whist und Musik schon zu vorgerückt schien, ließ der Feldmarschall den Whisttisch ins Musikzimmer bringen, um keine der beiden gewohnten Unterhaltungen zu entbehren. Als sich später ein Familientanz entwickelte und ein Herr zur Quadrille — alter Art — fehlte, ich aber wegen der am Nachmittag erhaltenen Kontusion nicht aushelfen konnte, trat der alte Herr ein, tanzte mit den Kindern und wurde dabei so munter, daß er sich spät, in der zwölften Stunde, sogar zu einem Walzer mit einem der Mädchen verstieg.

Ein anderes Mal — es war ein Sonnabend im Juni — hatte sich Frau v. Moltke, Schwägerin meiner Tochter, die dem Feldmarschall das Haus hielt, in Bankau angesagt. Als wir sie im matt erleuchteten Hausflur empfangen, steht dort in einer dunklen Ecke eine schlanke, etwas gebückte Gestalt, die ich unter ihrem schwarzen Schlapphut für einen jungen Künstler halte. Es entpuppt sich aber der Feldmarschall, der zur Ueberraschung mitgekommen war. Nachdem er oben seinen Sommerpaletot abgelegt, steht er im schwarzen Leibrock mit dem leinenen Johanniterkreuz vor uns. „Entschuldigen Sie", sagt er, „diese Kleiderpracht — ich muß aber übermorgen zum Rittertag in Breslau erscheinen, und da ist der Frack obligatorisch."

Halsorden und weiße Binde befanden sich in der Brusttasche des Frackes und wurden am Montag schon früh 7 Uhr vor der Abfahrt angelegt. Was die Taschen noch sonst etwa enthielten, ist nicht festgestellt worden. Anderes Gepäck war jedenfalls nicht vorhanden. Am Folgetage erbat ich vom Feldmarschall, sich eines meiner Röcke zu bedienen. Als es bei der Nachmittagsausfahrt anfing, leicht zu regnen, und meine Frau, deren Wagen er theilte, vorschlug, das Verdeck aufzuschlagen, sagte er mit dem ihm eigenen Humor: „O, bitte, es thut gar nichts, es ist ja nicht mein Rock."

Die Herzenswärme und der Humor, welche der alte Herr in dem ihm sympathischen Privatverkehr entwickelte, ließe sich noch durch manche andere Mittheilung beweisen.

Unter den vielen interessanten Gesprächen allgemeineren Inhalts, die ich mit ihm hatte, möchte ich wenigstens zweier Erwähnung thun.

Wir saßen im Frühjahr 1867 im konstituirenden Reichstage — die Luxemburger Affaire war aufgetaucht, und die Interpellation Bennigsen stand für übermorgen auf der Tagesordnung. Da sagte mir in einem Gespräch in den Vorräumen des Sitzungssaales General v. Moltke etwa Folgendes:

„Nach einem Kriege, wie wir ihn eben gehabt, kann man wahrlich nach einem zweiten kein Verlangen tragen, und Niemand ist entfernter davon als ich. Und doch muß ich wünschen, daß der gegebene Anlaß zu einem Kriege mit Frankreich benutzt werde — ich halte leider diesen Krieg binnen jetzt und fünf Jahren für absolut unvermeidlich, und innerhalb dieser Frist wird sich das heut unbestreitbare Uebergewicht unserer Organisation und Bewaffnung durch Frankreichs Anstrengungen täglich zu unseren Ungunsten mehr ausgleichen. — Je früher wir also handgemein werden, desto besser. Der gegenwärtige Anlaß ist gut. Er hat einen nationalen Charakter, man benutze ihn also."

Diese mir an sich einleuchtenden Aeußerungen erschienen mir aus dem Munde einer solchen Autorität trotz ihres zunächst nur vertraulichen Charakters doch zu schwer wiegend, um ihnen nicht weitere Folge zu geben. Ich trug sie in meiner freikonservativen Fraktion vor und wurde von ihr veranlaßt, den Reichskanzler über seine Ansicht zu befragen, da die Fraktion mit Recht Bedenken hatte, in so wichtiger äußerer Frage sich zu binden, ohne die Ansicht der Regierung zu kennen.

Graf Bismarck erkannte zwar die Richtigkeit der Moltkeschen Ausführungen auf politischem wie auf militärischem Gebiete an, erklärte aber zugleich, daß er es niemals würde

verantworten können, das Elend eines Krieges über sein Land heraufzubeschwören, wenn das Land diesen Krieg nicht, wie das im österreichischen Kriege der Fall gewesen, zur Wahrung seiner vitalen Interessen oder seiner Ehre bedürfe. Die wie immer fundirte subjektive Ueberzeugung eines Regenten oder Staatsmannes, daß der Krieg dereinst doch hereinbrechen werde, könne einen solchen nicht rechtfertigen. Unvorhergesehene Ereignisse könnten die Lage ändern und das scheinbar Unvermeidliche abwenden.

Als ich Tages darauf dem General dies mittheilte, erwiederte er: „Bismarcks Standpunkt ist unanfechtbar, wird uns aber seiner Zeit viel Menschenleben kosten.“ —

Das zweite Gespräch fällt in die Mitte der achtziger Jahre. Es wurde damals zwar nicht in der Presse wohl aber gesprächsweise eine Legende verbreitet, welche dem Feldmarschall, so sehr sie ihn scheinbar ehrte, doch nur unerwünscht sein konnte. Man erzählte, König Wilhelm habe am Abend des Schlachttages von Gravelotte seinen Generalstabschef gefragt, was zu thun sei, wenn der Feind auch am anderen Tage seine Stellungen behaupte. Moltke habe geantwortet: „Wieder angreifen, Majestät“, und als der König entgegnete, das könne er nach den schmerzlichen Verlusten kaum übers Herz bringen, hinzugefügt: „Dann müßte ich Majestät um meine Entlassung bitten.“

Als ich im gerechten Zweifel an der Echtheit dieser Legende den Feldmarschall vertraulich darüber befragte, erklärte er sie für eine von A bis Z erfundene Fabel, die in den Vorgängen jenes Abends keinen auch nur scheinbaren Anhalt finde. „Ich würde,“ fügte er hinzu, „nie, am wenigsten im Kriege, angesichts des Feindes meinem Herrn den Stuhl vor die Thür gesetzt haben. Das widerspricht nicht nur der Disziplin, sondern auch der soldatischen Ehre. Was zu solchen Legenden mißverständlich Anlaß gegeben haben könnte, ist ein im Laufe beider Kriege wiederholt stattgefundener Vorgang. Der König, der bekannt-

lich von allen meinen Plänen vor deren Ausführung genaue Kenntniß nahm, hatte, weit mehr als im Volk und in der Armee bekannt, ein merkwürdig scharfes Auge für jede etwa darin vorhandene Schwäche und verlangte zu Zeiten mit großer Zähigkeit, daß seiner an sich berechtigten Kritik Rechnung getragen werde. — Dies war nun nicht immer möglich, wenigstens mir nicht.

„Es giebt eben im Kriege viele Lagen, in denen sich ein Plan ohne schwachen Punkt, ohne Vertrauen auf Glück und Tapferkeit der Truppe überhaupt nicht fassen läßt. Da mußte ich denn, wenn der König zum theoretischen Nachgeben nicht zu bewegen war, in wiederholten Fällen erklären: Dann müssen Ew. Majestät die Gnade haben, selbst zu befehlen. Meine Weisheit ist zu Ende, ich kann keinen anderen Vorschlag machen. Nach solcher Erklärung ist es dann immer bei meinem Vorschlage verblieben."

Ich schließe diese kurze Darlegung mit dem freudigen Bekenntniß, daß ich es stets als eine Gunst des Schicksals für mich und die Meinen betrachten werde, daß wir einem Manne haben näher treten dürfen, der nicht nur ein großer Mann von unsterblicher geschichtlicher Bedeutung war, sondern auch, was sich so selten zusammenfindet, in sich das Bild eines großen, edlen und reinen Menschen darstellte, den wir nicht nur verehren, sondern auch lieben mußten.



Erinnerungen
des Dr. v. Kulmiz auf Konradswaldau bei Saarau.

1. Als in den achtziger Jahren sein Begleiter auf einer Fahrt durch Schweidnitz auf die schönen Promenaden hinwies, die den Platz der früheren Festungswälle einnehmen, bemerkte der Feldmarschall: „Wenn ich im Himmel Friedrich dem Großen begegnen werde, werde ich einen schweren Stand haben, weil ich sein liebes Schweidnitz als Festung habe eingehen lassen.“

2. Der frühere Landrath des Schweidnitzer Kreises zeigte einmal dem Feldmarschall eine alte Karte vom Lager von Bunzelwitz, das in diesem Kreise liegt, und fragte, ob die Lage wirklich so vortrefflich gewesen, worauf der Feldmarschall äußerte: Die Stärke des Lagers beruhte in der Anwesenheit Friedrich des Großen.

3. Als am 21. Oktober 1889 Herr Wangemann, Mitarbeiter Edisons, den Phonographen in Creisau vorstellte, sprach der Feldmarschall Folgendes in den Apparat: „Die neueste Erfindung des Herrn Edison ist in der That staunenswerth. Der Phonograph ermöglicht es, daß ein Mann, der schon lange im Grabe liegt, seine Stimme wieder erhebt und die Gegenwart begrüßt.“

Ferner citirte er aus dem ersten Theile von Faust:

Ihr Instrumente spottet mein
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel:
Ich stand am Thor, ihr solltet Schlüssel sein;
Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Hier fügte er hinzu: „Aber der menschliche Geist stellt der Natur die peinliche Frage. Er zwingt sie, auf der Folter des Experiments, auf die Gefahr hin, daß sie sich zuweilen furchtbar rächt, so manchen Schleier zu lüften.“

Aus Faust, erster Theil, citirte er noch:

> Doch ist es jedem eingeboren,
> Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
> Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
> Ihr schmetternd Lied die Lerche singt.

4. Auf dem Sommersitze einer im Schweidnitzer Kreise am Zobtenberge wohnenden Nichte bewies er, wie bei seinem herrlichen Park in Creisau, ein ausgezeichnetes Geschick als Landschaftsgärtner. Mit richtigem Blick fand er die Stellen, wo Durchhaue und Einblicke am Platz waren, und ging rücksichtslos mit dem Beil auch gegen schöne alte Buchen an, wenn es galt, den Blick über eine Wasserfläche herzustellen. Jahrelang hat er wegen dieser Bäume mit der Nichte gerungen, deren Mann sogar als Mitverschwörer gewonnen, bis er endlich seinen Zweck erreicht sah.

5. Bei einem Besuche dort brachte er, als Regen an das Haus bannte, eine Thonpfeife herbei und vergnügte sich vielleicht zwei Stunden damit, den Kindern Seifenblasen zu machen. Der Anblick war rührend, den alten Herrn von einer großen Kinderschaar umgeben, auf jedem Knie ein Kind, und bei dieser Thätigkeit an dem Jubel der Kinder sich erfreuen zu sehen.

Uebrigens nannte er sich gegen alle Großneffen und Großnichten „Opapa“ und ließ sich von diesen auch so nennen.

6. Moltke war ein wahrhaft edler Wohlthäter; er übte die Wohlthaten im Stillen, deshalb werden nicht viele bekannt werden.

Von einer sei berichtet. Auf einem Spaziergange in Creisau fiel ihm auf, daß ein ihm begegnender Handwerker traurig aussah; nach dem Grunde befragt, erzählte der Mann, sein Sohn sei Meister geworden und könne eine schöne Werkstatt

in der Nähe kaufen, aber das Geld fehle. Am nächsten Tage fuhr der Feldmarschall nach dem bezeichneten Orte, erfuhr dort, daß der Ankauf der Werkstatt günstig sei, und setzte dann den Handwerker in die Lage, sie zu kaufen.

Nur Wenige wissen, daß der Feldmarschall alljährlich ganz außerordentlich hohe Summen zu Unterstützungen verwandte; dies muß besonders hervorgehoben werden, da die Volksstimme ihn mit Vorliebe, aber ganz falsch, als sehr sparsam bezeichnet.

In den Ruf der Sparsamkeit ist er nur deshalb gelangt, weil er für seine Person ganz außerordentlich geringe Ansprüche an das Leben stellte.



Freiherr v. Magnus zu Berlin

berichtet Folgendes:

Ich habe nur drei Mal die Ehre gehabt, persönlich mit dem Feldmarschall zusammenzukommen, das erste Mal in seinem Arbeitszimmer in Gegenwart des Herrn Majors Helmuth v. Moltke, wo ich ungefähr eine einstündige Unterredung mit ihm hatte; das zweite Mal in einer eingeladenen Versammlung im Herrenhause; das dritte Mal wieder in seinem Arbeitszimmer am Dienstag Mittag kurz vor seinem, am Freitag darauf erfolgenden Tode.

Meine Bestrebungen, in gemeinnütziger Weise für Arbeiter, Handwerker, Beamte und Landleute auf praktische Weise eigenen Haus- und Grundbesitz zu schaffen, führten mich zum Feldmar-

schall, dessen warmes Herz für das Volkswohl mir bekannt war. Ich arbeitete damals in dem Komitee für die Deutsche Volksbaugesellschaft, die sich inzwischen als eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht konstituirt hat.

Meine Erwartungen, mit denen ich zum Feldmarschall kam, und die schon sehr hoch gespannt waren, wurden noch bei weitem übertroffen. Ich durfte ihm einen längeren Vortrag halten über die Absichten und die Organisation der Deutschen Volksbaugesellschaft, und unser Gespräch betraf bei jeder der drei Gelegenheiten diese Gesellschaft und volkswirthschaftliche Fragen im Allgemeinen. Es war erstaunlich für mich, mit welcher Schärfe der Feldmarschall auf den Gegenstand einging, wie er sofort den Kernpunkt, die durch Grund und Boden und daneben durch Lebensversicherung gesicherten Grundschuldbriefe, erfaßt und seinem vollen Werthe nach beurtheilt hatte, wie er sich besonders lobend und anerkennend über die gesunde Finanzirung des Unternehmens aussprach, von der Wohlthätigkeit bei einem so ausgedehnten, weittragenden Unternehmen völlig absah und nicht nur die Berechtigung, sondern die Nothwendigkeit anerkennend feststellte, daß alle mit Geld daran Betheiligten Zinsen für ihr Kapital genießen müßten. Dabei sprach aus jedem Worte sein gemeinnütziger Sinn, sein warmes Herz für die minder begüterten Mitmenschen, sein reges Interesse für alle volkswirthschaftlichen Fragen.

In kurzen, klaren Sätzen sprach er seine Freude über das neue Unternehmen aus und zeichnete mit eigener Hand — zu meiner unbeschreiblichen Freude — an dem Tage unserer ersten Begegnung 3000 Mark als drei Geschäftsantheile zu der Deutschen Volksbaugesellschaft.

In der Versammlung im Herrenhause, wo Herr Geheimrath Dr. Dernburg, Herr Direktor Haas und ich Vorträge über die Wohnungsverhältnisse und die Ansiedelungsfrage, insbesondere über die Volksbaugesellschaft hielten, war der Feldmarschall zu-

gegen und verfolgte die Verhandlungen mit großem Interesse, wie er mir bei dieser Gelegenheit noch ausdrücklich versicherte. Bald darauf erhielt ich den hier folgenden Brief, dessen Original ich als werthvolles Kleinod aufbewahre.

Berlin, den 13. April 1891.

Sehr geehrter Herr Freiherr!

Aus den Anlagen wollen Sie geneigtest ersehen, daß ein „Bau- und Sparverein" in München behufs Errichtung von Familienhäusern ein Grundstück erworben aber kein Geld hat, um darauf zu bauen, und um meinen Rath bittet.

Dazu bin ich in dieser Materie viel zu wenig orientirt und übersehe selbst nicht, ob der genannte Verein etwa mit seinem Grundstück uns als eine Filial-Stiftung dienen könnte.

Vielleicht hätten Sie die große Güte, aus Ihrer Sachkenntniß mir oder dem Bittsteller direkt den gewünschten Rath zu ertheilen in Rücksicht auf den beabsichtigten guten Zweck.

Ergebenst

Graf **Moltke**,
Feldmarschall.

Am Dienstag vor seinem Tode durfte ich den Feldmarschall nochmals aufsuchen, um Bericht zu erstatten über die Angelegenheit in München, von der in jenem Briefe die Rede ist. Er dankte mir, daß ich ihm die Sache abgenommen. Ich entledigte mich ferner eines Auftrages des engeren Komitees der Deutschen Volksbaugesellschaft, indem ich ihn für den darauf folgenden Sonnabend zu einer Sitzung des Komitees im Herrenhause einlud. Mit großer Bereitwilligkeit ging er auf die Einladung ein, versprach, unter allen Umständen zu der Sitzung zu kommen, erkundigte sich eingehend nach dem Fortgange der Vorarbeiten, freute sich sichtlich über die zahlreich

eingegangenen Zeichnungen und äußerte, er würde gern selbst noch eine größere Summe zeichnen, sobald die Gesellschaft zur Konstituirung gelangte. Ja, sein warmes Interesse ging so weit, daß er mir, als er mir gütiger Weise zum Abschiede die Hand gab, sagte, er werde mit Anliegen aller Art überlaufen, jetzt aber Alles abweisen, um den Rest seiner Kräfte nur noch der Deutschen Volksbaugesellschaft zuzuwenden, da er von der Durchführbarkeit ihrer durchaus praktischen Absichten überzeugt sei.





IV.

Gedenkreden.





Rede

am Sarge des Feldmarschalls,

gehalten am 28. April 1891 von dem Evangelischen Feldpropst der Armee D. Richter.*)

Psalm 90, 2—6, 10, 12—14, 17.

Hohe Trauerversammlung!

Aus des alten Feldmarschalls alter Bibel, darin er täglich gelesen hat, haben wir den alten Mose-Psalm gehört, den 90. Psalm als ein Zeugniß über den Neunzigjährigen, daß sein Leben köstlich gewesen, weil es Mühe und Arbeit war, und daß sein Sterben köstlich war, weil er zum Sterben stets bereit war und das Gebet sich oft durch die Seele gehen ließ: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden."

*) Mit bereitwilliger Genehmigung des Herrn Feldpropstes D. Richter und des G. Strübigschen Verlags zu Leipzig, in dem die Rede als Druckschrift erschienen ist.

Nun hat der Herr sein Gebet erhört; nun ist er gestorben so, wie er es gewünscht hat. Nun soll er noch einmal im Tode reden, so wie Mose, der Patriarch, der Prophet, der Führer seines Volks, diesem noch im Tode gepredigt hat. „Und Mose," heißt es (5. B. M. 34, 7—9), „war hundertundzwanzig Jahre alt, da er starb. Seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen. Und die Kinder Israel beweinten ihn. Josua aber ward erfüllet mit dem Geist der Weisheit; denn Mose hatte seine Hände auf ihn gelegt." —

Auch wir stehen an der Bahre eines Patriarchen des Volks, eines Propheten einer neuen Zeit, eines Führers durch schwere Zeit „zu des Reiches Herrlichkeit". Nächst den Seinen, denen in dem Verewigten das ehrwürdige Familienhaupt genommen ist, und an der Spitze von ganz Europa, das neidlos dem großen Todten seine Huldigungen darbringt, steht unser Kaiser als erster Leidtragender hier, der Kaiser, der nicht bloß den treuesten Diener, der eine Armee in ihm verloren hat. Und mit dem Kaiser die deutschen Fürsten, die deutsche Armee, das deutsche Volk — ohne jeden Unterschied der Stände und der Parteien: alle eins in dem einen großen Schmerze — das ganze Volk beweint ihn —, alle eins auch in dem einen Verlangen, den großen Sohn des Vaterlands, „unsern" Moltke recht noch im Tode zu ehren und Gott, der uns ihn geschenkt hat, recht dafür zu danken.

Halten wir denn sein Gedächtniß hoch, sein Vermächtniß heilig!

Sein Gedächtniß hoch! „Seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen." — Worin lag doch das Geheimniß dieses gottbegnadeten Lebens, das Geheimniß der wunderbaren Kraft bis ins einundneunzigste Jahr hinein? War's Natur oder war's Gnade? Sein reicher und tiefer Geist oder die stählerne Energie des Willens? Die große Arbeit oder der große Erfolg seines Lebens? Die Selbstzucht oder die Selbstlosigkeit seines Wesens? Die Vielseitigkeit oder die straffe

Geschlossenheit seiner Persönlichkeit? So möchte man wohl fragen bei ihm, gleich wie man den Edelstein nach allen Seiten im Licht widerstrahlen läßt — und er war ein seltener Edelstein. Das alles waren Kräfte seines Lebens; sie alle aber wurden getragen und harmonisch zusammengehalten von der einen großen Kraft in ihm: „Seine Kraft war nicht verfallen." Was der Feldmarschall Moltke gethan hat als Schlachtendenker und Schlachtenlenker, mit Schwert und Feder, mit Rath und That, als Diener seiner Könige und als Bürger mit der Bürgerkrone, als Soldat und als Gelehrter: das ist unauslöschlich in die Tafeln der Geschichte eingegraben; das ist in den Kränzen hier auf seinem Sarge dankbar bezeugt, deren jeder seine besondere Geschichte hat und seine besondere Sprache redet, schweigend und doch beredt, wie er selbst, der große Schweiger.

Aber nicht, was er gethan, sondern was er gewesen, war seine innerste Kraft.

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Wir werden nimmer seinesgleichen sehn!"

Er war ein Mann und, fügen wir hinzu: ein Christ. Da lagen die starken Wurzeln seiner Kraft. Maßhalten auch in der Maßlosigkeit der Erfolge, bescheiden und schlicht bleiben auch auf der Höhe des Ruhms, triumphiren und doch — schweigen, das kann nur der, dessen Kraft nicht in dieser Erde wurzelt; sondern der etwas weiß und erfahren hat von Dem: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für!" und der, gleich Mose, schon hinüber geschaut hat ins heilige Land. Und das lag wie Morgenglanz der Ewigkeit auf des Entschlafenen Angesicht, das uns wie eine in Marmor gemeißelte Predigt, wie ein Stück Klarheit aus der zukünftigen Welt gemahnte: der große Schweiger nun auf dem Todtenbette zum letzten Male als großer Triumphator auch über den letzten Feind, den er nimmer gefürchtet, weil er's wußte: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum.

Und wir stehen tief erschüttert und doch sehr getrost hier an der Bahre des großen Mannes und geloben es, nicht bloß sein Gedächtniß hoch, sondern auch sein Vermächtniß heilig zu halten für alle Zeiten. Das ist ein Wort für die Seinen, die gestern schon im stillen Kreise Abschied von der theuern Hülle genommen haben, ein Wort aber auch für uns Alle — denn uns Allen gehörte er an, — ein Wort insonderheit für die Armee. Wie Josua mit dem Geist der Wahrheit erfüllet ward, denn Mose hatte seine Hände auf ihn gelegt: so wollen wir, die jüngere Generation, dies hier an der Bahre des alten Feldmarschalls als sein Vermächtniß uns versiegeln lassen, um es als unser Gelöbniß heilig zu halten für alle Zeiten, daß sein Geist, als der Geist der Wahrheit, uns bleibe, und daß seine Hände als die Zeugen seiner Kraft, auf uns gelegt bleiben. Wie der todte Cid soll er die Armee auch ferner führen; denn gerade darin zeigt sich seine Größe, daß er nicht einsam auf der Höhe seines Ruhmes gestanden, sondern daß er sein Bestes, ja sein eigenstes Wesen hineinzuprägen verstanden hat in die Armee, in die Nation, als einer ihrer größten Bildner, die sie je besessen hat. Er lebt unter uns, ja in uns, auch wenn er gestorben ist. Er lebt in der Armee und in der Nation fort als der verkörperte Geist der Weisheit und der Kraft, der Zucht und des Maßhaltens, erst zu wägen und dann zu wagen, als der Geist des Hasses wider alles Gemeine, als der Geist selbstloser Pflichterfüllung und der Mannestreue bis in den Tod. Und darum, so tief auch die Wehmuth ist, mit der wir wieder einen der alten Reichspaladine unseres alten Heldenkaisers scheiden sehen: das ist doch das Größte — und nicht am wenigsten des alten Feldmarschalls Verdienst —, daß Deutschland den Verlust eines seiner größten Söhne und Männer aller Zeiten nicht bloß tragen muß, sondern auch tragen kann. Der Kaiser hat in ihm eine Armee verloren und darf es sagen vor aller Welt; denn er hat in der Armee ihn behalten

für immer. In der Zeiten langer Nacht vor achtzig und mehr Jahren ging's wie Todtenklage durch unserer Väter Herz und Sinn:

„Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, Du bist gefallen!“

Jetzt hat sich durch Gottes große Barmherzigkeit die Todtenklage auch an Todtenbahren, wie diese, gewandelt in die Lebensgewißheit für unser deutsches Volk:

„. . . . .
Du stehst fest, ob deine Eichen fallen!“

Also laßt uns unseres Moltke Gedächtniß hoch und sein Vermächtniß heilig halten. —

Und nun soll er zum Schluß, der große Mann, noch einmal selbst zu uns reden und uns sein Vermächtniß über dem Reich von dieser Welt hier an seinem Sarge still hinausklingen lassen in Ewigkeitsgedanken, als sein letztes Vermächtniß für die zukünftige Welt. „Ich stehe“, so schrieb er, der damals achtzigjährige, vor elf Jahren nach seinem Geburtstage,*) „ich stehe nahe am Ende meiner Lebenswege. Aber welcher ganz andere Maßstab als hier wird in einer künftigen Welt an unser irdisches Wirken gelegt werden. Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebniß kaum in die äußere Erscheinung trat, wird den Werth eines Menschenlebens entscheiden. Welche merkwürdige Umrangirung von hoch und niedrig wird bei der großen Musterung vor sich gehen. Wissen wir doch selbst nicht, was wir uns, was wir anderen oder einem höheren Willen zuzuschreiben haben. Es wird gut sein, in äußerer Beziehung nicht zu viel in Rechnung zu stellen.“ —

So denkt ein Weiser, so redet ein Mann, so bekennt ein Christ! Wer so stirbt, der stirbt wohl. Amen.

---

*) Siehe S. 174.

Gedächtnißrede

auf den General-Feldmarschall Grafen Moltke,

gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 2. Juli 1891 (am Tage der Leibnizschen Gedächtnißfeier) von Ernst Curtius.*)

Am Leibniz-Tage gedenken wir nach altem Herkommen derer, welche unserem Kreise angehört haben, und an diesem Jahrestage tritt uns unwillkürlich ein Bild vor die Seele, das Bild des Mannes, welchen der Kaiser und seine Bundesgenossen unter tieferregter Theilnahme des deutschen Volkes am 28. April zur letzten Ruhe geleitet haben, so daß es die Mitglieder der Akademie und ihre Festgäste befremden könnte, wenn die heutige Rede einen anderen Gegenstand hätte, als den Feldmarschall Grafen Helmuth v. Moltke, welcher seit 1860 unser Ehrenmitglied war.

Die preußische Akademie der Wissenschaften, deren zweiter Stifter der große König war, ist durch ihre Geschichte darauf angewiesen, über den Kreis der Fachgelehrten hinaus auch solche Männer sich zu verbinden, welche in den Reihen der Armee und auf dem Gebiete der Kriegswissenschaften eine geistig hervorragende Stellung erlangten. So können wir, ohne in das vorige Jahrhundert hinaufzugehen, den Feldmarschall Freiherrn

*) Mit gütiger Genehmigung des Herrn Geheimraths Curtius.

v. Müffling, die Generale v. Rühle und Wilhelm v. Scharnhorst als akademische Ehrenmitglieder nennen.

Moltkes Name ist aber nicht bloß ein Ehrenschmuck der Akademie gewesen; er war persönlich, wie wir sagen dürfen, der Unsrigen Einer. Oft und gern hat er mit uns an diesem Tische gesessen; persönlichen Antheil hat er an den Berathungen genommen, welche die Ausgrabung von Nemrud-dagh vorbereiteten. Er war nicht Einer von denen, die zu Ehrenmitgliedern gelehrter Körperschaften gewählt werden, um im Allgemeinen ihr wissenschaftliches Interesse anzuerkennen oder um bei wichtigen Unternehmungen auf ihre Gönnerschaft Anspruch zu haben. Moltke stand auf einer Höhe, welche die Schranken der verschiedenen Berufsfächer überragt, und aus angeborener Liebe zur Wissenschaft hat er seine seltenen Geisteskräfte voll eingesetzt, um die menschliche Erkenntniß zu fördern; ein kühner Entdecker, hat er Bahnen gebrochen, auf denen die Männer der Wissenschaft ihm dankbar folgen. Die Aufgabe einer akademischen Gedächtnißrede kann also nur die sein, ihn in den Beziehungen zu den wissenschaftlichen Strömungen seiner Zeit darzustellen; die willkommenste Aufgabe, die einem Akademiker gestellt werden kann; denn nichts gewährt, wie unser Ranke in seinen Tagebuchblättern sagt, ein höheres Vergnügen, als die geistigen Adern der Dinge zu verfolgen.

Den Zusammenhang des Wehrstandes mit dem wissenschaftlichen Leben der Nation vermitteln die Militärschulen, in denen der Geist des großen Königs fortlebt. Sein Grundsatz war es, daß eine voll und frei entwickelte Geistesbildung den militärischen Tugenden die Weihe gebe. Nach seiner Bestimmung wurden schon für die Kadettenhäuser Lehrkräfte ersten Ranges gewonnen; er hat 1765 die Militärakademie ins Leben gerufen, um einer Auswahl junger Offiziere eine über die Forderungen des Berufs hinausreichende Bildung angedeihen zu lassen. Aus dieser Anstalt ist 1809, mit reicheren Mitteln ausgestattet, die allgemeine

Kriegsschule hervorgegangen, die heutige Kriegsakademie, welcher Moltke 1823 bis 1826 angehört hat, in der denkwürdigen Zeit, da General v. Clausewitz ihr Direktor war.

Der Segen dieser fridericianischen Schöpfung ist auch ihm in vollem Maße zu Theil geworden. Er beruht nicht sowohl auf den einzelnen Lehrvorträgen, als auf der persönlichen Berührung mit hervorragenden Männern, die ganz anderen Lebenssphären angehören; sie weckt das Verständniß für die geistigen Bewegungen der Zeit, sie bildet das in Preußen hoch und werth gehaltene Band zwischen Lehr- und Wehrstand, und gerade in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts treten uns die fruchtbaren Beziehungen unserer Gelehrten zur militärischen Jugend besonders lebhaft entgegen.

Ich denke zunächst an Karl Ritter. Sein Fach lag dem kriegswissenschaftlichen Studienkreise besonders nahe; volle Aufmerksamkeit mußte daher Allem zu Theil werden, was dies Gebiet mit neuen Gedanken befruchtete.

Dies war aber bei Ritter in hohem Grade der Fall. Denn wenn Länder- und Völkerkunde auch schon den Inhalt der ältesten „Historia" ausmachte, wie die Griechen sie geschaffen und genannt haben, so war man doch noch immer gewohnt, die Oberfläche der Erde wie eine verworrene Masse von Ländern anzusehen, die zufällig der Schauplatz dieser oder jener Völkergeschichte geworden sei, deshalb blieb auch der Boden des Landes für den Historiker etwas Gleichgültiges.

Was der hellblickende und philosophisch denkende Strabon an inneren Beziehungen zwischen Naturverhältnissen und geistiger Entwickelung ahnend erkannte, hat keine Nachfolge gefunden; die geographischen Lehrbücher wurden und blieben trockene Kompendien. Karl Ritter hat den Muth gehabt, zwei Seiten der Weltbetrachtung zu einer neuen Wissenschaft zu verbinden; seine „Erdkunde im Verhältniß zu Natur und Geschichte" war durch Originalität und Großartigkeit der Anschauungen ein Ereigniß

in der geistigen Welt, ein neues Reis aus altem Stamm, das mit freudiger Ueberraschung begrüßt wurde. In seinen Büchern ist Ritter des zu bewältigenden Stoffes niemals Herr geworden; nicht als Schriftsteller, sondern wesentlich als Lehrer hat er einen mächtigen Einfluß auf die Zeit geübt. Die Militärbehörden legten den höchsten Werth darauf, daß dem neuen Aufschwung des Fachs volle Beachtung zu Theil werde; deshalb wurden Ritter die Studiendirektion der Kadettenhäuser, sowie die Vorträge von Geschichte und Geographie in der allgemeinen Kriegsschule übertragen.

Hier haben die beiden Männer, welche in dankbarer Erinnerung des deutschen Volks als ein unzertrennliches Paar von Alters- und Berufsgenossen unauslöschlich fortleben werden, Roon und Moltke, zu Ritters Füßen gesessen. Beide sind durch ihn in die Litteratur eingeführt worden, und ich kenne kein schöneres Zeugniß von dem die Stände verbindenden Einfluß der Kriegsakademie, als die edle Begeisterung, mit welcher Albrecht v. Roon den neuen Fortschritt der Erkenntniß zu verwerthen suchte, und die anspruchslose Bescheidenheit, mit der er Alles, was er gab, als ein Darlehen seines geliebten Lehrers angesehen wissen wollte. Wie eine persönliche Wohlthat empfand er den frischen Lebenshauch, der durch die Erdkunde ging, der das Zufällige bannte, das Todte belebte, die Masse des Einzelnen einem großen Zusammenhang einreihte. Er wollte von einer Militärgeographie nichts wissen; die neue Wissenschaft war ihm ein neues Band aller denkenden Menschen.

In diese geistig bewegte Atmosphäre trat mit noch größerer Selbstständigkeit und freierem Blick Moltke ein, alle Anregungen begierig aufnehmend, welche für die Betrachtung von Natur- wie Menschenwelt geboten wurden. Leopold v. Buch, der auf Ritters Lehre von den Gebirgen wesentlich eingewirkt hat, eröffnete ein neues Verständniß für die Gestaltung der Erdoberfläche; Alexander v. Humboldt, der mit Buch am Vesuv

zusammentraf, brachte aus der neuen Welt eine Fülle neuer Anschauungen. Einer der begabtesten unter Buchs Schülern, Friedrich Hoffmann, erforschte 1827 die Beschaffenheit des römischen Bodens und zeigte zuerst, wie das Tiberufer für den Geologen kein geringeres Interesse habe als für den Historiker. Beide Beobachtungsweisen entwickelten sich nebeneinander, eine die andere ergänzend. Wenn die Freunde des Alterthums sich früher begnügt hatten, entweder in schwärmender Vergegenwärtigung der Vorzeit zu schwelgen oder die Ueberreste derselben zu inventarisiren, war unter der mächtigen Anregung von Niebuhr, dem Bunsen sich mit begeisterter Forschung anschloß, die historische Betrachtung eingetreten, die das Werden der Bürgerstadt auf dem gegebenen Boden ans Licht zog; Ruinenstatistik wurde Stadtgeschichte. Hier wurde also, was Ritter in großen Umrissen vorgezeichnet hatte, auf einem der wichtigsten Plätze der Menschengeschichte zum ersten Male durchgeführt.

Das waren wissenschaftliche Bewegungen, ohne welche Moltkes Wirksamkeit unverständlich bleibt. Sie haben seinen Forschersinn geweckt und die Methode gezeigt, welcher er immer treu geblieben ist. Wie durch Ritter, Buch und Humboldt ein neues Band zwischen Natur und Menschengeschichte hergestellt war, so hat auch er, durch Erman in die Physik eingeführt, von ihnen gelernt, nach beiden Richtungen seinen Blick zu schärfen. Wie ein Künstler die menschliche Gestalt, so liebte und studirte er die Bodenformen, welche den Ansiedlern ihre Einrichtungen vorzeichnen. In monotoner Fläche dürstete, wie er sagt, sein Auge nach bewegten Terrainformen, und unter dem Schutte der Jahrhunderte suchte er die Urformen der sieben Hügel wieder herauszufühlen. Wie der Bildhauer mit dem Marmorblocke ringt, um in ihm die beseelten Formen eines Menschenkopfes zur Anschauung zu bringen, so war es seine Freude, mit Krokirtisch und Magnetnadel dem Boden das Geheimniß der Naturform abzunöthigen. Die Campagna von Rom hat er

geologisch zu begreifen gesucht. Auch für die belebte Natur hatte er das Auge offen. Sorgfältig beobachtet er die Fauna der Dobrudscha, wo das Land, wie er sagt, den Thieren anheimgefallen sei, nachdem der Mensch den Menschen daraus vertrieben; sorgsam beschreibt er die bunte Fischwelt, welche dem „goldenen Horn“ seine geschichtliche Bedeutung gegeben hat, und wie Ritter mit Vorliebe der Geschichte der Kulturbäume nachging, so hat er über die Cypresse im Orient seine Beobachtungen gemacht.

Wohl hat man der geographischen Wissenschaft, die in Moltkes Jugendzeit ihre Schranken sprengte, den Vorwurf gemacht, daß sie in einer gewissen Ueberschwänglichkeit zu vereinigen suche, was sich in den Rahmen eines Fachs nicht füge. Man hat den vollfluthenden Strom wieder in einzelne Rinnen vertheilt und zwischen den Nachbargebieten Grenzpfähle aufgerichtet, welche nicht aufrecht zu halten sind. Ich denke, wir sollen uns dessen nur freuen, wenn die Forschungsgebiete sich berühren; denn nicht auf der Scheidung, sondern auf der Vereinigung mannigfaltiger Gesichtspunkte beruht der lebendige Fortschritt menschlicher Erkenntniß.

So dachte Moltke, und das ist es, was ihm unter den Zeitgenossen eine einzigartige Stellung giebt, daß er, ohne den nächsten Beruf zu vernachlässigen, über die herkömmlichen Sondergebiete mit freiem Geiste sich erhob und allen Bewegungen der Wissenschaft, die von Ritter, Buch, Humboldt, Niebuhr ausgingen, voll und ganz sich hingab.

Dazu kam die Entwickelung der neuern Geschichte.

Der Sinn für öffentliche Verhältnisse war in Moltke früh angeregt, schon durch die wechselnden Aufenthaltsorte seiner Eltern an der Grenze Deutschlands. Die ersten Knabenjahre verbrachte er in Lübeck, und er bezeugt selbst in der Antwort auf die Verleihung des dortigen Ehrenbürgerrechts, daß die vielen Denkmäler des Bürgersinns aus der Zeit, da Lübeck an

der Spitze des Städtebundes stand, dessen Flotten das Meer beherrschten, das ehrwürdige Rathhaus, die hochragenden Thürme, die schirmenden Wälle mit ihren schattigen Baumgängen, die großen Seeschiffe auf dem schmalen Strome die frühesten Erinnerungen gewesen sind, welche ihm einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben.

Hier hat er zuerst über Verschiedenheit der Zeitalter und der in ihnen wirkenden Kräfte nachdenken gelernt, und als er zum Jüngling reifte, wurde durch Leopold Ranke eine neue Verbindung geschichtlicher Forschung und Darstellung angebahnt. Seine Werke haben Moltkes Blick über die vaterländischen Angelegenheiten hinaus auf die Gegensätze von Abendland und Morgenland, zwischen germanischen und romanischen Nationen gelenkt; in die zwanziger Jahre fällt auch die „Serbische Revolution", die fesselnde Darstellung eines Volksstammes in seinen heimatlichen Verhältnissen.

Die politischen Gedanken weckte die Julirevolution. Moltke folgte den gährenden Bewegungen an den Grenzen des Vaterlandes, nicht mit dem Auge eines jungen Offiziers, der ungeduldig des Zeitpunktes wartet, wo den Waffen die Entscheidung anheimfalle, sondern mit dem eines vollkommen unbefangen denkenden Beobachters. Anarchie in jeder Form war ihm das Verhaßteste, und es lag tief in seiner Natur begründet, daß gewaltsame Erhebungen ihm nur dann gerechtfertigt erschienen, wenn es sich um unveräußerliche Menschengüter handelt. Sein Standpunkt war auch den Zeitereignissen gegenüber der des echten Forschers, der Alles in geschichtlichem Zusammenhange zu verstehen sucht. So erschien infolge der belgischen Revolution 1831 die Schrift über „Holland und Belgien in ihren Beziehungen zu einander seit ihrer Trennung unter Philipp II." und im folgenden Jahre die lange Zeit ganz verschollene Schrift über Polen, in welcher die geographischen Verhältnisse des Weichselthals zur Sprache kommen.

Moltkes geistige Bedeutung wurde in der Armee voll gewürdigt. Er erkannte bald, daß man ihn vorzugsweise im Generalstabe verwenden wolle, und war um so mehr darauf bedacht, seinem angeborenen Wissensdurste folgend, Alles zu thun, um seinen Gesichtskreis zu erweitern und sich so früh wie möglich eine umfassende Kenntniß fremder Länder, Völker und Sprachen anzueignen. 1835 nahm er Urlaub zu einer Rundreise nach Konstantinopel, Athen und Neapel.

In der Türkei war durch den blutigen Sturz der Janitscharen mit der Tradition gebrochen, der die Osmanen ihre Siege dankten. Man mußte nach neuen Machtstützen suchen, und der Seraskier glaubte in dem jungen Hauptmann mit seinem hellen Blick und ruhigen Ernst den Mann zu erkennen, welcher zu einer Neuordnung des Heeres und der Landesvertheidigung die Hand bieten könne.

So erhielt die Touristenwanderung eine unerwartet neue Wendung, einen zeitgeschichtlichen Inhalt. Der Urlaub verwandelte sich in ein Kommando nach der Türkei zur Instruktion und Organisation der Truppen. Im Gefolge des Großherrn bereiste Moltke die Landesfestungen. Das wachsende Vertrauen, das seiner Person galt, wurde auf das Heerwesen übertragen, dem er angehörte, und im Jahre 1837 traten noch drei preußische Offiziere, Fischer, v. Vincke und v. Mühlbach, als Armeeinstrukteure in türkischen Dienst.

Die Umwandelung der Türkei in eine europäische Kriegsmacht war unmöglich. Die Schlacht bei Nisib war trotz Moltkes Anwesenheit, der als bestellter Rathgeber von Hafisz Pascha, als er gegen dessen Truppenleitung vergeblich protestirte, zwei Tage vor der Schlacht jede Verantwortung abgegeben hatte, eine schmachvolle Niederlage, und beim Tode Mahmuds II. war das Reich den eigenen Vasallen gegenüber vollkommen wehrlos, so daß es nur den Protokollen der Großmächte seine Erhaltung dankte.

Für den politisch-militärischen Zweck wurde damals also nichts Wesentliches erreicht; um so mehr für die Wissenschaft, da Moltke den mehrjährigen Aufenthalt in der Levante rastlos benutzte, um die Erdkunde, deren Neubelebung durch Ritter er in voller Jugendfrische erlebt hatte, nun seinerseits kräftig zu fördern. Wir blicken also auf seine wissenschaftliche Arbeit und deren Gegenstand.

Man ist gewohnt, die Wissenschaft, in deren Dienst er sich stellte, im Allgemeinen als Geographie zu bezeichnen; die Griechen, von denen unsere Terminologie stammt, waren genauer im Ausdruck. Für sie lag im Namen Geographie der Begriff des Erdganzen, und danach kann man von der Geographie Kleinasiens so wenig sprechen, wie von der Weltgeschichte eines Staats. Das Gebiet der Erdkunde, das Moltke bearbeitete, ist die Chorographie, das ist die Auffassung der Landschaften in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit, welche ihre unentbehrliche Ergänzung in der Topographie hat, der Feststellung der einzelnen Ortslagen und der Denkmäler.

Die Entdeckungen, welche auf diesem Gebiete gemacht werden, sind zwiefacher Art. Es sind Landstrecken, die zum ersten Male mit der Außenwelt in Verbindung treten, oder es sind Länder alter Geschichte, vergessene und verschollene, mit deren Wiederentdeckung auch die ganze Kultur, welche dort zu Hause ist, erst verständlich wird.

Diese Wiederentdeckung alter Kulturländer ist eine Mission unsers Jahrhunderts, an der fort und fort gearbeitet wird, seitdem Karsten Niebuhr 1761 die Ziegelmauern von Babylon erkannte. In diese Mission trat Moltke durch eine wunderbar glückliche Fügung ein, ein geborener Topograph, mit genialem Blick für das jeder Landschaft Charakteristische. Er reiste in landesherrlichem Auftrage, welcher Sicherheit gewährte, sowie die nothwendigen Hülfsmittel; er arbeitete im Verein mit Kameraden, deren Wirksamkeit sich nach gemeinsamem Plane ergänzte. So

sind die Wege, welche Alexander einst durch seine Bematisten abschreiten ließ, vom Bosporus bis nach Babel hin neu zu Tage gekommen, und eines der wichtigsten Kulturländer: Kleinasien, ein Halbinselland und zugleich ein massiver Kontinent, die Völkerbrücke vom Orient zum Occident, ein Land von so excentrischer Konfiguration, daß es mit der syrisch-ägyptischen, der griechischen und der skythischen Welt unzertrennlich in Verbindung steht, durch seine in Pontus und Propontis, in den Archipelagus und ins Mittelmeer wie in den persischen Golf mündenden Ströme mit allen Kulturländern in Zusammenhang, der alte Kampfplatz zwischen Semiten und Ariern, zwischen Hellenen und Barbaren, zwischen Christenthum und Islam — dies wichtige Centralland ist wesentlich durch Moltke unserer Kenntniß erschlossen worden, und mit Kleinasien auch das Doppelstromland Vorderasiens. Er ist in die Länder, wo die Kunst des Messens einheimisch ist, zuerst wieder mit dem Meßtisch vorgedrungen. Die Ufer von Euphrat und Tigris, wo alle zusammenhängende Menschengeschichte anhebt, sind durch ihn bekannt geworden. Auf Flößen, die, wie in alten Zeiten, aus aufgeblasenen Thierfellen zusammengebunden waren, den einzigen Fahrzeugen, welche ohne Schaden an die Felsklippen anrennen, biegsam dem Wasser sich anschließen, aber auch von jedem Strudel gedreht und von den Wogen überschüttet werden, — hat er, der kühnste Schiffer, durch die Stromschnellen Fahrten gewagt, auf denen kein Eingeborener ihm folgen wollte. Seine Reisen waren Kampagnen, welche Geistesgegenwart, Ausdauer und Heldenmuth in Anspruch nahmen.

Moltke war sich der Merkwürdigkeit dessen, was er täglich erlebte, voll bewußt und versäumte nicht, jede einsame Mußestunde zu Aufzeichnungen zu benutzen, aber nicht, um größere Leserkreise zu unterhalten, sondern in Briefen an die nächsten Angehörigen. Daher der schlichte Ausdruck und der volle Zauber des Unmittelbaren, der lebensvollsten Wahrheit! Seine Berichte sind der natürlichste Niederschlag einer geistig und körperlich angestrengten

Thätigkeit, belebt von allen Gedanken und Erinnerungen, welche ihn aus der Jugendzeit begleiten. Wo er auf dem Boden der klassischen Geschichte weilt, sind ihm die Geister der Vorzeit nahe, Hektor und Achill, Cyrus, Alexander, Xenophon. Alle Trümmer alter Römerstraßen fesselten seinen Blick, und staunend stehen wir mit ihm zum ersten Male vor den wunderbaren Felsbauten von Amaseia. Wie viel Denkwürdiges hat er zuerst gesehen und beschrieben! Aller Orten fühlt er sich in die Wohnsitze der alten Völkerschaften hinein. Die Oertlichkeit war ihm „das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit“ — das ist der treffende Wahrspruch des echten Historikers und des geschichtlich denkenden Topographen.

Aber von den Einzelheiten abgesehen, welche Gesammtbilder aus dem Leben der Menschheit tauchen vor uns auf!

Die Zustände eines orientalischen Reichs, das nicht durch Herrschermacht und nicht durch Anhänglichkeit, sondern durch die träge Macht der Gewohnheit zusammenhält, in welchem immerwährend mit den eigenen Reichsangehörigen gekämpft wird, um Waffendienst und Steuerzahlung zu erzwingen! Und dann die erschütternden Bilder vom Wechsel menschlicher Dinge. Alte Kulturländer, von deren geistigem Ertrage wir noch heute zehren, der Mutterschoß volkreicher Weltstädte, jetzt auf Hunderte von Quadratmeilen wüstes Weideland umziehender Herden. Völker, welche die inhaltreichste Geschichte durchlebten, sind wieder in vorhistorische Zustände zurückgesunken, sich selbst überlassen und nur dadurch frei, daß sie Gegenden bewohnen, wo Andere nicht wohnen können.

Die Stammgenossen dieser Wüstenkinder fand Moltke auf spanischem Boden als Träger von Kunst und Wissenschaft in herrlichen Denkmälern bezeugt, welche seine Gedanken darauf richteten, wie verschiedenartig sich im Abend- und im Morgenlande die Völker entwickelt haben.

Die Araber vermochten auf europäischem Boden heimisch zu werden und eine Kultur zu reifen, deren Untergang noch heute als ein unersetzlicher Schaden empfunden wird. Sie fühlten, daß mit dem europäischen Boden ihre geschichtliche Mission aufgegeben werde; sie nahmen die Schlüssel ihrer Häuser von Sevilla mit, weil sie Allah dem Gerechten vertrauten, er werde ihre Kinder in das Land ihrer Glorie heimführen.

Die Osmanen aber bauen, noch während sie in Byzanz herrschen, ihre Gräber jenseits des Bosporus, weil sie die Stunde kommen sehen, wo sie den europäischen Boden räumen müssen, und zwar ohne die stolzen Hoffnungen, mit denen die Mauren von Granada Abschied nahmen.

Europa und Asien — das ist der Gegensatz, der unser Nachdenken immer von Neuem fesselt, der auch das Grundthema der Briefe Moltkes bildet. Er führt uns in die Ursitze von Staatenbildung und Wissenschaft, die Heimat aller weltbewegenden Religionen. Mit ihm sehen wir die Völker des Ostens unseren Welttheil überschwemmen und hier ihre höchste Lebenskraft entfalten, um dann in der Heimat wieder zu verwildern oder in Erschlaffung zu verkommen. Moltkes eigene Persönlichkeit selbst zeigt uns den Gegensatz, wie er jetzt ist, in anschaulichstem Bilde.

Ohne die leiseste Spur von Ueberhebung zu verrathen, steht er da wie ein Heros zwischen Wesen untergeordneter Art, im Dienst des Morgenlandes der allein zum Herrschen Berufene, im Denken und Handeln der allein Freie in einer Umgebung, die bei einem gewissen Verständniß für höhere Lebensziele doch immer unter dem Banne des Aberglaubens, der Genußsucht und der Trägheit gefangen bleibt.

Moltke ist karg im Ausdruck dessen, was sein Gemüth im tiefsten Grunde bewegte, wenn er der Völkergeschichte mit sinnendem Blick nachging. Felsenfest aber ist seine Ueberzeugung, daß nur im Christenthum, in dem man nach einem seiner denk-

würdigsten Aussprüche das Unerklärliche unerklärt lassen soll, die staatserhaltenden Kräfte eines Volkes ruhen. Selbstgewisser als zuvor, zu voller Manneskraft gestählt, in Gefahren, Entbehrungen, Mühseligkeiten aller Art erprobt, reich an seltenen Kenntnissen und unvergleichlichen Erinnerungen, aber auch heimatfroher und heimatstolzer ist Moltke aus dem Orient in das Vaterland heimgekehrt.

Aeußerlich angesehen sind seine Aufzeichnungen ein buntes Vielerlei wechselvoller Ereignisse, aber in sich eins. Die Weltbilder spiegeln sich alle in einem immer klaren und ruhigen Mannesgeiste; Wort und That, Darstellung und Charakter gehören zusammen. Darum sind seine Briefe nicht nur das reichste Schatzhaus lehrreicher Beobachtungen, nach Inhalt und Form ein klassisches Werk unserer Litteratur, an welchem alle Gebildeten der Nation vollen Antheil nehmen können, sondern auch ein persönliches Denkmal des großen Mannes, das er sich in der wichtigsten Zeit seiner geistigen Entwickelung gesetzt hat; auch die Sprache zeigt, im Vergleich mit den Jugendschriften, wie Moltke während der Wanderjahre geistig gereift ist.

Er hat aber auch andere unvergängliche Leistungen wissenschaftlicher Technik im Orient zu Stande gebracht.

Die Wunderstadt des Bosporus, am Ausgange des Alterthums geschaffen, mit Athen und Rom verglichen eine Stadt der Greise, die niemals der Herd eigenen Feuers und einer frischen Kraftentfaltung gewesen ist, aber ihrer Oertlichkeit wegen eine so bedeutsame Stadt, daß sie als Kreuzpunkt der Interessen von Orient und Occident bis auf den heutigen Tag die Welt in fieberhafter Spannung hält — diese Stadt mit ihrer unvergleichlichen Umgebung hat Moltkes Meisterhand uns zum ersten Male in klarem Bilde vor Augen geführt.

Daran knüpft sich das große Kartenwerk (Kleinasien und Türkisch-Armenien, von v. Vincke, Fischer, v. Moltke und Kiepert); der erste durchgreifende Antheil, welchen an einer

großen Aufgabe unserer Zeit die deutsche Forschung genommen hat. Was Moltke im östlichen Hochlande, in Mesopotamien und Kurdistan geleistet, haben seine Freunde aufgenommen und ergänzt, v. Vincke im westlichen Hochlande, im Halysthale und Antitaurus, Fischer im Taurus und seinen südlichen Vorlanden. Das sind die friedlichen Feldzüge unserer preußischen Offiziere; Forscherarbeiten, welche auch Thaten sind, die dem Vaterlande und seiner Armee dauernde Ehre machen. Es sind die ersten Grundzüge einer umfassenden, wissenschaftlichen Darstellung des kleinasiatischen Kontinents; als ein Vermächtniß Moltkes von der Akademie übernommen, welche die fortschreitende Vollendung des Begonnenen als eine ihrer wichtigsten Aufgaben ansieht.

Im sechsten Jahre nach der Heimkehr wurde Moltke durch einen neuen unerwarteten Anlaß wieder in die Fremde gerufen. Als persönlicher Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen erhielt er Rom als Aufenthaltsort angewiesen, und wie hat er es auch hier verstanden, den überkommenen Beruf geistig zu verwerthen! Denn kaum hatte er sich in Rom eingelebt, so erwachte sein wissenschaftlicher Eifer und ließ ihm, da die Karten der Umgegend sich ungenügend zeigten, keine Ruhe, bis er etwas Besseres zu Stande brachte. Im Winter 1845/46 wurden die grundlegenden Fixpunkte festgestellt; im Februar begann die Feldarbeit. In aller Frühe sah man seinen Wagen durch die schlafende Stadt rollen; aus den engen Gartenmauern befreit, begann er in einsamer Landschaft, wenn die Sonne über dem Sabinergebirge aufstieg, fröhlich seine emsig bescheidene Thätigkeit, die ihm dadurch zu einem geistigen Genusse wurde, daß er die Zeiten des alten Rom stets vor der Seele hatte und mit warmer Naturfreude über den schicksalreichen Boden seinen Blick auf das blaue Meer hinausschweifen ließ. Kaum in den heißesten Sommerwochen gönnte er sich Ruhe, und es war ein Glück, daß er so rastlos arbeitete. Es war die letzte Stunde. Im Juli 1846 starb der edle Fürst, in dessen Dienst er diese köstliche

Muße gefunden hatte, und bei seiner zweiten Heimkehr brachte er die fertige Karte von Rom und Umgebung mit, einen Schatz, dessen Alle froh geworden sind, die nach ihm die Campagna forschend durchwandert haben.

Von jetzt an konnte er im Mittelpunkt des Staats nicht mehr entbehrt werden, aber seine Liebe zum Boden des Alterthums und sein Bestreben, die Erforschung desselben zu fördern, erloschen auch in der angestrengtesten Amtsthätigkeit nicht. Athen, das schon auf dem ersten Reiseprogramm seinen Platz gehabt hatte, war ihm unbekannt geblieben. Da geschah es, daß Kaiser Wilhelm, als Prinz-Regent, im Frühjahr 1862 eine Unternehmung ins Leben rief, welche die Alterthümer von Athen zum Ziele hatte. Sie sollte dem Verfasser der Tektonik, Karl Bötticher, Gelegenheit geben, die Akropolis zu durchforschen; sie ist auch weiteren Kreisen in gutem Gedächtniß, weil es Heinrich Strack damals gelang, im Schutte des Dionysostheaters die marmornen Ehrensessel an Ort und Stelle wieder aufzufinden. Mein Gesichtspunkt war es in erster Linie, die Anlage der athenischen Befestigungen festzustellen, und dessen eingedenk, was wir dem Chef des Großen Generalstabes auf dem Gebiete antiker Topographie verdankten, wagte ich es, ohne mir zuvor höheren Orts eine Empfehlung zu verschaffen, in dem damaligen Generalstabsgebäude der Behrenstraße mein Anliegen vorzubringen. Ich erbat die Begleitung eines Topographen, der mit militärisch geschultem Blick die Oertlichkeit überschauen und darstellen könne. In Moltke erwachte die alte Wanderlust. „Am liebsten ginge ich selbst mit", war seine Antwort. Ohne die geringsten Schwierigkeiten zu machen, gewährte er die technische Unterstützung, und 1865 konnte ihm das erste zusammenhängende Bild des athenischen Stadtringes vorgelegt werden.

Seitdem hat jede Anregung zu Erforschungen des klassischen Bodens im Großen Generalstabe die zuvorkommendste Aufnahme gefunden. 1872 wurden von Alt-Smyrna, von Ephesos mit

dem Artemision, von der alten Königsstadt Sardes die ersten topographischen Bilder entworfen. Zwei Jahre später erhielt der Vermessungsinspektor Kaupert den Auftrag, das Thalbecken von Athen genau aufzunehmen. Moltke hatte ihn 1866 als einen bewährten Meister seiner Kunst aus Kassel berufen, um die im topographischen Bureau des kurhessischen Generalstabes erreichten Erfolge für die preußischen Karten zu verwerthen. Mit der Gründung des deutschen Instituts in Athen gewann das Unternehmen eine größere Bedeutung. Jahr für Jahr wurden zur Fortführung der Aufnahme junge Offiziere ausgesendet, und binnen Kurzem wird voraussichtlich eine Gesammtkarte der Landschaft vorliegen, für historische Lokalforschung die erste sichere Grundlage, die auch schon der geologischen Forschung als unentbehrliche Unterlage gedient hat.

Wie zufällig erscheinen die Anlässe und Verknüpfungen, denen wir es verdanken, daß nach und nach Byzanz mit dem Bosporus, Kleinasien und Mesopotamien, Rom und die Campagna, Athen und Attica theils durch Moltke selbst und seine Freunde, theils unter seiner Obhut durch seine Beamten und Offiziere wissenschaftlich durchforscht und dargestellt sind! Und doch steht Alles in innerem Zusammenhang; denn die Forscherlust und Forschergabe Moltkes ist es, wodurch sein Leben eine so epochemachende Bedeutung für die Wissenschaft der Erdkunde erhalten hat.

Wer ist berufen, die geistige Wirksamkeit des großen Mannes nach allen Seiten zu würdigen! Nach meinem Gefühle wäre es unbescheiden, wenn ich die kriegswissenschaftlichen Werke, welche ihn nach Ritters Tode auf Pertz' und Rankes Antrag in den akademischen Kreis eingeführt haben, eingehender besprechen wollte. Es wird eine besondere Aufgabe sein, ihn in dem Kreise der Männer, welche große Feldherren und zugleich Meister der Geschichtsschreibung gewesen sind, nach seiner Eigenthümlichkeit darzustellen. Dazu gehört die Befähigung, beiden Seiten gerecht

zu werden. Auch ist es dem ferner Stehenden nicht möglich, in den geschichtlichen Werken des Generalstabs die verschiedenen Urheber zu unterscheiden, wenn auch die großartig klaren Ueberblicke der politischen Weltlage, sowie des Kriegsschauplatzes, welche die Geschichte von 1870 einleiten, den Meister verrathen, der dadurch für immer eine vorbildliche, Allen verständliche Bedeutung erlangt hat.

Seit den Freiheitskriegen ist ja auch die Kriegsgeschichte eine andere geworden. Die Feldherrnkunst hat aufgehört, eine von Geheimnissen umgebene besondere Doktrin zu sein, welche die Heerkörper als Werkzeuge einer künstlichen Mechanik verwendet. Wenn die Wehrkraft auf der Kriegsbereitschaft des ganzen Volks beruht, wird auch die Strategie populär und die Kriegsgeschichte ein Stück Volksgeschichte.

Moltke, dessen Leben ein Jahrhundert füllt, ist allmälig in die Zeit der Freiheitskriege hineingewachsen. Als Knabe hat er die tiefste Ohnmacht Deutschlands erlebt; er hat das eigene Vaterhaus von übermüthigen Feinden plündern, das Blüchersche Korps die Waffen strecken sehen. Um so lebendiger hat er, zum Jüngling heranreifend, den Anbruch einer neuen Zeit erkannt, und in seinen Reisebriefen spricht er von Niederlagen, in welchen der Keim einer verjüngenden Erhebung der Völker liegen könne. So begreifen wir, was den jungen Offizier aus der dänischen Armee zu uns herüberführte; es war der Heimatzug eines deutschen Gemüths, welches an der bei Leipzig und Waterloo begründeten, nationalen Entwickelung theilnehmen wollte, und nachdem er in langen Friedensjahren an seiner Ausbildung zum Feldherrn und der Vervollkommnung des Heerwesens unablässig gearbeitet hatte, fiel ihm an der Spitze des Generalstabes die Aufgabe zu, in die Fortbildung dessen, was er in den Freiheitskriegen hatte werden sehen, persönlich und auf eine für Deutschland entscheidende Art einzugreifen.

Die Wehrverfassung, durch welche Preußen neu geboren war, durfte nicht stehen bleiben, wie es zum Schaden des Staats mit dem Heerwesen des großen Königs der Fall gewesen war. Kaiser Wilhelm I. war es, der als Regent die Nothwendigkeit einer Neuordnung des Heeres erkannte, damit es für den Ernst kriegerischer Entscheidungen in voller Bereitschaft dastehen könne. Die damit verbundene Steigerung der Ansprüche an die Mittel des Staats mußte Widerspruch wecken, und so kam es, daß die organische Fortbildung der volksthümlichsten unserer Staatseinrichtungen eine Erschütterung des inneren Friedens zur Folge hatte, welche für alle Freunde des Vaterlandes eine Zeit der schwersten Prüfung war, so daß König Wilhelm, wie er seine landesväterlichen Absichten verkannt sah, im Begriffe stand, die Krone niederzulegen.

In diese Krisis ist Moltke wie ein rettender Genius eingetreten; denn der zähe Widerstand beruhte ja vorzugsweise darauf, daß man nach den Erfahrungen der letzten Dezennien an eine ernsthafte Verwerthung der Reform nicht glaubte. Da war er es, welcher in verständnißvollem Anschluß an Bismarcks große Politik das von Roon geschliffene Schwert als Chef des Großen Generalstabes so zu führen wußte, daß die geschmähte Reorganisation sich als die größte Wohlthat bewährte und als solche sofort von den Parteien anerkannt wurde. Das war ein Sieg seltenster Art, der dem Könige sein Volk und dem Lande den Frieden zurückgegeben, dem Staat aber den Weg zu einer neuen Weltstellung gebahnt hat. Einen größeren Dienst hat Niemand seinem Vaterlande leisten können.

Nichts ist für Moltkes Persönlichkeit so charakteristisch wie die versöhnende Stellung, die er im Staatsleben einnahm. Denn man kann sagen, daß Alles, was nach der Schwäche menschlicher Natur an Reibungen und Gegensätzen zwischen Ständen und Berufsarten vorkommt, sich in ihm zu einer höheren Harmonie auflöste. Soldat mit Leib und Seele, hatte er doch immer

nur das Vaterland im Auge, und seine militärischen Gesichtspunkte waren nie und nirgends von denen des staatlichen Lebens getrennt. Er wollte nicht Rache nehmen für das, was in den Schreckenstagen seiner Jugend und in den Zeiten vorher die Deutschen vom Uebermuth der Nachbarn zu leiden gehabt hatten, er wollte nur die Wiederkehr solcher Schmach unmöglich machen, die Volksgenossen, welche er auf seinen Wanderungen mit tiefem Unmuth vom Vaterland verlassen, der Heimat entfremdet, getroffen hatte, wieder sammeln und die Bruderstämme, die gegeneinander in Waffen gestanden, unzertrennlich unter einer Fahne einigen. Das Kriegsbanner, das er als Feldherr trug, war im Sinne des obersten Kriegsherrn wesentlich ein Banner des Friedens.

Darum war er auch im Parlament als Vertreter der Armee immer beflissen, den unzertrennlichen Zusammenhang ihrer Interessen mit denen von Staat und Volk deutlich zu machen. Man nenne, sagte er, den Waffendienst eine unproduktive Thätigkeit, aber er bezwecke und erziele doch die Sicherheit des Staats, ohne welche Handel und Gewerbe nicht gedeihen könnten; er sei die Schule der heranwachsenden Nation in Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Gehorsam und Treue; Eigenschaften, welche für eine spätere, produktive Thätigkeit doch gewiß nicht werthlos seien.

Seine Darlegungen, von dem Geist einer milden Weisheit getragen, ruhten immer auf dem Grunde einer unwiderleglichen Wahrheit, deren Eindruck sich kein Unbefangener entziehen konnte. Es war ihm ein Bedürfniß, Alles, auch die höchste Feldherrnkunst auf den einfachsten, allgemein verständlichen Grundsätzen aufzubauen; er kannte keine Soldatentugenden, die nicht auf sittlichem Grunde ruhten.

Der erste Meister des Krieges, hat er nie den Reiz empfunden, die Gelegenheit zu suchen, diese Meisterschaft zur Geltung zu bringen. War die Entscheidung auf dem Schlachtfeld unvermeidlich, so hatte er nur ein Ziel, so rasch und ener-

gisch wie möglich den Zweck zu erreichen, dem Vaterlande seine höchsten, unveräußerlichen Güter zu sichern, nach jedem Erfolg still und bescheiden in seine friedliche Thätigkeit zurücktretend.

Ein Mann von überlegener Geisteskraft, ist er nie auf seine persönliche Macht eifersüchtig gewesen, in allen Feldzügen beflissen, den Führern der einzelnen Armeen den freiesten Spielraum eigener Thätigkeit zu schaffen, nachdem er den Plan entworfen hatte, wie zur rechten Stunde und am rechten Platze Alles zur Entscheidung sich zusammen finde.

Auf dem Gipfel aller Ehren, mit welchen der oberste Kriegsherr den Helden schmückte, der an der Aufrichtung des Kaiserthrons einen so wesentlichen Antheil hatte, im vollen Genuß der begeisterten Anerkennung von allen Deutschen im In- und Auslande, die durch seine Siege sich wieder gehoben und geeinigt fühlten, bewundert von allen Zeitgenossen als einer der ersten Männer des Jahrhunderts, ist er immer derselbe demüthige, anspruchslose Mann geblieben, der so schlicht und einfach unter uns umherging, als wenn er nichts Besonderes gethan hätte. Ein Wort, ein Blick, eine Geberde, welche einen Geringeren verletzen konnte, war ihm unmöglich.

Er vereinigte in sich, was wir so selten in einer Persönlichkeit vereinigt finden. Ein Mann der That, der schon als Erforscher Asiens keine Lebensgefahr scheute, ein unerschrockener Krieger, der auch als Schlachtenlenker sich bei seinen Rekognoszirungen bis über die äußersten Schützenlinien vorwagte, ein Mann, der vom Generalstabsgebäude aus mit wachsamem Umblick unablässig beschäftigt war, alle Heere Europas, alle Aenderungen der Waffen und Waffentechnik, alle Erfindungen des Festungsbaues, alle Fortschritte des Verkehrswesens scharf im Auge zu behalten, um jede Erfahrung unverzüglich für die Erhöhung der vaterländischen Wehrkraft zu verwerthen — und bei dieser ununterbrochen nach außen gerichteten Wachsamkeit und Wirksamkeit blieb er immer der in sich Gesammelte, der denkende

Geist, dem ernste Forschung ein Lebensbedürfniß war, voll lebendiger Theilnahme an Kunst und Wissenschaft. Wenn also schon im Alterthum darüber gestritten wurde, welchem Leben der Vorzug gebühre, dem beschaulichen Leben des Weisen, der an seinem ruhigen Auge die Weltbegebenheiten vorüberziehen sieht, oder dem praktischen Leben des Staatsmannes und Feldherrn, so hat Moltke in seltener Weise Beides in sich vereinigt, ein unvergleichlicher Zeuge dafür, daß bei voller Entwickelung des Denkvermögens die männliche Thatkraft unversehrt bleiben kann; und daß es ein Deutscher war, der diese Doppelkraft bis in das höchste Alter sich bewahren konnte, das ist es, wofür wir Gott von Herzen danken.

Moltke ist ein reich begnadigter Mensch gewesen im Leben wie im Sterben. Mit dankbarem Gemüth hat er selbst den Segen anerkannt, der sein Wirken begleitet hat. Schon bei der Heimkehr von Königgrätz hörte man ihn sagen: „Es ist schön, wenn der Herr einem Manne den Lebensabend so erhellt, wie er es dem Könige und vielen seiner Generale gethan; auch ich bin jetzt 66 Jahre alt, und für mein Wirken in diesem Leben habe ich einen so herrlichen Lohn erhalten, wie wohl wenige Menschen. Wir haben einen Feldzug geführt, der für Preußen, für Deutschland, für die Welt eine unermeßliche Bedeutung hat. Gottes Gnade hat unser redliches und thatenkräftiges Streben mit glorreichen Siegen belohnt. Wir alten Leute aus dem böhmischen Feldzuge können uns rühmen, welche harten Kämpfe wir auch in unserem früheren Leben durchgekämpft haben, dennoch des Glücks Schoßkinder zu sein.“*)

So sprach er damals, mit keinem Worte seiner Verdienste gedenkend. Er erkannte wohl, daß es nicht die letzten Kämpfe waren; aber er dankte schon für die den Alten des Geschlechts gegönnten Erfolge und ahnte nicht, was er noch selbst mit un-

*) Vergl. Freiherr v. Fircks, Feldmarschall Graf Moltke S. 67.

geschwächter Manneskraft zu leisten berufen sei, der auserwählte Held des inhaltreichsten Jahrhunderts vaterländischer Geschichte, unter dem die deutsche Nation sich unüberwindlich fühlte.

Der Segen, den Moltke für sich so dankbar anerkannte, ruht auch auf uns und unsern Nachkommen. Denn es sind nicht bloß die äußeren Denkmäler, die er uns hinterlassen hat, die deutsche Einheit, das Deutsche Reich, an dem er so herrlich mitgebaut hat, sondern er ist uns auch darum so unaussprechlich theuer, weil um ihn, wie um keinen anderen Feldherrn, die ganze Nation in allen Ständen und Wohnsitzen sich parteilos und liebevoll geeinigt hat. Er ist uns der Hort dieser geistigen Einheit, der Mann, in dessen Gedächtniß sich Jahrhunderte hindurch alle deutschen Herzen immer von Neuem erheben und begeistern werden, ein Vorbild der Tugenden, welche unser Vaterland auf der Höhe erhalten werden, zu welcher er es geführt hat, wenn wir seinem Wahlspruch folgen:

Alle Zeit
Treu bereit
Für des Reiches Herrlichkeit!





Zeit-Verzeichniß

der in Band I bis V veröffentlichten

328 Briefe des Feldmarschalls.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin, Kochstraße 68—70.















